usc.

5461 (3

[Zschokke]

64

Andachtsbuch

einer

christlichen Familie

zur

häuslichen Gottesverehrung

und

Erweckung

eines

frommen Sinnes.

Dritter Band.

Mit Königl. Würtembergischen, Großherzogl. Badenschen, Großherzogl. Hessischen Privilegien, so wie der hohen Eidsgenössischen Stände Zürich, Bern, Luzern, Solothurn, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Graubünden, Aargau und Thurgau ergangenen Verboten gegen den Nachdruck und den Verkauf des Nachdrucks.

Aarau 1819.

Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

G. m. 44

Privilegien.

Seine Königliche Majestät haben vermöge höchsten Dekrets vom 10 d. M. dem Buchhändler und Buchdrucker Heinrich Remigius Sauerländer zu Aarau, auf seine unterthänigste Bitte, ein Privilegium gegen den Nachdruck der von ihm angekündigten neuen Ausgabe des in seinem Verlage erscheinenden Werkes:

Stunden der Andacht,

unter den in der General-Verordnung in Betreff der Privilegien gegen den Büchernachdruck vom 25 Februar 1815 enthaltenen Bestimmungen, und unter der Bedingung, daß das vollständige Werk nicht höher als zu eilf Gulden *) im Königreiche verkauft werde, auf sechs Jahre, vom Tage des gegenwärtigen Patentes an, zu bewilligen geruht.

Es wird daher allen diesseitigen Staats-Angehörigen, besonders aber allen Buchdruckern und Buchhändlern des Königreichs, alles Ernstes verboten, besagtes Werk innerhalb dieser Zeit nachzudrucken, oder einen auswärtigen Nachdruck desselben in den diesseitigen Landen zu debitiren, widrigen Falles gegen Denjenigen, welcher dagegen handeln würde, die in den Gesetzen angedrohte Strafe, und insbesondere die Konfiskation aller Exemplare des unbefugten Nachdrucks zum Vortheile des Verlegers, und die Erstattung des Ladenpreises der Verlagsausgabe an denselben, für die bereits abgegebenen Exemplare, erkannt werden würde.

Stuttgart, den 14 Mai 1818.

Königl. Würtemberg. Ministerium des Innern
v. Otto.
Schlayer.

Ministerium des Innern.
Evangelische Sektion.

Karlsruhe, den 30 März 1818.

Von dem Ministerium des Innern wird die Bitte Namens des Buchhändlers und Buchdruckers Sauerländer zu Aarau um ein Privilegium für sein Werk

Stunden der Andacht

zur baldigen Aeusserung über den Inhalt und Werth des Buches im Einvernehmen mit der katholischen Sektion hierher geschickt.

---

*) Der Verleger hat dem geehrten Publikum die nöthige Bitte hier beizufügen, daß dieser Preis von 11 fl. keinen Anlaß zu Mißverständnissen geben möge, sondern daß man die Ladenpreise von jeder Ausgabe und von jeder Abtheilung dieses Werks am Schlusse der Privilegien vollständig verzeichnet findet, so wie solche von ihm, als Verleger, auch für diese neuen und wohlfeilern Ausgaben festgesetzt worden sind, und nach welchen sich jeder Käufer einzig und allein zu richten beliebe.

Beschluß:

Wohldemselben im Einverständniß mit Großherzoglich katholischer Ministerial-Sektion und unter Rückgabe der Komunikate geziemend vorzutragen:

„Da hier wohl nicht der Ort zu einer ausführlichen Rezension dieses Werkes sein mag, so beschränken wir uns statt derselben forderſamst auf die Bemerkung, daß unter allen Besitzern und sonstigen Kennern desselben nur eine Stimme über dessen hohen, seltenen Werth für Geist und Herz ist; daß alle kritischen Blätter, so viel wir deren zu Gesicht bekamen, dasselbe Urtheil seit der Erscheinung des ersten Bandes bis zum letzten fortwährend darüber aussprachen, und daß wir diesem Urtheil, ohne von irgend einer Vormeinung für den in völlige Unbekanntheit gehüllten Verfasser befangen sein zu können, aus eigener Bekanntschaft mit dem Werke und völliger Ueberzeugung beitreten.“

„Der Inhalt desselben, wie auch aus der gegebenen allgemeinen Inhaltsanzeige der fünf Abtheilungen, in welchen es zugleich neben der Ausgabe im Ganzen erscheinen soll, schon erhellet, verbreitet sich beinahe über Alles, was dem denkenden und fühlenden Menschen in den Erscheinungen der Natur, Welt und Zeit und seinem äussern Leben darin nahe liegt, und was aus den stillen Erforschungen und Wahrnehmungen seines innern Lebens im mannigfaltigen Zusammenhang damit ernst Anregendes und froh Bewegendes für ihn hervorgeht: was ihm in Allem, dessen Beziehung auf Gott, sich selbst und seine Mitmenschen in den mannigfaltigsten Lagen, Verhältnissen und Wechseln dieses Erdenlebens und auf seine Aussichten in eine höhere und schönere Zukunft, und was ihm in Gottes Menschenerziehung durch Verstand, Vernunft und Offenbarung, durch Wissen, Glauben und Empfinden wahr und heilig und beseligend werden kann und soll. Dabei athmet es durchaus rein sittlichen und ächt religiösen, frommen Sinn mit steter Richtung auf denselben, gleich fern von krankem Misticismus und todtem Dogmatismus; belehrt mit Klarheit und Ruhe, schildert mit Wärme, oft mit hohen Farben; ergreift, wo es will, mit eigenem, innigem Gefühl seine Leser an dem ihm Verwandten; nimmt, was es gibt, aus lichter Anschauung und tiefem Gemüthe; verschmäht, als am wenigsten hierher gehörig, den Prunk mit Gelehrsamkeit und Belesenheit, so viel auch davon im Grunde liegt; hütet sich mit Sorgfalt vor allem beleidigenden Anstreifen an Streitlehren und Streitmeinungen in Sachen des Glaubens und Gewissens, vindicirt vielmehr, wie die Betrachtungen 33 und 34 des ersten Bandes zeigen, dem Geiste der allgemeinen Bruderliebe, ohne Unterschied der Religionen und Konfessionen, seine göttlichen Rechte, und wird so für Alle mit seiner immer edeln, schönen und doch verständlichen Diktion, und im Umfang von acht Bänden eine Bibliothek reiner, häuslicher Andacht und Erbauung — in freien Betrachtungen zu jedem einzelnen Gebrauch, ohne schulgerechten Zuschnitt und systematische Form sich bewegend.“

„Der Schutz dieses eben so gemeinnützlichen, als mit großen Kosten verbundenen, und doch in sehr mäßigem, verhältnißmäßig wohlfeilem Preise gehaltenen Werkes gegen weitern Unbill und Schaden des Nachdrucks ehrt, nach unserm Dafürhalten, jedes Gouvernement selbst, welches ihm denselben ertheilt; so wie die Offizin, aus welcher es mit so großem Aufwand hervorgeht, dieses Schutzes ganz würdig ist.“

„Wir nehmen daher gar keinen Anstand, auf geneigte Ertheilung des nachgesuchten Privilegiums mit Berücksichtigung des ganzen Inhalts der vorliegenden Bitte geziemend anzutragen, da das Landesgesetz 577, 1 b einen solchen Gnadenbrief offen läßt, und dieser Fall sich ohne Zweifel in besonderm Maße dazu eignet.“

Wir Carl,

von Gottes Gnaden Großherzog zu Baden, Herzog zu Zähringen, Landgraf zu Nellenburg, Graf zu Hanau ꝛc.

haben uns auf das unterthänigste Gesuch des Buchhändlers und Buchdruckers Heinrich Remigius Sauerländer zu Aarau bewogen gefunden, demselben ein Privilegium auf sechs Jahre, und zwar tax- und sportelfrei, gegen den Nachdruck und Verkauf des Nachdrucks in Unsern Landen der in seinem Verlage in acht Bänden erscheinenden dritten umgearbeiteten und verbesserten Ausgabe von den Stunden der Andacht zu ertheilen.

Da jedoch diese neue Ausgabe zur Erleichterung des Ankaufs in fünferlei einzelnen Abtheilungen erscheint, und sofort der erste bis vierte Band der Stunden der Andacht noch unter dem besondern Titel:

Andachtsbuch einer christlichen Familie zur häuslichen Gottesverehrung und Erweckung eines frommen Sinnes (I—IV. Band);

der fünfte Band der Stunden der Andacht unter dem besondern Titel:

Andachtsbuch für die erwachsene Jugend bei ihrem Eintritt in die Welt;

der sechste Band unter dem besondern Titel:

Gott in der Natur. Ein Andachtsbuch für Freunde und Freundinnen Jesu in Betrachtungen der Werke des Schöpfers;

der siebente Band der Stunden der Andacht unter dem besondern Titel:

Der Christ und die Ewigkeit. Ein Andachtsbuch zur Beruhigung im Leiden und zur Befestigung im Glauben an Unsterblichkeit und Wiedersehen; und

der achte Band endlich unter dem besondern Titel:

Das Reich Jesu auf Erden. Betrachtungen über die Schicksale unserer Religion seit ihrer Stiftung bis zu unsern Zeiten. Ein Andachtsbuch zur Beförderung wahren Christenthums,

erscheinen, und jede Abtheilung unter diesem ihrem eigenen Titel besonders verkauft werden soll: so wollen Wir hiermit Unser gnädigstes Privilegium auch auf die einzelnen Theile gedachten Werkes ausdehnen.

Allen und jeden Unterthanen, besonders aber Buchdruckern und Buchhändlern, wird daher alles Ernstes verboten, diese dritte verbesserte Originalauflage der Stunden der Andacht, so wie jede weitere Auflage dieses Werkes, oder jeder einzelnen, mit besonderm Titel versehenen Abtheilung desselben innerhalb des bemerkten Zeitraums von sechs Jahren nachzudrucken, oder einen auswärtigen Nachdruck desselben in den

diesseitigen Landen zu verdebitiren, widrigen Falles derjenige, der dagegen handeln würde, nicht nur mit einer Strafe von dreißig Reichsthalern belegt, sondern auch die Konfiskation aller Exemplare des unbefugten Nachdrucks zum Vortheil des Verlegers, und Erstattung des Ladenpreises der Verlagsausgabe an denselben für die bereits abgegebene Anzahl Exemplare, erkannt werden soll.

Dessen zur Urkunde ist gegenwärtiges Privilegium mit dem größern Insiegel Unsers Ministeriums des Innern versehen worden.

Gegeben Karlsruhe den 15 Mai 1818.

Auf Befehl Seiner Königlichen Hoheit:

v. Sensburg.

(L. S.) Der Ministerial-Sekretär.

Gußmann.

Ludewig,

von Gottes Gnaden Großherzog von Hessen und bei Rhein u. s. w.

Nachdem der Buchhändler Sauerländer zu Aarau, Kanton-Aargau, um gnädigste Ertheilung eines Privilegs zur Verhütung devon einem Unserer Unterthanen etwa zu besorgenden oder in Unsern Landen zu verkaufenden Nachdrucks einer verbesserten neuen Originalausgabe des bei ihm unter dem Titel: Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung, in acht Bänden erscheinenden Werkes bei Uns unterthänigst gebeten, Wir auch diesem Gesuch gnädigst zu willfahren geruhet haben; als privilegiren Wir den vorbenannten Verleger hiermit und kraft dieses also und dergestalt, daß ausser ihm oder ohne seine Genehmigung und Vorwissen innerhalb der nächsten sechs Jahre Niemand in Unsern großherzoglichen Staaten befugt sein soll, dieses Werk, von welchem der erste bis vierte Band auch unter dem besondern Titel:

Andachtsbuch einer christlichen Familie zur häuslichen Gottesverehrung und Erweckung eines frommen Sinnes,

der fünfte Band unter dem besondern Titel:

Andachtsbuch für die erwachsene Jugend bei ihrem Eintritt in die Welt,

der sechste Band unter dem besondern Titel:

Gott in der Natur. Ein Andachtsbuch für Freunde und Freundinnen Jesu in Betrachtungen der Werke des Schöpfers,

der siebente Band unter dem besondern Titel:

Der Christ und die Ewigkeit. Ein Andachtsbuch zur Beruhigung im Leiden und zur Befestigung im Glauben an Unsterblichkeit und Wiedersehen,

der achte Band unter dem besondern Titel:

Das Reich Jesu auf Erden. Betrachtungen über die Schicksale unserer Religion seit ihrer Stiftung bis zu unsern Zeiten. Ein Andachtsbuch zur Beförderung wahren Christenthums,

einzeln ausgegeben werden wird, weder in der erscheinenden dritten, noch den folgenden und vorhergehenden Original-Ausgaben, noch endlich einzelne der vorbenannten Abtheilungen desselben, oder Auszüge nachdrucken, und eben so wenig diejenigen Exemplarien, welche etwa ausserhalb Unserer Staaten von Andern nachgedruckt worden sein sollten, in Unsere Lande weder einführen, noch daselbst heimlich oder öffentlich verkaufen zu dürfen, bei Konfiskation aller dergleichen Exemplarien, und einer weitern angemessenen Bestrafung.

Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und des beigedruckten Staats-Siegels.

Darmstadt den 16 Mai 1818.

Ludewig.

(L. S.)

Jaup,
geheimer Referendär.

Die hohe Regierung des eidsgenössischen Standes Zürich hat unter dem 30 Mai 1818 ein Privilegium auf fünfzehn Jahre für dieses Werk (Stunden der Andacht) ertheilt, und einen Nachdruck desselben zu verkaufen untersagt.

Die hohe Regierung des eidsgenössischen Standes Bern hat unter dem 24 Juni bei Strafe der Konfiskation und einer Buße von fünfzig Franken dieses Werk weder nachzudrucken, noch einen Nachdruck davon zu verkaufen untersagt.

Die hohe Regierung des eidsgenössischen Standes Luzern hat unter dem 22 Juni 1818 beschlossen, daß sowohl die Nachdrucker, als Verkäufer und Verbreiter jeden daherigen Nachdrucks von diesem Werk dem betreffenden Richter als unnachsichtlich überwiesen, und die bei ihnen vorgefundenen nachgedruckten Exemplarien konfiszirt werden sollen.

Die hohen Regierungen der eidsgenössischen Stände Solothurn, Basel und Schaffhausen haben unter dem 29 Mai jeden Nachdruck dieses Werkes unbedingt verboten.

Der hochlöbl. große Rath des Kantons St. Gallen hat unterm 17 Juni 1818 den Nachdruck, so wie den Verkauf nachgedruckter Exemplare von diesem Werk bei Konfiskation, Schadenersatz für den Verleger oder rechtmäßigen Ausgeber, und einer Geldstrafe von 200 Schweizerfranken für zehn Jahre verboten.

Der hochlöbl. große Rath des Kantons Graubünden hat unterm 18 Juni 1818 beschlossen, daß der Nachdruck dieses Werkes in besagtem Kanton verboten werde.

Die hohe Regierung des eidsgenössischen Standes Aargau hat unter dem 22 Juni 1818 bei Strafe der Konfiskation und einer Buße von wenigstens 200 Fr., höchstens 400 Fr. dieses Werk nachzudrucken untersagt; es ist gleichfalls bei Strafe der Konfiskation und einer Buße von wenigstens 50 Fr., höchstens 100 Fr. einen Nachdruck dieses Werks zu verkaufen untersagt.

Die hohe Regierung des eidsgenössischen Standes Thurgau hat unterm 30 Mai 1818 dem Verleger das nachgesuchte Privilegium gegen die Verbreitung und den Ankauf jeden Nachdrucks von diesem Werke (Stunden der Andacht) für die Zeit von sechs Jahren ertheilt.

Von dieser Ausgabe in Taschenformat werden sowohl vollständige Exemplare in acht Bänden unter dem Haupttitel: Stunden der Andacht, à 12 fl. verkauft, als auch in einzelnen Abtheilungen unter nachstehenden Titeln und zu den beigefügten Preisen:

Andachtsbuch einer christlichen Familie; 4 Bde. kl. 8. à 6 fl. — od. 4 thlr.
Andachtsbuch für die erwachsene Jugend; . — à 1 fl. 30 kr. od. 1 thlr.
Gott in der Natur; . . . . . — à 1 fl. 30 kr. od. 1 thlr.
Der Christ und die Ewigkeit; . . . — à 1 fl. 30 kr. od. 1 thlr.
Das Reich Jesu auf Erden: . . . — à 1 fl. 30 kr. od. 1 thlr.

Wer von dieser Ausgabe eine Parthie vollständige Exemplare oder in einzelnen Abtheilungen zu erhalten wünscht, wende sich an den Verleger, der die billigsten Parthiepreise auch dafür ansetzen wird.

Von der wohlfeilen Originalausgabe in gr. 8., von welcher keine einzelnen Bände abgegeben werden, und die nur in vollständigen Exemplaren von acht Bänden verkauft wird, sind folgende Ladenpreise festgesetzt, um welche man sie in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz erhalten kann:

Ein vollständiges Exemplar in acht Bänden, gr. 8. auf ordinärem Druckpapier à 5 fl. 30 kr.
Desgleichen auf weißem Druckpapier à 8 fl. 15 kr.

Das Bildniß Jesu wird allen Exemplaren beigefügt.

Wer von dieser wohlfeilen Ausgabe in Groß-Oktavformat eine Partie von fünf Exemplaren bei dem Verleger unmittelbar bestellt, erhält solche auf ordinärem Druckpapier um den Betrag von 22 fl. netto, folglich kommt ein Exemplar auf 4 fl. 24 kr. im Parthiepreise zu stehen.

Auf weißem Druckpapier wird eine Parthie von fünf Exemplaren à 33 fl. netto erlassen, folglich kommt ein Exemplar auf 6 fl. 36. kr. im Parthiepreise zu stehen. Die Frachtkosten trägt der Besteller, und ich werde die Versendungen aufs billigste zur Fuhre veranstalten lassen. Im Buchhandel können jedoch diese Parthiepreise nicht verlangt werden.

Für Norddeutschland sind die Ladenpreise folgendermaßen in sächsischem Gelde festgesetzt worden, und die Exemplare werden um diese Preise franko Leipzig versendet:

Ein vollständiges Exemplar in acht Bänden, gr. 8. auf ordinärem Druckpapier à 3 Thlr. 16 Gr.
Desgleichen auf weißem Druckpapier à 5 Thlr. 12 Gr.
In Parthiepreisen zu fünf Exemplaren auf ordin. Druckp. um 15 Thlr. netto.
Desgleichen auf weißem Druckp. um 22 Thlr. netto.

Bei jeder Parthie von fünf Exemplaren empfängt der Besteller noch ein Exemplar auf ordinärem Druckpapier unentgeltlich als Geschenk für ganz arme Leute; bei zehn Exemplaren zwei, bei fünfzehn drei u. s. f. Dabei setze ich jedoch die Bedingung fest, daß diese Exemplare sicher in die Hände ganz unbemittelter Personen kommen, die ausser Stand sind, sich das Werk anzuschaffen. Daher können diese Frei-Exemplare auch nicht als Benefiz für den Käufer verlangt werden, dem schon ein billiger Rabat nachgelassen wird, sondern nur derjenige empfängt bei fünf Exemplaren das sechste noch als Geschenk, welcher mir Namen, Gewerb und Wohnort desjenigen anzeigt, an den das sechste Exemplar wirklich unentgeldlich überlassen wird Am Schlusse des achten Bandes wird ein Namensverzeichniß der Subskribenten auf fünf Exemplare abgedruckt, mit Beifügung der Namen derjenigen Personen, welche die Frei-Exemplare erthielen.

H. R. Sauerländer.

I.

Empfindungen am Neujahrstage.

Jeremias 21, 8.

Der Du das junge Jahr mir schenkest,
Wer bin ich, daß Du mein gedenkest,
Und mir erneuest Deine heil'ge Treu?
Wie kann ich Staub Dir würdig danken?
Erhaben über ird'sche Schranken
Ist Deine Liebe ewig neu.

Du säest Welten aus, wie Saaten,
Und das Geheimniß Deiner Thaten
Ist blendend Licht und Harmonie und Sturm;
Und in der Kette Deiner Wunder
Ist eine Sonne nur ein Zunder
Und eine Erde nur ein Wurm.

Wer kann, o Wesen aller Wesen,
Des Schicksals große Rolle lesen,
Auf welche Du der Himmel Ordnung schreibst?
Wer hat mit Dir im Rath gesessen,
Das ewige Gesetz zu messen,
Nach welchem Du die Sphären treibst?

Das Urverhältniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe,
In langen Folgen der Nothwendigkeit;
Und nichts wird, wenn auch schwache Seelen
Mit Gram sich und Verzweiflung quälen,
Im Schicksal anders eingereiht.

Du hast gerecht zu meinem Leben
Mir Glauben und Vernunft gegeben,
Genug zum Segen und zum Fluch!
Ich bin, wenn ich, was ich verschulde,
Nicht ohne Murren freundlich dulde,
Mir selbst ein wilder Widerspruch.

Laß nie mich in der Welt es wagen,
Dich hochvermessen anzuklagen,
Weil dunkel noch das große Jenseits steht;
Nicht fluchen, wenn das Laster sieget,
Wenn Tugend weinend unterlieget;
Du bleibst gerecht in Richtermajestät!

Wenn Angst und Zweifel in mir stürmet,
Und Nacht auf Nacht sich um mich thürmet,
Und alle Stimmen sich im Schwindel dreh'n:
So will ich meine Hände falten,
Und mich an Dich im Sinken halten,
Und sinkend werd' ich nicht vergeh'n.

Wer heute doch in die Brust der Sterblichen, in das Geheimniß ihrer Gefühle, Hoffnungen, Besorgnisse und Wünsche, hineinblicken könnte, mit denen sie den Anfang des neuen Jahres begrüßen! Freilich, wohl auch Tausende beginnen das Jahr leichtsinnig, gleichgültig, ohne besondere Gedanken dabei, so wie sie das vorige Jahr endeten; ihnen ist ein Tag, wie der andere. Aber Millionen dagegen treten den neuen großen Lebensabschnitt nicht ohne gewisse Gemüthsbewegungen an, welche besonders dieser Tag zu erregen fähig ist. Viele denken: Was habe ich, was haben nun meine Angehörigen von dem bevorstehenden Jahr zu erwarten? Wird es besser, wird es schlimmer werden?

Andere denken kaum nur noch so weit hinaus. Sie beschäftigt nur der Gedanke an die bevorstehende Ergötzung, welche dieser Tag ihnen gewöhnlich darbietet; an die zu empfangenden oder abzustattenden Glückswünsche, welche durch Mode und Höflichkeit eingeführt sind; an die gesellschaftlichen Freuden, an die Gastmähler, an die Geschenke, welche diesem Tage anzugehören pflegen.

Der in Gesundheit Blühende sieht in der Zukunft nichts als glückliche Zufälle, die seiner warten. Der von Natur Aengstliche seufzt bei dem Gedanken, daß die unangenehmen Verhältnisse, in denen er sich zum Theil schon gegenwärtig befindet, wohl noch viele traurigere Stunden herbeiführen können. Der Kranke blickt unmuthsvoll und wehmüthig zurück auf die Reihe ehemals genossener freudiger Neujahrstage, während diesmal nun der Anfang des Jahres bitter und vielleicht von übler Vorbedeutung ist. Der Jüngling baut Entwürfe des Ehrgeizes und Reichthums für die Zukunft. Die Jungfrau sieht sich in den dämmernden Fernen kommender Tage als Neuvermählte, als Gattin und Hausmutter. Doch mehr oder weniger sucht Jeder, der

es irgend vermag, an diesem Tage Vergnügen und Erheiterung, und glaubt, was er fröhlich beginne, werde dadurch zum dauernden Frohsinn eingeweiht. — Und wenn er sich auch mit diesem täuschen sollte, so will er sich gern geräuscht haben.

Der weisere Mensch aber — und wer möchte nicht auf diesen Namen Anspruch machen? — der weisere Mensch, auch wenn er sich willig dem Vergnügen hingibt, das ihm solch ein Festtag bereitet, sucht dennoch gern einen Augenblick der Einsamkeit für sich zur stillen Ueberlegung. Er weiß es, die Zeit und ihr Name thut nichts, die Lustbarkeit weihet nichts: sondern das Gemüth thut alles, das Gemüth muß die Zukunft weihen.

Er weiß es, sein ganzes Leben ist ein Hinreissen zu unbekannten Schicksalen. Jeder neue Tag führt ihm neue Erscheinungen vor das Auge. Nicht diese Erfahrungen, nicht diese Schicksale können ihm Wohl oder Wehe bringen, sondern die Art und Weise, wie er sie aufnimmt, anwendet und verläßt. Wer dies noch nicht weiß, der hat sein ganzes bisheriges Leben noch ohne allen Vortheil verlebt.

Darum sucht der besonnene Weise auch an diesem Tage einen einsamen Augenblick. Er will mit sich selber zu Rathe gehen, auf welche Art er die Reise am besten und am nützlichsten fortsetzen könne? Es entgeht ihm nicht, daß er, ungeachtet er schon so alt geworden, wie er ist, dennoch unbefriedigt in seinen Erwartungen geblieben, und keineswegs so glücklich geworden sei, als er wohl fühlt, daß er sein könnte. Es entgeht ihm nicht, daß ihm, so ernstlich er auch daran gedacht haben mag, das Wichtigste von Allem abging, was weise, muthig, unerschrocken, mäßig und Gott und Menschen uns zu Freunden macht, — wahre Religiosität, ein lebendiges, unser ganzes Wesen durchdringendes, unser Inneres verklärendes Christenthum.

Nun steht vor ihm ein neues Jahr, wie eine fremde verhüllte Gestalt, ernst und geheimnißvoll mit unbekannten Verhängnissen im Bunde. Es steht vor ihm da, wie ein Bote Gottes, und spricht mit der Stimme des Propheten: „Sage diesem Volk, so spricht der Herr: siehe

ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode!“ Jerem. 21, 8.

Ja wohl der Weg zum Leben und zum Tode, er spaltet sich scheidend zur Linken und Rechten vor unsern Blicken. Einen müssen wir wählen. Die Zeit drängt uns unaufhaltsam fort.

Wegweiser schweben um uns. Sie winken zur Rechten und Linken. Vernunft und Glauben dort — Leichtsinn und Sinnlichkeit hier. Beide bieten uns Glück, beide fordern von uns Opfer dafür. Es sprechen Vernunft und Glauben: Opfere das Gegenwärtige für die Ewigkeit, und alle Tugenden, alle Verdienste, die reinste Zufriedenheit gehören dir. Es sprechen Leichtsinn und Sinnlichkeit: Opfere das Zukünftige für das Gegenwärtige, und bei allen Verirrungen wird dir noch dann und wann ein froher Tag.

So liegen vor uns Segen und Fluch. Wählen sollen wir. Wir begannen ehemals manches neue Jahr, ohne diese und ähnliche Ueberlegungen; lebten harmlos in den Tag hinein, und genossen den Augenblick, wie er sich gab. — Aber haben wir auch das Leben ohne Reue genossen? Siehe, du klagst noch heute, du bist noch nicht beglückt, es fehlt dir noch so viel, um zufrieden zu sein. An wem lag die Schuld? an dir, oder an Gott? —

So spricht der Herr: siehe, ich lege dir vor den Weg zum Leben! — Hast du Entschlossenheit, ihn zu betreten, so bist du einer dauerhaften Glückseligkeit gewiß. Auf diesem Wege sollst du die marternde Reue nicht finden, nicht die bittern Folgen übereilter Handlungen, nicht den Verdruß um vereitelte Entwürfe. Auf diesem Wege sollst du auch unter allen Verleumdungen ehrwürdig, auch bei aller Mißgunst des Glücks heiter, auch in der Armuth reich sein; sollst in deinen Krankheiten zu den Schmerzen lächeln; sollst, wenn Freunde dir treulos sind, sie nicht vermissen; sollst, wenn dir an deiner Brust der Geliebteste unter den Menschen stirbt, mit den Empfindungen unnennbarer Seligkeit auf seinen Leichnam hinblicken. Was kannst du Herrlicheres vom Leben unter dem Himmel fordern? Alle übrigen Gaben des Glücks, alle andern

schönen Stunden, die dir Gottes Vorsehung zubereitet, werden gleichsam nur eine bloße Zulage zu dem unermeßlichen Schatz von Freuden sein, den du auf diesem Wege des Lebens findest.

Kennst du ihn noch nicht, diesen Weg? Scheint dir, was hier gesagt wird, eine kalte, langweilige Predigt von Worten, wie man oft zu hören pflegt? — Ich beklage dich. Aber ich weissage dir: es wird eine Stunde in dein Leben hineintreten, welche dir, wie ein fallender Blitzstrahl, furchtbare Helligkeit über jene Worte bringen wird. Du liesest heute diese Zeilen, und legst sie sorgenlos nieder; aber es wird eine Stunde hereinbrechen in dein Leben, welche dich schauerlich an sie zurückmahnt, und an den Weg zum Leben, den sie dir nannten. Du bist heute noch wohlgemuth, und weißt nicht, woher dir das Unglück kommen sollte? Aber wie, wenn in diesem neuangetretenen Jahr du um Ehre und Ansehen kommen solltest, und ein Spott deiner Gegner werden müßtest? Wie, wenn dies Jahr das entscheidende Jahr wäre, in welchem du mit den Deinigen schnell oder allmälig in vorher unbekannte Noth und Dürftigkeit zurücksinken müßtest? Wie, wenn du in diesem Jahr als Leiche erblicken müßtest die von dir auf Erden am innigsten geliebte Person? Wie, wenn deine Todeskrankheit selbst nicht mehr so weit entfernt wäre, als du heute noch glaubst, und du unter den Thränen deiner Familie sehr unerwartet auf ewig die Augen schlössest? — Kennst du den Weg zum Leben, auf welchem du, erhabener als jedes Schicksal, ein unangefochtenes Glück durch alle Stürme tragen würdest? Willst du ihn kennen?

Verlasse die bis heute betretene Bahn, die bis heute gewohnt gewesene Denkart, in welcher du für deine eigene bleibende Zufriedenheit keine Genugthuung angetroffen hast. Stirb dem Vergangenen ab, verwandle dich gleichsam in ein neues Wesen; löse deinen Geist in Jesu Christi göttlichen Geist auf, der zu dir spricht: Ich bin die Wahrheit und das Leben.

Die Auflösung unsers Geistes im Geiste des Göttlichen geschieht durch Annahme seiner Denkart, durch das Sichzueigenmachen seiner stillen, menschenfreundlichen

Tugenden, durch die Entfernung von Fehlern des Gemüths, durch die Liebe zu Gott und das Einssein mit Gott. Es geschieht, wenn wir auf Alles, was uns auf Erden Freude macht, nie einen zu hohen Werth setzen; wenn wir uns selbst bändigen, und das, was wahr, gerecht und gut ist, dem vorziehen, was angenehm, nur für uns allein nützlich, nur vor den Leuten ehrbringend ist; wenn wir den Blick von der Erde gern empor in die Ewigkeit richten, und uns oft erinnern, selbst bei unsern Alltagsgeschäften, in der Gesellschaft unserer Freunde, selbst in der Stunde der Lustbarkeit, daß der ewige Geist, der uns beseelt, ein Zeitgenosse aller Heiligen, ein Erbe des Unvergänglichen sei.

Hast du diesen Weg noch nicht gekannt? — Heute kennst du ihn! Hast du ihn noch nicht zu betreten versucht, mit Ernst zu betreten, anhaltend, ohne wieder abzuweichen: — versuche es denn mit dem Anfange dieses Jahres, o du, der doch schon so viel versucht hat, um ein dauerhaft frohes Dasein zu gewinnen. — Wenn du einst am Ende des Jahres, welches du jetzt begonnen hast, nicht zufriedener in dir selbst, nicht geliebter von den Menschen, nicht unverletzbarer gegen die Streiche des Schicksals, mit einem Worte, nicht dauerhaft glücklicher geworden bist: dann nenne die Religion ein Mährchen, und die Verheißungen Jesu Christi ein leeres Traumbild.

Aber nicht im leichten, vorbeifliegenden Entschlusse betritt den Weg zum Leben, sondern mit jener ernsten Beharrlichkeit, ohne welche überhaupt nichts Großes und Vollendetes geleistet werden kann. Deine Schwachheiten und Fehler alle kennst du. Es sind diejenigen deiner Gemüthseigenschaften und Gewohnheiten, durch welche du dir seither die meisten Verdrießlichkeiten zuzogst; — brich mit ihnen; übe die entgegen gesetzten Tugenden. Werde nicht müde, wenn manche Selbstüberwindung dir zu schwer werden will; harre aus! Laß den Muth nicht sinken, und verzweifle nicht an der Möglichkeit, vollkommener zu werden, wenn du einmal, vielleicht wider deinen Willen, dich selbst vergessen hast, und in die vorige Schlaffheit zurückgesunken bist. Ermuntere dich, und laß dich fortdauernd

ermuntern zur Veredelung deines Gemüths. Der Mensch bedarf unter den Zerstreuungen des Tages dieser neuen Reize, dieser Erinnerungen an gewisse, große, erlogene Wahrheiten. Das Herz kann oft ermatten, aber das Lesen und Hören des göttlichen Wortes, das Lesen belehrender, frommer Schriften, und besonders das Gebet, die Unterhaltung mit Gott, sind die wahren Erfrischungen des Herzens.

Ein neues Jahr steht vor uns, ernst und geheimnißvoll, ein Bote Gottes, und spricht mit der Stimme des Propheten: So spricht der Herr: siehe, ich lege euch vor den Weg zum Leben und den Weg zum Tode.

Ja wohl, auch den Weg zum Tode öffnest du mir, neues Jahr, mit deinen ersten Stunden. Jeder Augenblick ist ein wiederholter Schritt zum eigenen Sarge. Aber noch droht mir ein anderer Tod, nicht der des Leibes, sondern der des Geistes.

Kennst du den Weg zum Tode? — Es ist der Weg zur Sünde. Die Sünde selbst ist meines Geistes Tod; die Sünde, das heißt, mein übermäßiges Behagen an Allem, was bloß sinnlich ist, macht schon meinen eigenen Leib zum Grabe des Geistes, denn Wirken heißt allein Leben. Wer nicht handelt, schläft. Wer nicht mehr thätig werden kann, ist ein Todter. Der Geist, welcher ein göttliches Gesetz in sich trägt, ist ein Todter, wenn nicht er, sondern die aus dem Fleisch und Blut emporsteigenden Begierden wirksam sind: er ist ein Todter, wenn statt der Ewigkeit der Genuß des Augenblicks unser Ziel ist; wenn ich nicht mit Gott, sondern mit den Dingen des Staubes die engste Vereinigung schliesse; wenn ich, statt Selbstbeherrschung, Standhaftigkeit, bescheidenen Sinn und Wohlwollen gegen Jedermann, in mir nur feige Klugheit finde, die mit den Umständen unterhandelt.

Kennst du den Weg zum Tode? — Schaue zurück, Sterblicher, nach der Straße, von wannen du kamst, und auf welcher du heute noch beim Anfang eines neuen Lebensjahrs stehst! Thätig warst du im vergangenen Jahre und auf mancherlei Art wirksam. Aber wer war es? du selbst, oder vielmehr deine Sinnlichkeit, welche eine Gebieterin

von dir ward. Du hast redlich gearbeitet, um dein Brod zu verdienen, dein Vermögen zu vergrößern. Auch das Thier hat Mühe, wenn es seine Nahrung sucht. Du hast Niemanden belogen, bestohlen, betrogen, weil du Furcht hattest, oder dir deine Ehre bei den Menschen lieb war. Du hast zu manchem Gemeinnützigen dein Scherflein beigetragen, weil es nicht wohl anders sein konnte, um nicht anstößig zu werden. Du hast mitleidsvoll manchen Hilfsbedürftigen unterstützt, weil dir es eben bequem war, oder weil du von Natur weichherzig und empfindsam bist, und den Anblick des Elends nicht ertragen magst. Du hast dich mit manchem deiner Gegner wieder ausgesöhnt, weil es für dich vortheilhafter war, vor ihm Ruhe zu haben, und damit du von ihm nicht in Erreichung anderer Zwecke verhindert würdest. Du hast dem und diesem guten Rath ertheilt, weil es dich nichts kostete, und dir doch damit Jemanden verpflichtetest. Warst du aber mit allem diesem auf dem Weg zum Leben? Was war der thätige Theil in dir?

Lege die Hand auf dein Herz, und gedenke des Allwissenden, der dein Gemüth durchblickt, wie einen hellen Thautropfen, und antworte dir selbst wahr und redlich: Bist du so gut gewesen, als du dich oft gestellt hast zu sein? Hast du das immer vermieden, was dein besseres Gefühl verwarf? Hast du die Fehler unterlassen, die du an Andern sehr gut zu tadeln wußtest? Sind es gerade deine gewohnten Lieblingssünden, denen du bei jedem Anlasse den meisten Abbruch gethan? Bist du, wo Alles dich zum Zorn reizte, in gelassener Besonnenheit geblieben? Hast du auch da geholfen, wo man dir selbst Hilfe versagte? Hast du die Tugend am treuesten geliebet, wo die Verführung dir am gefährlichsten drohte. Vergaßest du deinen Nutzen, wenn du mit Hinopferung desselben irgend einem Andern weit größern Vortheil stiften konntest? Dachtest du bei Allem, was du thatest, nicht immer zuerst an dich selbst, sondern immer an das Beste deiner übrigen Nebenmenschen? Du schweigst und erröthest. — Siehe zurück auf die Straße, welche du wandeltest, es war nicht der Weg zum Leben, sondern zum Tode.

Dieses also war mein Weg? war es, auch bei meinen heiligsten Vorsätzen? Daher also mein bisher vergebliches Streben nach Ruhe, nach Zufriedenheit und Glück? Daher meine vielen mißvergnügten Augenblicke im vergangenen Jahr? Ich schwankte ohne Kraft zur wahren Tugend auf dem Weg des Todes, und täuschte mich selbst. Genug des Selbstbetrugs, denn ich betrüge mich um mein eigenes Leben, um meinen Frieden unterm Himmel, um meine Hoffnungen der Ewigkeit! Genug des Selbstbetrugs, der meine Augen blendete, mir oft Gott und Welt zum Räthsel machte.

Ich kenne den Weg zum Leben, Gott, mein Vater, den Weg zu Dir! Meine Vernunft und mein heiliger Glaube offenbaren ihn. In dem Geist Deines Sohnes Jesu Christi leben, das ist wahres Leben! Und dieses, o von heute an, will ich es ergreifen und festhalten. Wie Jesus, will ich von heute an gleichmüthig, ruhig, standhaft und wohlwollend unter allen Umständen werden. Und damit ich es werde, will ich mich inniger und enger an den schliessen, den ich meinen Heiland, meinen Mittler, meinen Seligmacher nenne. Ich will mich an ihn schliessen, indem ich jede Gelegenheit benutze, oft sein heiliges, erquickendes, gemütherhebendes Wort zu hören, zu lesen und mir einzuprägen. Ich will mich an ihn schliessen, indem ich seiner gedenke, wenn mich die Leidenschaft, das Glück, oder die Noth, zur Sünde versucht.

Ja, in dieser Feierstunde beim Anfang des Jahrs, könnte ich etwas Würdigeres thun, als vor Dir, Allwissender, vor Dir, Richter meines Lebens, einen solchen Entschluß fassen, der mich vom Tode rettet, und mir die höchsten Seligkeiten dieser und jener Welt gibt? Doch nicht der Entschluß rettet und gibt Seligkeit, aber die erste beharrliche Ausführung desselben. O mein Gott, mein Vater, verhülle, was ich gelebt habe, gib mir Deinen heiligen Geist zu dem, was ich noch leben werde!

Und einst, am Ende dieses Jahrs, dann — sollte ich es nach Deinem Willen überleben — will ich abermals zurücksehen auf die Straße, welche ich wandelte. Das Hochgefühl, welches das Bewußtsein des reinen Herzens

gewährt; die Liebe aller edeln Mitmenschen, die immer den Guten begleitet; die Wonne, welche mich dann im Gedanken an Dich uud im Gebet durchdringt, wird mir es sagen, ob ich in Jesu lebte und wohlgefällig vor Dir.

Gott, mein Gott, verlaß mich nicht! Schenke mir segnende Gnade, Kraft und Beharrlichkeit. Amen. Um Jesu willen, der mich zu Dir rufen lehrte. Amen.

II.

Die Andacht.

Matth. 15, 8.

Wenn ich vor meinen Schöpfer trete,
Und in der stillen Einsamkeit
Mit tiefer Andacht zu ihm bete,
Was fühl' ich da für Seligkeit!
Was strömt mir da für Seelenruh',
O Gott, von Deinem Throne zu!

Wie klein erscheinen mir die Freuden
Des Irdischen und seiner Pracht,
Um die sich Menschen oft beneiden,
Und Mancher sich zum Sklaven macht!
Ach, keine Freude ist so rein,
Als im Gebet vor Gott zu sein.

Drum will ich auf der Andacht Schwingen
Zu Dir, mein Gott, mich oft erhöh'n!
Des Weltalls Wunderwerk durchdringen,
Um Deine Größe zu versteh'n,
Mit Inbrunst preisen, beten — dann
Reiht sich der Mensch dem Engel an.

Jerusalems Pharisäer und Ausleger des mosaischen Gesetzes umringten einst den Messias, und bestürmten ihn mit Fragen, die für ihn und seine Jünger voller Vorwürfe sein sollten. Denn sowohl die Jünger, als ihr göttlicher Führer selbst, unterliessen zuweilen die Beobachtung mancher

kleinen Gebräuche, welche das Gesetz Mosis bei verschiedenen Gelegenheiten vorzeichnete, wie zum Beispiel, man müsse die Hände waschen, ehe man damit Brod anrühre, welches gegessen werden sollte.

Christus wandte sich mit jener überwindenden Kraft an sie, die seinen Worten nie fehlte. Er machte ihnen klar, wie sie allerdings mit bewundernswürdiger Genauigkeit auch die geringsten äusserlichen Werke des mosaischen Gesetzes vollzögen, jedes Opfer, jede Reinigung, jedes Gebet, und dennoch ohne Religion, und fern vom Geiste der mosaischen Lehre wären. Er überführte sie davon mit unläugbaren Beispielen. Und sie wären, fügte er hinzu, ohne Religiosität, weil sie ohne Andacht wären. «Ihr Heuchler!“ rief er „Es hat wohl Jesaias von euch geweissagt und gesprochen: Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir. Matth. 15, 7. 8.

Religion ist das heilige Verhältniß, in welchem der Sterbliche zur Gottheit steht. Nicht ein bloßes Erkennen dieses Verhältnisses ist Religion, nicht ein bloßes Beobachten gewisser äusserlicher Zeichen der Ehrfurcht vor dem höchsten Wesen ist Religion; sondern, da Gott ein Geist ist, muß der Geist des Menschen von der Verehrung des Allerheiligsten durchdrungen sein, und sich in Betrachtung, oder Gebet, oder frommen Thaten über alles Irdische zum Geist der Geister erheben. Diese Erhebung des Geistes zu Gott, diese Auflösung in ihm, ist Andacht. Ohne diese Andacht ist keine Religiosität möglich, alle Religion, aller Glaube, alle Erkenntniß, alle Gottesverehrung, alles Gebet, alles Wohlthun vergeblich und ein ganz todtes Spielwerk.

Jesus kannte die Tiefe des menschlichen Gemüths und dessen Schwächen. Darum sind seine Worte, die er vor beinahe zwei vollen Jahrtausenden sprach, noch bis zur heutigen Stunde treffend; und was er im Lande Genezareth predigte, wird mitten unter uns als wahr erfunden, wie wenn er es in unserm Vaterlande zu den Leuten des heutigen Tages gesagt hätte. Sehet die Menge der Christen

unserer Zeit! Höret die Ausleger der Bibel auf den heiligen Lehrstühlen, wie genau sie die Worte der Schrift kennen, wie scharfsinnig sie die Reihe menschlicher Pflichten entfalten, oder die Geheimnisse des Glaubens. Aber betrachtet ihr inneres Leben und ihr übriges Wirken. Sie haben es mit dem Predigen, mit den übrigen kirchlichen Verrichtungen abgethan, als wären und thäten sie, was sie sind und thun, nur von Amts wegen. Sie haben die Erkenntniß, aber nicht den Geist ihrer Religion. Hört, wie die Leute fleißig beten an Morgen und Abenden und zu Mittag, im Hause, wie in der Kirche, wie über den Gräbern der Todten, wie in also geheißenen Erbauungsstunden. Sehet, wie fleißig sie zu den Tempeln Gottes eilen, und darin ihre Plätze einnehmen; doch auch dort oft dem bürgerlichen Range nach, nicht wie Kinder im Vaterhause mit dem Gefühl der Gleichheit, und daß vor Gott nicht gilt das Ansehen der Person! Sehet, wie eifrig sie hineilen zum Genuß des Abendmahls, zur Messe, zur Predigt, zur Taufe; wie sie die Augen senken oder erheben, die Hände falten; wie sie mit Strenge daheim die Fasten beobachten, oder das Lesen eines Kapitels aus der Bibel! Aber könntet ihr zugleich dabei das Innerste ihres Gemüths durchschauen, ihr Leben im Hause oder im Amt; das Spiel ihres Eigennutzes oder ihrer Eitelkeit! Sie haben alle äusserliche Werke des Gesetzes, alle menschliche Ordnungen und Einrichtungen beobachtet, aber die göttlichen Verordnungen nicht. Sie haben die Schale, aber der Kern ist todt; sie haben den Buchstaben, aber nicht den Geist. Sie sind und thun, was sie sind und thun, nicht mit Andacht. Darum haben sie zwar eine Religion, aber keine Religiosität. Dies Volk ist es, von welchem der Messias sprach: Es nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir.

Wohl haben dies unter den Christen viele empfunden, und sie sehnten sich nach dem Bessern. Daher sonderten sie sich von der Menge ab, und bildeten im Schoose der christlichen Kirche neue, frömmer sein wollende Gemeinden, neue Sekten. Sie verfielen aber meistens nur in den ent-

gegengesetzten Fehler. Nicht ihre Tugenden, nicht ihre gottseligen Werke vermehrten sich, sondern ihre Betstunden; es wuchs die Zahl ihrer Andachtsübungen, aber nicht ihre Andacht. Christus und seine Jünger sonderten sich nicht ab von den übrigen bessern oder schlechtern Gottesverehrern, sondern sie beteten mit den andern Juden in den Tempeln und Sinagogen. Es kommt nicht darauf an, in wessen Gesellschaft man betet, oder mit welchem äussern Anstand man betet, sondern wie und mit welchem Gemüth man betet. Viel beten mit frommem Schein, oder bei jeder Gelegenheit den Namen Gottes auf den Lippen tragen, oft bei ganz unschicklichen Anlässen; aus Ehrfurcht vor dem Allgegenwärtigen sich aller unschuldigen Vergnügungen enthalten; in äusserlicher Zucht und Ehrbarkeit sich wohl behagen, wobei doch das Herz oft vom Neid, vom Zorn, oder von Begierden anderer Art bewegt sein kann: heißt nicht Andacht, sondern Andächtelei. Nicht die Waffe und das Kriegslied, sondern der Muth macht den wahren Krieger. Nicht Alle, die Herr, Herr! zu mir sagen, sprach Jesus, werden ins Himmelreich eingehen.

Noch weniger sind im Geiste Jesu Christi jene schauerlichen Büßungen erfunden, durch welche Menschen, um ganz sich der Gottheit zu eignen, andere Menschen vermeiden; in Einöden und Zellen einsam leben; ihre der menschlichen Gesellschaft schuldigen Pflichten versäumen, zu denen der Sohn Gottes so ernst mahnte; ihren Leib mit Kasteiungen tödten, diesen Leib, der, wie ihn das göttliche Wort nennt, ein Heiligthum, ein Tempel Gottes sein soll; durch Fasten, Geißelungen und Entbehrung aller Bequemlichkeiten ihre körperlichen und geistigen Kräfte schwächen, die ihnen der Vater im Himmel gab, als das Pfund, mit welchem sie zum Wohl der Menschheit wuchern, als das Licht, welches sie nicht unter den Scheffel stellen sollten. Dies ist nicht Religiosität, sondern Vernichtung derselben im Widerspruch mit dem Willen Gottes. Es ist nicht mehr Andacht, sondern Schwärmerei, kein Leben im Herrn, sondern ein Selbstmord aus unseligem Mißverständnisse der Worte Jesu. Man ergriff des Wortes Buchstaben, und hielt darauf, und verlor dessen Geist.

Darum tödtet jener, während nur dieser allein lebendig macht.

Was ist Andacht? — Schon der Ausdruck wird durch sich selbst erklärt. Es ist das Darandenken, was man thut; ganze Aufmerksamkeit des Gemüthes auf das Geschäft, welches man vorhat. In diesem allgemeinsten Sinn wird Alles mit Andacht verrichtet, wo sich die volle Aufmerksamkeit des Geistes an den Gegenstand heftet.

Je wichtiger eine Sache für uns ist, je unbeschränkter fesselt sie unsere Aufmerksamkeit. Was ist nun wichtiger, als unser Glück, unser Stand im Weltall, unser Verhältniß zur Ewigkeit? Was ist erhabener im Weltall, in der Ewigkeit, als Gott? Daher ist keine Religiosität ohne Andacht moglich. Daher ist Andacht die Entfesselung des Geistes von aller Zerstreuung, von allem Irdischen, und seine volle Hinneigung und Erhebung zu göttlichen Dingen. Diese, sobald sie unser Gegenstand wirklich sind, beherrschen dann unwillkührlich unser ganzes Inneres. Daher ist Andacht jene feierliche Stimmung des Gemüths, in welcher jeder weltliche Gedanke verschwindet. Die Stufe der höchsten Andacht aber ist die stille Entzückung des Gemüths, in welcher sich das Antlitz des betenden Jesus verklärte, oder der betende Stephanus voll heiligen Geistes gen Himmel aufblickte, und die Herrlichkeit Gottes empfand, während ihn das Volk steinigte. Apostelgesch. 7, 55 — 59.

Diese Andacht, wie jeder von selbst fühlt, wird nun im Menschen auf keine Weise durch Künstelei hervorgebracht. Möget ihr doch Betstunden halten, oder den Rosenkranz durch die Finger winden; möget ihr die Hände falten, oder gen Himmel heben; möget ihr auf den Knien liegen, oder auf dem Angesicht; möget ihr betend das Gesicht verhüllen, oder den Kopf entblößen, — dies alles bringt keine Andacht hervor, wenn es gleich ein Erinnerungsmittel ist, andächtig zu sein, oder zuweilen eine Wirkung der innerlichen Andacht auf die Aussentheile des Körpers ist, um jede Zerstreuung von sich abzuwehren. Von innen heraus muß die Andacht wirken, von aussen herein erkünstelst du sie nicht. Dergleichen äusserliche Gebräuche, obwohl sie nicht die wahrhafte Andacht erzeugen, noch statt der An-

dacht selbst gelten können, sind darum aber keineswegs zu tadeln, sondern ganz löblich. Sie mahnen besonders, wenn man in großen Versammlungen den Zweck hat, Gott zu verehren, an das, was geschehen soll; sie verhindern durch ihre gewohnte Einförmigkeit jede nachtheilige Zerstreuung, welche in zahlreicher Gesellschaft möglicher ist, als in der Einsamkeit. Ja, da bei uns Menschen das von den Sinnen empfundene Aeusserliche großen Einfluß auf unser Gemüth hat, ist es allerdings zu glauben, daß solche äussere Anständigkeit, ohne eben die Andacht zu erzeugen, doch das Herz zu derselben vorbereitet und geneigt macht.

Ist nun gewiß, daß sich die wahre Andacht nicht erkünsteln läßt, so ergibt sich, daß sie noch weniger erzwungen oder befohlen werden kann. Der Befehl: Sei andächtig! ist daher eitel thöricht, sobald das Herz selbst zu dieser erhabenen Stimmung entweder nicht geneigt, oder ganz unfähig ist. Die Klage vieler Prediger über Mangel der Andacht bei ihren Zuhörern ist gewöhnlich eben so oft eine Selbstanklage der unzufriedenen Lehrer. Denn sie geben dadurch zu erkennen, daß es ihnen entweder am erforderlichen Eifer und Fleiß, oder an den nothwendigen Gaben ihres wichtigen Berufes gebricht, durch Lebendigkeit, Klarheit, Würde und einnehmendes Wesen ihrer Rede die Aufmerksamkeit der Gemeinde zu gewinnen, festzuhalten, und zur ganzen Höhe ihres Gegenstandes zu erheben.

Die Andacht ist eine freie Aeusserung und Handlung des Herzens, wie die Liebe, wie die Hochachtung. So wenig sich die Liebe durch Befehle erzwingen läßt, eben so wenig die Andacht. Du kannst deinen Kindern befehlen, Stille zu beobachten, schweigend und mit gefalteten Händen vor sich hinzublicken, auswendig gelernte Gebete herzusagen; aber was sie dabei fühlen, woran sie bei den alltäglich gewordenen Worten denken, das kannst du nicht wissen, das kannst du nicht erzwingen. Es gehört zur wahren Andacht eine ganz andere Vorbereitung des Gemüths.

Aus diesem Grunde ist allerdings der, wenn gleich wohlmeinende, doch blinde Eifer solcher Obrigkeiten keineswegs zweckmäßig, welche ihren Unterthanen bei Strafe

gebieten, in die Kirche zu gehen, das heilige Abendmahl regelmäßig zu genieſſen, die Beichte fleißig zu beſuchen, oder nicht bei andern kirchlichen Uebungen zu fehlen. Damit wird keine Religion oder Religioſität, ſondern die Heuchelei befördert, die dem Herrn ein Gräuel iſt. Erzwungener Dienſt iſt kein Liebesdienſt. Nicht dies Geplärr, nicht dies äuſſerliche Andächteln fordert der Herr. Das iſt das Volk, von dem er ſpricht: Es nähet ſich zu mir mit ſeinem Munde, und ehret mich mit ſeinen Lippen, aber ſein Herz iſt fern von mir!

Nicht erkünſtelt, auch nicht erzwungen kann die Andacht werden, ſondern ſie muß frei hervorgehen aus dem Gemüth. Sie geht aber freiwillig hervor, wenn das Gemüth voll natürlicher Ehrfurcht und inniger Liebe zum Allerhöchſten iſt. So hört der Untergebene ſeinen Vorſteher aufmerkſam an, den er wirklich ſchätzt; ſo blickt der Unterthan mit Ehrfurcht auf ſeinen Fürſten, von dem er weiß, daß er Macht hat, ihn zu erheben oder in den Staub zu ſtürzen; ſo redet das Kind mit Zärtlichkeit zu der Mutter, weil es an derſelben mit Liebe und Dankbarkeit hängt. — So lerne denn die Majeſtät des allmächtigen Gottes kennen in ſeinen Werken, ſeine Weisheit, ſeine Vorſehung, ſein Erbarmen in deinen Schickſalen; vergegenwärtige dir ſeine unendliche Macht und ſeine unendliche Liebe; erblicke in ihm den Erhabenen, vor welchem alle Sonnen des Himmels nur ein fliegender Staub ſind, der mächtigſte Erdengott, in ſeinen Purpur und Gold gehüllt, ein Wurm iſt; erblicke in ihm den Schöpfer deines Verhängniſſes, den, der Gewalt hat über Leben und Vernichtung, den Richter der Todten, den Gott der Ewigkeit, — und Ehrfurcht wird dich durchbeben, und die arme Auſſenwelt mit ihrem Tand wird wie ein Schattenbild um dich her zurückweichen; dein Geiſt wird ſich ſchaudernd und doch voll Muth zum Schöpfer, bange und doch voll Hoffnung und Inbrunſt zum Vater der Seelen erheben — du wirſt Andacht empfinden.

Wie Mancher weiß kaum, was Andacht iſt, weil er ſie nie empfunden! — Wie Mancher kennt ſie nur aus einem ſchnell vorübergegangenen großen Augenblick des

Lebens, da ihm Furcht und Angst das Herz quälten, und er keine Hilfe, keinen Retter mehr kannte, als den Allmächtigen. So betet Mancher auf dem Sterbebette mit Inbrust des Gemüthes zum allererstenmale im Leben, wenn er zum letztenmale betet; so Mancher, wenn die Donner über den Erdball zerschmetternd hinrollen, und Flammen des Blitzes den Himmel zerreissen; so Mancher, wenn er jammernd am Krankenlager des Vaters, der Mutter, der Gattin, des heißgeliebten Kindes, eines Freundes, einer Freundin stehet, und nun das theure Leben entfliehen sieht, und es nicht retten kann. Dann vergegenwärtiget sich auch dem Leichtsinnigsten die Größe, die Allmacht, die Liebe des unendlichen Gottes, und wird das Gefühl menschlicher Nichtigkeit lebendig: dann ist es Andacht.

Lehret, ihr Aeltern, ihr Erzieher, ihr Volkslehrer und Verkünder des Evangeliums, lehret die Jugend, lehret die Erwachsenen die Hoheit des Allerhöchsten, die Vollkommenheit, Macht und Gnade des vollkommensten Wesens lebendig erkennen, und die Ehrfurcht wird nicht fehlen, und die Andacht wird von selbst hervorgehen. Lehret die Kinder nicht erst Gebete auswendig hersagen, die sie oft kaum begreifen, und hintennach die Eigenschaften des himmlischen Weltvaters kennen; sondern flößet der Jugend, flößet den Erwachsenen zuvörderst Ehrfurcht gegen den Unendlichherrlichen, Liebe zu dem Unendlichgütigen ein, und dann werden sie von selbst zu beten anfangen, ohne Gebete gelernt zu haben. Veredelt, ihr Obrigkeiten, eure verwahrloseten Schulen; veredelt die Gestalt der öffentlichen Gottesverehrung durch Wachsamkeit über die Würdigkeit, über Kenntniß, Wandel und Eifer der Seelsorger und Prediger: so wird die Religiosität im Volke durch sich selbst erblühen. Dann wird Andacht nicht fehlen, weder beim einsamen, noch beim öffentlichen Gebet; weder in Betrachtung der Natur, noch unter den Rührungen, welche der Anblick menschlicher Schicksale erregt. Denn die liebende und ehrfurchtsvolle Erhebung unsers innern Sinnes zu Gott findet nicht bloß in der Unterredung mit Gott, welche Gebet heißt, statt, sondern überall da, wo uns ein Ereigniß oder eine unserer Pflichten auf Gott hinweiset. So

kann ich mit Andacht die Wunder der Schöpfung untersuchen, oder ihre Beschreibung vernehmen. So kann mich die Betrachtung meiner Pflichten, meiner Tugenden und Fehler, und jede Erweiterung meiner Erkenntnisse mit andächtigen Gefühlen erfüllen. So kann die Rührung, welche ich beim Wahrnehmen des Leidens oder der Glückseligkeit guter Menschen, der Selbststrafung des Lasters oder des süßen Selbstlohns der Tugend empfinde, mit andächtigen Gefühle nverschwistert sein. So kann das Lesen frommer Schriften, die Anhörung einer heiligen Rede das Gemüth in höhere Stimmung versetzen. So kann ich mit Andacht Almosen oder guten Rath geben, mit Andacht mein Amt verrichten, und häusliche Pflichten vollbringen. Mit Andacht lehrt mich mein Jesus Gott lieben, das heißt, ihn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit allen Kräften des Gemüths lieben. Denn die Andacht schließt Alles, was dem Hauptzweck fremd ist, von sich aus.

Daher kann aber auch der Mensch nicht zu allen Stunden des Tages, wie man zu sagen gewohnt ist, der Andacht pflegen; auch die gemeinen Geschäfte des häuslichen und bürgerlichen Lebens verlangen Aufmerksamkeit. Es gibt mancherlei Verrichtungen, zur Erhaltung unserer Gesundheit, zur Beförderung unsers Hausglücks; Geschäfte des Berufes und der Geistesthätigkeit, die nicht mit Zerstreuung abgethan werden können. Thöricht wäre es, bei solchen Dingen Erhebung des Gemüths zu fordern; heuchlerisch aber ist es, bei denselben wirklich einen frömmelnden Ton, ein beterisches Kopfhängen, ein feierlich ernstes Wesen anzunehmen. Alles hat seine Zeit; aber daß man Alles zu rechter Zeit thue, und zu jeder Zeit der Rechte sei, dies ist des Christenthums Grundgebot! Freuet euch mit den Fröhlichen, weinet mit den Traurigen. Wer zu jeder Zeit Alles zugleich sein will, wird Alles nur halb und mangelhaft verrichten.

Willst du aber in einer Tagesstunde dich mit heiligen Dingen beschäftigen: dann geschehe es mit dem Ernst, welcher dem Wichtigsten auf Erden gebührt, und die wunderbaren Wirkungen der Andacht auf dein Herz, und der

Einfluß der heiligen Stunde, des einzigen heiligen Augenblicks, auf alle nachfolgende im Weltgeräusche verlebten Stunden, wird nicht fehlen. Gleichwie im Frühling ein sanfter Regenschauer am Morgen, oder ein Thau die Natur für den ganzen Tag erquickt und erfrischt, so stärkt die Stunde der Andacht das Herz des Menschen für eine lange Reihe anderer Begebenheiten, Entschlüsse und Handlungen. Es möge nachher das Erfreuliche oder das Schreckhafte folgen — das Gemüth wird noch immer eine gewisse Erhabenheit über beides behaupten. Ja, die dadurch bewirkte Seelenstimmung wird sich sogar in unbedeutenden Gesprächen und mitten unter unsern Scherzen mit Freuden noch fühlbar machen. Andachtvolle Beschäftigung mit göttlichen Dingen ist Erhebung des Gemüths zum Erhabensten. Da ist Abgezogenheit vom Irdischen; da schweigen die Leidenschaften niederer Art. Wer öfters mit Gott umgeht, wird dadurch selbst göttlicher, und ein erhabener Mensch. Es verdrießt ihn das Gefühl des Mangelhaften, der Anblick des Ungerechten. Die höhere Stimmung wird in ihm gewissermaßen durch Gewohnheit bleibender und herrschender. Sie verbreitet eine Heiligkeit in seinen Gesinnungen, welche Alles, was er denkt, fühlt und thut, adelt. Was er auch wahrnehme, sage und begehre: es wird mit Liebe, Milde und Güte geschehen, und das Gepräge einer schönen Seele führen. Wer kann in Gebeten oder frommen Betrachtungen vor Gott stehen, und gleichsam vom Thron des Allerhöchsten niedersteigen, um Unwürdiges zu lieben oder zu vollbringen?

So wird dem Christen gewissermaßen das ganze Leben eine große Andacht — so war es dein Leben, Gottmensch, Welterlöser, Jesus Christus. Dein gesammtes Wirken unter den Kindern des Staubes war eine heilige Erhebung der reinsten Seele; dein Gedanke an den Vater des Geistes immer eine heilige Entzückung — denn ach! wer kannte den Vater, wie du? deine Gebete waren eben so viele Verklärungen.

O mein und aller Welten Gott, Unsichtbarer, Majestätischer, du Eines, du Alles und doch noch mein Vater, Dich durch Jesum, Dich durch den Glanz Deiner Wunder immer

näher und herrlicher kennen zu lernen, und mich in der erweiterten Erkenntniß immer mehr zu heiligen, — mich in der Vereinigung meines Geistes mit Dir, mein Gott, zu vergöttlichen — ach das ist meine Sehnsucht, mein Streben; das die Bestimmung meines Lebens. — Könnte ich ihr jemals ungetreu sein? Nimmermehr. Der Anblick Deiner Größe erfüllt Himmel und Erde mit Erstaunen und Verehrung, die Betrachtung Deiner Liebe, die Unendlichkeit der Welten mit Wonne. Es beten vor Dir Serafim und Cherubim; und betende Andacht nähert den Sterblichen den Engeln und ihrem Thun. O, daß ich zu den heiligen Schaaren gehören könnte, ganz würdig im Staube hier schon, die Dich verherrlichen! Ich kann es — Du gabst mir die Gnade und die Kraft! Mehr einst dort, Dir näher, selbst herrlicher, werde ich es. Amen.

III.

Die Geschwätzigkeit.

Markus 7, 36.

Ich will des Nächsten, wie ich muß,
Gott auch im Reden schonen,
Nie sein Vertrauen mit Verdruß,
Durch losen Mund belohnen.
Verbergen will ich das mit Fleiß,
Was er und ich allein nur weiß.

Was höh're Pflicht mir nicht verbeut,
Will ich getreu bewahren.
Wer gibt mir, fremde Heimlichkeit,
Das Recht zu offenbaren?
Und brächt' es mir Gewinn und Ruhm,
Geheimniß bleibt ein Heiligthum.

Wieviel kann Unbesonnenheit
Mit Worten Böses stiften;
Wie leicht die Plauderhaftigkeit
Ein Lebensglück vergiften!
Wohl reden mögen ist oft Kunst;
Doch Schweigen bringt auch öfters Gunst.

Gern suchte Jesus Christus, während er auf Erden als Mensch wandelte, alles Aufsehen zu meiden, welches seine Lehren, noch mehr seine wundervollen Handlungen, erregen konnten. Er that dies nicht sowohl, um sich und seine Thaten gänzlich der Welt zu verbergen, oder aus Furcht vor den Menschen, sondern aus jener liebenswürdigen Bescheidenheit, welche immerdar die Begleiterin der ächten Tugend zu sein pflegt. Er erröthete gleichsam vor seiner eigenen Herrlichkeit. Er hatte Mißfallen an der Bewunderung, welche ihm der große Haufen zollte; denn nicht er forderte die Ehre, sondern oft erklärte er, seinem Vater gebühre sie, von dem allein alle guten und göttlichen Gaben stammen. Womit kann denn auch der Mensch prangen, das er sich selbst erworben hätte, und nicht von der Hand des Schöpfers an sich trüge! — Mit dieser zarten Bescheidenheit, welche dem Weisen so wohl ansteht, verband Jesus zugleich eine aufrichtige Klugheit. Er wollte Aufsehen und Geräusch zur Unzeit vermeiden, und den Grund seines Erlösungswerkes im Stillen legen, damit die Feinde desselben nicht allzufrüh darauf aufmerksam würden, und Hindernisse machten. Darum, wenn das Volk, entzückt durch seine Reden und Thaten, ihn mit Ungestüm pries, mit Begeisterung erheben wollte, entwich er in unbekannte Einsamkeiten. Darum, wenn er wunderbar Kranke heilte, verbot er den Leuten, sie sollten es Niemanden sagen. Jemehr er aber verbot, so erzählt der Lebensbeschreiber Jesu, Markus 7, 36., jemehr sie es ausbreiteten. Und so sollte auch Christus den Schmerz erfahren, — er, dem keine Art des Schmerzes fremd bleiben durfte, daß Freunde durch die Unbesonnenheit ihrer Reden, durch die Unzeitigkeit ihres Eifers uns oft nachtheiliger werden können, als die ärgsten Feinde.

Gewöhnliche Menschen pflegen zu glauben, daß, wenn man nicht absichtlich lüge oder verleumde, fluche, schwöre, lästere, verrathe, spotte, man es mit den Reden im gemeinen Leben nicht allzugenau nehmen müsse. »Wer kann auch,« heißt es dann, »jedes Wörtlein auf die Goldwage legen? — Man spricht gar vieles in den Wind. Freundliche Gesprächigkeit ist doch die wahre Würze des gesell-

schaftlichen Lebens. Der Trieb der Geselligkeit ist einer der alleredelsten in der menschlichen Natur. Man muß sich da gegenseitig mittheilen, so gut man kann, so gut man es versteht, und sich nicht allzuängstlich über jede Rede Bedenklichkeiten machen. Wer dies thut, fährt besser, er bleibe ganz stumm, und aus der Gesellschaft der Menschen hinweg. Man muß doch, wenn man spricht, auch wohl Andern Verstand genug zutrauen, daß sie beurtheilen, was wir im Scherz oder Ernst, was wir als Geheimniß im Vertrauen, oder als gleichgültige Sache für jedermann sagen.«

So ungefähr pflegt man seine eigene Unbehutsamkeit im Reden zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Es sind dies Grundsätze von derjenigen Art, mit welcher man endlich alle Schändlichkeiten beschönigen kann.

Das Wort des Menschen ist seine That. Das Werk der Hand oder des Fußes ist selten von der Wichtigkeit, als das Werk der Zunge. Mit dieser enthüllen wir den Zustand unsers Gemüthes; durch sie setzen wir unsern Geist am schnellsten und häufigsten in Verbindung und Verständniß mit allen übrigen Geistern. Der müßte ein beinahe wunderthätiger Heuchler sein, welcher bei einem bösen Herzen seine innere wahre Gestalt nicht endlich mit irgend einem Worte offenbarte. Durch das Wort verbinden und entzweien wir die Welt; verwunden oder heilen wir die Herzen; belehren oder verführen wir die Ungewissen; adeln oder entadeln wir die Geister. — Darum ist das Wort nicht nur dem Christen, sondern selbst jedem verständigen Menschen wichtig, von welcher Religion er auch sein möge. Es ist durchaus nicht gleichgültig, wie man spricht, und was man spricht. Der Trieb zur Geselligkeit ist freilich vorhanden; er entschuldigt aber keineswegs den Mißbrauch der Zunge, sondern legt uns vielmehr Pflichten auf, das Glück der Gesellschaft nicht auf eine unvorsichtige Weise durch beleidigende Aeusserungen zu stören. Darum warnt die heilige Schrift kaum vor einer Sünde so sehr und so häufig, als vor dem Mißbrauch der Zunge. Lasset, ruft sie, kein faul Geschwätz aus euerm Munde gehen; sondern was nützlich zur Besserung ist, daß es Noth thut, daß es holdselig sei zu hören. Ephes. 4, 29. Wir fehlen

Alle mannigfaltig, wer aber auch in keinem Worte fehlet, nur der ist ein vollkommener Mann, und kann auch den ganzen Leib im Zaum halten. Die Zunge ist ein kleines Glied, und richtet große Dinge an. Siehe, ein kleines Feuer, welch einen Wald zündet es an! Und die Zunge ist auch ein Feuer; eine Welt voll Ungerechtigkeit. Durch sie loben wir Gott, den Vater, und durch sie fluchen wir den Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht. Aus einem Munde geht Loben und Fluchen. Es soll nicht, lieben Brüder, also sein. Quillet auch ein Brunnen aus einem Loch süß und bitter? Jakobi 3, 2. 5. 6. 9. 10. 11.

So spricht die heilige Schrift.

Es ist allemal ein Zeichen übler Beurtheilungskraft, schwachen Verstandes oder aber allzumangelhafter Selbstbeherrschung, wenn ein Mensch seiner eigenen Zunge nicht Meister ist. Wer kann ohne volle Selbstbeherrschung Anspruch auf den Namen eines Weisen, das heißt, eines ächten Nachfolgers und Nachahmers Jesu, machen?

Der Fehler, in Gesprächen mehr zu sagen und zu entdecken, als man soll und sogar selbst will, ist sehr häufig. Es gibt wohl nur wenig Menschen, welche nicht schon in denselben verfallen sind, und entweder damit Andern vielen Verdruß oder sich selbst sehr große Unannehmlichkeiten verursacht haben. Auch ist es schwer, sich denselben abzugewöhnen, weil dazu nicht nur die strengste, anhaltendste Aufmerksamkeit auf sich selbst, sondern oft auch ein Kampf gegen sein eigenes Temperament erfordert wird. — Es gibt Menschen von der besten Gemüthsart; es geht kein unanständiges Wort, kein Fluch, kein ekelhafter Schimpfname, keine Verleumdung über ihre Lippen; — dennoch sind sie nicht fähig, irgend ein Geheimniß zu bewahren, und in Dingen verschwiegen zu sein, die besser sind, verschwiegen zu bleiben. Sie gehören zu denjenigen, von welchen Markus sagt: jemehr es ihnen Christus verbot, jemehr breiteten sie es aus. Eben diese Menschen pflegen oft eben so schnell ihre Unvorsichtigkeit zu bereuen, ihre Uebereilung zu verwünschen, — aber zu spät. Sie wissen es, daß sie durch ihre unbedachtsamen Aeusserungen schon den besten Freunden vielmals Schaden

gethan, und sich selbst in die unangenehmsten Verlegenheiten gestürzt haben. Sie wissen es, daß Neugierige oder boshafte Schlauköpfe, oder heimtückische, schadenfrohe Leute, mehr als einmal schon ihre Offenherzigkeit übel benutzten, schlimmen Gebrauch von ihrer Redseligkeit machten, und dennoch verfallen sie immer wieder in den schon so oft und bitter bereuten Fehler. — Er heißt Geschwätzigkeit.

Je nach den verschiedenen Denkarten und Stellungen der Menschen nimmt diese Untugend auch ihre verschiedenen Gestalten an. Oft ist sie nicht eigentlich schädlich und sündlich, sondern nur ein Verstoß gegen die gute Lebensart, gegen die Pflichten, welche wir den gesellschaftlichen Verhältnissen schuldig sind. Sie ist mehr lästig, beschwerlich oder lächerlich, als strafbar.

Viele Schwätzer sind zwar behutsam genug, nichts von dem zu verrathen, was für sie und Andere besser ist, daß es verhehlt bleibe; aber doch überlassen sie sich allzugern einer unerträglichen Plauderei, indem sie durch Mittheilung ihrer Gedanken in Worten kein Maas zu halten wissen. Sie wiederholen sich, drücken sich immer durch einen Schwall nichtssagender Reden aus; betäuben damit das Ohr derer, die gefällig genug sind, ihnen zuzuhören, und erregen durch ihre Weitschweifigkeit entweder Langeweile oder Verspottung. Diese Plaudersucht ist oft nur eine ungeregelte Geselligkeitslust; ein kindisches, absichtloses Geschäftigsein.

Der Fehler steigt, sobald sich damit andere Untugenden verbinden, wie nur zu oft der Fall ist, besonders Eitelkeit und Stolz. Dann wird der Schwätzer anmaßend. Er will das Wort in den Gesellschaften führen. Er will gehört sein. Er will belehren, um Bewunderung zu ärnten. Er breitet sich mit ermüdender Weitläufigkeit über seinen Gegenstand aus, und will auch da Kenntnisse mittheilen, wo es niemand begehrt; oder er weiß anmuthige Fröhlichkeit genug in seine Plaudereien zu bringen, aber selten zur gehörigen Zeit das Ende derselben zu finden. Er ist zu eitel, um Andere neben sich glänzen zu lassen, und zu unbescheiden, um sich nicht lieber selbst, als Andere zu hören.

Dergleichen Personen sind im gesellschaftlichen Umgange häufig genug; und so achtungswürdig sie in vielen Rücksichten sein können, verdunkeln sie durch belästigende Wortfertigkeit doch ihren eigenen Werth. Sie können nicht verhüten, daß man ihre Thorheit nicht lächerlich finde; und eine Lächerlichkeit solcher Art ist oft schädlicher in der bürgerlichen Welt und unter den Menschen, wie sie nun einmal sind, als selbst zuweilen ein grober Fehler ist.

Wenn aber die Plauderhaftigkeit zur wirklichen Sucht und Leidenschaft wird; wenn der Mensch, was er kennt und weiß, sogleich mit geschäftiger Zunge zu verbreiten sich gezwungen fühlt; wenn das Geheimniß, das im Vertrauen zu ihm gesprochene Wort, ihn gleichsam brennt und quält, bis er es einem Andern, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die er selbst bricht, umständlich mittheilt — dann ist es nicht mehr Thorheit, die den Spott, nicht mehr Fehler, der den Tadel, sondern Laster, das den gerechten Abscheu nach sich zieht. Denn dieser Schwätzer ist nicht bloß kindischer Plauderer oder rechthaberischer Gernredner: sondern willen- oder verstandesloser Sklave seiner Begierden, Alles, was er hört und sieht, wieder zu verbreiten, und das Verbotene am liebsten. Er ist jeden Augenblick fähig, und sollte es auch das schmählichste Verderben bringen, das heiligste Geheimniß vor fremden Augen zu entblößen, den theuersten Busenfreund zu verrathen; durch Zwischenträgerei die innigsten Familien zu trennen; durch Ohrenbläserei und Klatscherei die unschuldigsten Menschen ins Gerede zu bringen.

Was unser Nächster geheim halten will, dazu haben wir kein Recht. Es gehört ihm so gut, wie jedes andere Eigenthum. Erfahren wir einen geheimen Umstand zufällig, ohne Absicht und Willen dessen, der die Sache nicht laut werden lassen will, ist auch unsere Pflicht, das tiefste Schweigen zu behaupten. Jemandes Geheimniß, wider dessen Willen, an die Welt ausliefern, heißt Jemanden sein Eigenthum stehlen. Eben so wenig wir Recht haben, ein uns in Verwahrung gegebenes Gut zu verschenken oder zu verkaufen, dürfen wir auch kein anvertrautes Geheimniß weiter geben, es sei denn, daß das, was wir verschweigen

sollen, zum Unglück Anderer gereichen würde. Auch Diebesgut darf ja Niemand verhehlen, oder stille sein, wenn es in des Nachbars Hause brennt.

Zuweilen ist die Geschwätzigkeit noch keine wirkliche Leidenschaft, und doch bringt sie alle gefährliche Wirkungen einer Leidenschaft hervor. Dies ist allemal der Fall, wenn irgend eine andere Leidenschaft, eine offene oder geheime, vorangeht, welche Verstand und Vernunft betäubt, und zur unbesonnenen Plauderei reizt. Wir wissen, daß Jeder schon in dem Augenblicke gesprächiger wird, da seine Empfindungen lebhafter werden. In dem Maase, wie die Gewalt des Gefühls zunimmt, nimmt die Richtigkeit der Urtheilskraft ab. Darum werden sonst verschwiegene Menschen schon geschwätziger, wenn sie nur durch starke Getränke ihre Nerven mehr als gewöhnlich gereizt haben. Darum ist es sprichwörtliche Redensart geworden, daß Berauschte offenherzig seien. Darum macht eine große Freude, wie ein heftiger Zorn, beredt und zum Verräther der innersten Gedanken, die Freude aus Liebe, der Zorn aus Haß.

Alle allzulebhafte Gefühle sind ein Seelenrausch und verwirren das Urtheil in uns. Alle Leidenschaften, wenn sie durch einen Anlaß heftiger gereizt werden, erzeugen Heftigkeit in den Empfindungen. Der kälteste Bösewicht hört auf, gelassen zu sein, und wird geschwätzig, sobald seine schwache Seite (das ist, die Grundleidenschaft, welche ihn bewegt, und die er klug genug zu verbergen sucht) angegriffen ist; eben so der trägste und wortarmste Mensch.

Personen von ohnehin lebhaftem Temperament und reizbarem Nervenbau bedürfen, um in Gährung zu gerathen, ohnehin keiner ausserordentlich mächtigen Leidenschaft, schnell alle Ueberlegung und Behutsamkeit zu verlieren. Eine geringe Schmeichelei, unter der ihre Eitelkeit erwacht, macht sie plauderhaft, zutraulicher und offener, als sie sein sollen; ein unschuldiges Wort, das ihr argwöhnisches Wesen reizt, macht sie gehässig, bitter, redselig; eine versäumte Aufmerksamkeit gegen ihren Stolz, ein Zweifel an ihren Vollkommenheiten macht sie bis zur Unerträglichkeit geschwätzig.

Zuweilen kann eine allzugroße Gutmüthigkeit, welche

die Menschen für besser hält, als sie in der That sind, verbunden mit einer lebhaften Neigung zur Geselligkeit und Unterhaltung, in den Fehler unbedachtsamer Geschwätzigkeit verleiten. Jene Gutmüthigkeit, manchmal an kindliche Unerfahrenheit grenzend, ist oft bei den besten, weisesten, einsichtvollsten Menschen einheimisch; ist eine wunderbare Selbsttäuschung, indem sie Jeden für so gut und rein halten, als sie selbst sind; ist eine liebenswürdige Schwachheit der Urtheilskraft, nicht aber des Herzens, die darum zum Fehler wird, weil sie alle Früchte des Fehlers trägt. Unter durchaus edeln und reinen Menschen wird dieser Fehler kein Fehler, sondern Natürlichkeit eines tugendhaften Gemüths. Unter mehr oder weniger Verdorbenen mangelt ihnen zur evangelischen Taubeneinfalt die Klugheit der Schlangen. Die Unbesonnenheit gutherziger Menschen kann wohl tadelhaft, nie häßlich und entehrend sein.

O mein Gott, indem ich mir in diesem Augenblicke die Ursache und Folgen eines Fehlers deutlich zu machen suche, in welchen auch ich wohl, oft in den heitersten Stunden meines Lebens, verfiel, — wie kann ich ihm entrinnen? O gib Du mir Kraft und Weisheit, daß ich das vermeide, was mir selbst und meinem Nächsten so viel Uebels stiften muß. — Ja, auch ich habe die Unbedachtsamkeit meiner Worte schon mehr als einmal Ursach gehabt zu bereuen; ich habe mir vielleicht dadurch in der Achtung bei Andern schon mehr geschadet, als ich selbst glaube und weiß. Sollte ich nicht allen Ernst anwenden, mich von dieser so gefährlichen Untugend ganz frei zu machen?

Und ich kann es — ja, ich hoffe, ich werde es, wenn ich mir nur durch gehörige Aufmerksamkeit den Weg zur Herrschaft über mich selbst immer besser bahne. Ich will mich nie von der Lebhaftigkeit meiner Gefühle allzumächtig dahinreissen lassen, weder den unangenehmen Empfindungen, noch den fröhlichen, zu viel Meisterschaft über mich einräumen. Denn wo sie einmal herrschen, da flieht die Ueberlegtheit, und das Wort wird am fremden Glücke und am eigenen Herzen zum Verräther.

Besonders will ich mir zum unverbrüchlichen Gehorsam

drei Lebensregeln aufstellen. Diese werden mich vor jedem unangenehmen Rückfalle in den verächtlichen Fehler bewahren.

Es soll mir zum Gesetz werden, daß ich sowohl unter einzelnen vertrauten Freunden, als noch vielmehr in größerer Gesellschaft oder unter mir weniger bekannten Personen, lieber ein bescheidenes Schweigen beobachte, denn durch Reden zu glänzen suche. Wir haben, sagte sinnbildlich ein alter Weiser, zwei Ohren zum hören, aber nur einen Mund, um zu reden. So will auch ich lieber hören und mich unterrichten lassen, als durch Unbehutsamkeit lästig oder gar schädlich werden.

Es soll mir zum Gesetz werden, daß, wenn ich sprechen muß, ich zwar alles das denke und glaube, was ich sage, aber nicht Alles sage, was ich in mir denke und glaube. Denn wahrlich Niemand begehrt von uns Alles, was wir denken und wissen, zu erfahren; und es ist wohl die thörichtste Eitelkeit, sich einzubilden, es müsse Andern alles das wichtig sein, was für uns einige Wichtigkeit hat. Eben so wenig wird man immer aufgefordert, seine Meinung über andere Personen und deren Angelegenheiten zu äussern. Und wenn ich auch aufgefordert würde, bin ich darum immer verpflichtet, sogleich mein Urtheil zu fällen? Gebe ich nicht jederzeit eine Schwäche meines Verstandes oder meines Herzens bloß, wenn ich über Andere abspreche, ohne ihr Innerstes und die Beweggründe ihres Betragens zu kennen? Und bin ich nicht aufgefordert, nicht zur Mittheilung dessen verpflichtet, was ich von mir und Andern weiß, um wie viel frecher ist dann der unberufene Plauderer! Das fordert die Offenherzigkeit, die Wahrheitsliebe, daß ich Alles, was ich sage, auch denke und glaube. Aber dagegen fordert die Bescheidenheit, die Klugheit, die Schonung, daß ich nicht Alles sage, was ich denke und weiß.

Es soll mir endlich zum Gesetz werden, daß ich schweige, sobald ich wahrnehme, es übermanne mich die Lebhaftigkeit meiner Gefühle. — In Unmuth oder Vergnügen kann ich leicht durch ein unüber-

legtes Wort zuviel thun. Ich habe es oft erfahren. Eine unbesonnene Zutraulichkeit hat nicht selten das bitterste Unglück herbeigeführt. Ich bin nicht immer Herr über meine Gefühle. Sie können rege werden; sie mögen es sein. Aber in der Lebhaftigkeit derselben will ich mir jede entscheidende Handlung, jedes entscheidende Wort untersagen. Nur so bleibe ich Herr meiner selbst und jedes Geheimnisses, das ich mir selbst dazu mache, oder welches meiner Treue und Verschwiegenheit anvertraut ward. Ach Gott, gib mir Kraft! Ernst ist mein Wille, meine Sehnsucht, immer besser und wohlgefälliger vor Dir nach dem Beispiele meines Jesu zu wandeln, — aber wer sichert mich gegen meine eigenen Schwächen? Du kannst es durch die Macht Deines heiligen Geistes. O stehe mir bei in den Augenblicken der Prüfung! Amen.

IV.

Ueber die Sucht der Menschen, andere Menschen zu verkleinern.

Jeremias 9, 23. 24.

Beglücken, Herr, und glücklich werden,
Ist unser Ruf, ist Aller Loos.
Nur darum, Gott, ist der auf Erden
Gering und arm, der reich und groß.
Der hat mehr Kraft, der mehr Verstand,
Denn jener braucht, was der erfand.

Wer hat mich Andern vorgezogen?
Wer wieder andre Menschen mir?
Du thust's, durch freie Huld bewogen,
Denn alles Gute kommt von Dir.
Ich gab Dir nichts zuvor, denn ich
Bin alles, was ich bin, durch Dich.

Und ich — ich sollte nicht bescheiden,
Ich stolz und übermüthig sein?
Ich den nicht achten, den beneiden?
Mich, weil er mehr empfing, nicht freu'n?
Als wär' ich (hätt' ich mehr als er)
Auch besser dann, auch seliger!

Hört man in Gesellschaften Einen über den Andern sprechen, man sollte meinen, Jeder wäre der Glücklichste, der Weiseste, der Geschickteste, der Vollkommenste jeder Art. Zwar Niemand wagt es, sich und seinen vortrefflichen Zustand selbst zu rühmen, weil man Eigenlob für etwas Unanständiges hält, aber dagegen merkt man wohl aus den Aeusserungen, aus jenen geringschätzigen Bemerkungen, die über den Verstand, über die Vermögensumstände, über die Lage dieser oder jener Person oder ihre Unternehmungen gefällt werden, daß Jeder damit zu verstehen geben will: meine Einsicht ist beiweitem größer, mein Vermögen sicherer, meine Lage vortheilhafter.

Aber eben diejenigen, welche an Andern Alles geringer finden, als bei sich, und Alles besser verstehen, besser können, besser haben, denn Andere, pflegen auch nicht selten, wenn man sie näher kennen lernt, die Unzufriedensten mit sich selbst zu sein. Ihre Worte stimmen also nicht mit ihren innern Ueberzeugungen zusammen, und sie gleichen den Schauspielern, welche oft einen höhern Stand vorspiegeln, als sie haben.

Dies Bestreben, Andere neben sich gering zu schätzen, während man doch mit seinem eigenen Zustand nicht gar zufrieden sein kann, ist ein ganz eigener und merkwürdiger Zug in der menschlichen Gemüthsart. Denn wenn wir erkennen, daß wir nicht so kenntnißvoll sind, als Andere, warum rühmen wir sie nicht? Oder wenn wir vermuthen, daß Andere in bessern Umständen sind, als wir, warum verkleinern wir sie? Was ist überhaupt der wahre Grund davon, daß wir weit eilfertiger sind zum Tadeln und Aussetzen, als zum Loben?

Man muß nicht glauben, daß die Bereitwilligkeit der Menschen, ihre Nebenmenschen zu verkleinern, immer aus wirklichem Haß oder Groll entspringe. Denn man weiß auch von Personen, die gar nicht Ursache haben, einander zu befeinden, oder die einander nur kaum kennen, oder die wohl gar als gute Freunde gelten wollen, daß sie der Lust nicht widerstehen können, das Lob, was man etwa diesem oder jenem zollen möchte, durch irgend eine hinzugefügte Bemerkung zu beschränken.

Eben so wenig muß man glauben, daß immer Neid gegen die Vollkommenheiten Anderer im Hintergrund liege, was zur Verkleinerungssucht antreibt. Denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß Leute, welche durchaus keine Ursache haben, Andere zu beneiden, sie dennoch gern tadeln, und das Ruhmwürdige an ihnen schmälern.

Oft geschieht es nur aus leerem Uebermuth und wunderlicher Laune, ohne eigentlich damit eine böse Absicht zu verbinden. Ein anderes Mal geschieht es aus Langeweile, um sich und die Gesellschaft auf eine anziehende Weise zu unterhalten. Zuweilen nur aus bloßer Gefälligkeit für anwesende Personen, denen man sich entweder wichtig machen, oder irgend eine Artigkeit sagen möchte. Ich würde wenigstens nicht sogleich von Jedem, der ein Wort spricht, das den Ruhm Anderer beschränkt, urtheilen, es geschehe aus hämischer Bosheit, aus verleumderischen Absichten. Ja, ich finde den Fehler der Verkleinerungssucht gar oft bei Personen, die mir durch ihre Frömmigkeit, durch ihre menschenfreundliche Denkart sonst sehr achtungswürdig sein können.

Wenn ich den Quellen dieses nur allzugemeinen Fehlers nachforsche, durch den manches edle Gemüth befleckt wird, scheint es mir, sie liegen in dem angebornen Triebe des Menschen nach Vollkommenheit. Aber dieser an sich herrliche Trieb nimmt oft eine falsche Richtung, und verleitet zu sonderbaren Selbsttäuschungen der Seele. Dann werden wir, ohne es zu bemerken, leicht verführt, die gute Meinung von unsern Eigenschaften zu verwechseln mit den Vorzügen, die wir besitzen möchten, so daß wir, statt nach der innern Vollkommenheit selbst zu ringen, noch begieriger sind, in Andern den Glauben zu erwecken, daß wir sie schon besitzen. Und wenn wir uns selbst wegen desjenigen, was wir sind oder haben, eben nicht besonders hochachten können, scheint uns eine Entschädigung dafür in der Achtung Anderer zu liegen, die sie gegen uns äussern.

Weil wir nun aber nicht immer Kräfte genug in uns fühlen, uns zu jenem Grad von Vollkommenheiten zu erheben, den wir wohl zu besitzen wünschen, demungeachtet aber die gute Meinung von Andern nicht einbüßen möchten: werden wir geneigt, das günstige Urtheil der Welt gegen

Vollkommenere zu schmälern. Kann man sich nicht erhöhen, so kann man doch Andere etwas erniedrigen, und auf diese Weise, wenigstens bei den Leichtgläubigen, ihnen gleich stehen. Es gewährt Vielen eine angenehme Empfindung, an den Eigenschaften oder glücklichen Verhältnissen Anderer etwas auszusetzen, indem man sich, wiewohl es Selbsttäuschung der Einbildungskraft sein mag, dabei behaglich fühlt im Angedenken des eigenen Zustandes. Man verkleinert die hohe Meinung von der Fülle und dem Wohlstand, in welchem der Nachbar lebt, durch allerlei Bedenklichkeiten, um nur sich selbst und Andern zu sagen: meine Lage ist zwar nicht so glänzend, aber dafür desto sicherer. Man verkleinert die ruhmvollen Unternehmungen des Dritten, indem man Zweifel gegen die Reinheit seiner Absichten erregt, um sich und Andern zu verstehen zu geben: ich würde wohl in seinen Verhältnissen dasselbe geleistet haben, oder könnte in den meinigen nicht weniger leisten, wenn ich so eitel, so ehrgeizig wäre. Man verkleinert das günstige Vorurtheil von dem Verstande, den Einsichten und Geschicklichkeiten des Dritten, indem man doch beiläufig auf einzelne Fehlschritte aufmerksam macht, die er that, und deren Fehlerhaftigkeit freilich erst aus den Folgen sichtbar werden konnten, um dadurch sich und Andere zu überzeugen. Wer die Fehler des Andern so gründlich zu beurtheilen weiß, kann unmöglich demselben an Einsichten nachstehen.

Aber indem wir uns auf diese Art, einer angenehmen Empfindung willen, gern selbst betrügen mögen, begehen wir, ohne es vielleicht zu bedenken, eine grobe Verrätherei an uns selbst. Denn durch diese verkleinernden Urtheile, welche wir über Andere ausfällen und in Umlauf setzen möchten, bringen wir denjenigen, der auch nur einige Menschenkenntniß besitzt, zum gerechten Verdacht, daß wir eben an denjenigen Stellen sehr schwach sein müssen, von welchen wir bei Andern die Schwächen aufdecken möchten. Ja, wir verrathen durch unser Betadeln und Bezweifeln, daß wir in der That die Vorzüge des Getadelten heimlich anerkennen; daß es uns schwer wird, dieselben zu erreichen; daß wir begierig wären, ihm gleich zu stehen; daß, weil wir uns nicht zu ihm erhöhen können, wir ihn gern zu uns

herab erniedrigen möchten. Denn es ist gewiß, und Jeder weiß aus der Erfahrung in seinem Innern: wenn man mit seiner Lage wahrhaft zufrieden ist, gibt man sich keine Mühe, die Meinung von der guten Lage eines Andern herabzusetzen. Der gesunde Mann findet keine Ursache, gegen die Gesundheit Anderer Zweifel zu erheben, während der Kränkliche hingegen, als wäre es ein Trost für ihn, gern Kränklichkeiten oder Anlagen dazu bei Andern vermuthet, und sich viel darum bekümmert. Ein reicher Fürst gibt sich nicht damit ab, geflissentlich die Meinung von den Vermögensumständen eines seiner Unterthanen zu verringern, denn er sieht dabei für sich keinen Gewinn; wohl aber mag er ungern der Lobredner vom Reichthum anderer Fürsten sein.

Somit ist also die in unsern Gesellschaften nur allzufleißig geübte Verkleinerungssucht, auch wenn sie nicht aus boshaften Nebenabsichten getrieben würde, eine wirkliche Unklugheit. Denn statt die Blößen Anderer zu enthüllen, enthüllen wir dem Scharfblicke des Beobachters unsere eigenen allein. Und wir müssen nie vermuthen, daß man so sehr geneigt sein werde, unsern verkleinernden Urtheilen Glauben zu schenken, als man überall begieriger darauf sein wird, zu erfahren, warum wir die Vorzüge Anderer so geringschätzig machen wollen? Prüfe dich nur selbst, und halte dich überzeugt, so wie du gewöhnlich von den Urtheilen Anderer denkst, so denken Andere auch über diejenigen Urtheile, welche du fällst. Willst du erfahren, wo es diesem oder jenem deiner Mitbürger im Geheimen gebricht: gehe hin, und höre, welche Arten von Gebrechen er bei Andern am liebsten zu bemerken pflegt. Ein Lahmer sieht unter tausend Menschen einem einzelnen Hinkenden am ersten und am längsten nach.

Doch nicht Unklugheit allein ist die Verkleinerungssucht — sie führt unvermerkt zu weit bedeuternden Uebeln, als zur bloßen Verrätherei unserer eigenen Schwächen. Sie ist der erste Schritt zur Ruhmredigkeit, ja sie selbst ist schon eine versteckte Ruhmredigkeit, ein Lobpreisen unserer Vorzüge vor Andern, wir mögen nun solche wirklich besitzen, oder nur zu besitzen scheinen. Wer dem, was an irgend Jemanden gepriesen werden mag, nicht gern Gerechtigkeit

widerfahren lassen will; oder wer, wenn es sich nicht geradezu wegläugnen läßt, doch durch verdächtigende Nebenblicke es sehr beschränkt, und das Lob, was er auf der einen Seite gibt, auf der andern wieder raubt, sagt damit: es ist an dem Gepriesenen nichts Besonderes. Jeder könnte in dessen Lage noch mehr leisten und sein, als er. Ich besitze zum Beispiel Vorzüge, die Jener noch lange nicht hat. Ich bin nicht minder preiswürdig wie Jener oder Jene, die ihr so hoch erhebt.

Mag sich der Verkleinerungssüchtige anfangs, wenn sich sein Fehler zu entwickeln beginnt, noch so schlau zu verstellen wissen, bald werden seine Mienen, seine Blicke das sagen, was sich seine Lippen noch bescheiden weigern auszusprechen. Sie werden ruhmredig, sobald ihm kein Glaube gegeben werden sollte. Er wird sich deutlicher erklären, sobald die Achtung dessen steigt, den er gern herabgesetzt hätte. Und trifft es sich, daß er unglücklicherweise des Gepriesenen Nebenbuhler sein möchte: so verwandelt sich der Verdruß über dessen Vorzüge in Neid, die Verkleinerungssucht in wirkliche Verleumdung, das heißt, in Vergrößerungssucht der Mängel und Schwächen des verhaßten Gegenstandes, oder in Erdichtung von Gebrechen desselben.

Es gibt wenige Laster, die von der Menschheit so allgemein mit Abscheu belegt werden, als Verleumdung und Neid; sie führen zur tiefsten Niederträchtigkeit hinab, und erregen, wo man ihre Spuren wahrnimmt, Ekel in edeln und unedeln Gemüthern. Und dahin führt zuletzt die Neigung, Anderer Vorzüge etwas zu verkleinern. Wer sich in Gesellschaften gern erlaubt, den Werth Anderer, oder doch das günstige Urtheil darüber, herabzusetzen, hat die volle Anlage zum Verleumder, auch wenn er dazu gegenwärtig nicht die geringste Neigung in sich verspürt, und von Natur gefällig, gutmüthig und duldsam wäre. Die Verhältnisse des Menschen ändern oft, und man wird leicht unter andern Umständen ein Anderer. Rühme dich nicht, daß du bis jetzt noch von jenen traurigen Lastern rein bleibest; aber frage dich, warst du auch immer von der Begierde ganz frei, an Andern gerühmte Eigenschaften zu verringern? Und wenn du dich des Fehlers hin und wieder

schuldig weißt: so untersuche, ob du nicht auch schon, wenn gleich nur vorübergehende, Anwandelungen von Neid hattest, oder ein Gelüst, die Fehler und Schwächen irgend einer Person zu vergrößern?

Lächerlicher, aber zuweilen nicht minder schrecklich in den Folgen, als die boshafte Verleumdung, ist ein Laster anderer Art, welches sich gern der versteckten Ruhmredigkeit zuzugesellen pflegt. Es ist dies der Stolz, das heißt, die überspannte Meinung, welche der Mensch von seinen eigenen Vorzügen hat; eine Meinung, welche er noch weniger durch Worte, als durch Geberden und Handlungen an den Tag legt.

Der Stolz ist so mannigfaltig, als die Denkart der Menschen selbst, und hat so vielerlei Abstufungen, als jedes andere Laster. Aber in dem Hange, die geschätzten Eigenschaften des Mitmenschen zu verkleinern, liegt der Keim zur übertriebenen Hochschätzung seines eigenen Werthes. Erziehung und Umstände thun das Uebrige, theils welchen Grad der Stolz erreicht, theils welche Art des Hochmuths die herrschende werden kann.

Daher erblicken wir zum Beispiel unter jungen Leuten, welche noch in der Blüthenzeit ihrer Kraft wandeln, den Stolz auf äussere Schönheit am gemeinsten. Selten werden sie den Vorzügen Anderer ihres Geschlechts mit vollem Herzen Gerechtigkeit gewähren, und lieber das Mangelhafte daran aufsuchen, und ihr Auge daran weiden, als das Gepriesene bewundern. Hier ist, auch wenn der Gedanke nicht zum Worte wird, Verkleinerungssucht; hier entfaltet sich, so unschuldig es auch anfangs scheinen mag, der Hang zur Eitelkeit. Was die Natur nicht gab, sucht man durch Kunst zu ersetzen, und die einzelnen Schönheiten des Körpers durch zufälligen Schmuck zu erheben und bemerkbar zu machen.

Aber die Jugendzeit ist flüchtig; das Feuer des Auges erlöscht bald unter den Thränen und Sorgen späterer Tage; andere Leidenschaften bemächtigen sich des Gemüthes, und wer nicht mehr durch äussere Schönheit gefallen kann, will durch seinen Geist oder durch seinen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft, oder durch den Umfang seines Vermögens

glänzen. Der Fehler bleibt derselbe, er nimmt nur andere Farben an. Die jugendliche Gefallsucht und Eitelkeit, welche in spätern Jahren Gefahr läuft, Gelächter zu erregen, verwandelt sich in absprechenden Eigendünkel, in Rangstolz, in Geldstolz.

Wie uns jede Tugend der Gottheit näher rückt, macht uns jedes Laster mit der Thierheit verwandter. Wie das Thier nie seinen Blick zum Himmel hebt, sondern unter sich gesenkt nur auf die Erde heftet: so auch der Stolz. Er denkt nicht an den, der höher steht, als er; er betrachtet nur diejenigen, welche tiefer sind, oder nicht zu haben scheinen, in dessen Besitz er zu stehen vermeint. Was ist der reiche Bauer neben dem reichen Städter, und dieser neben dem Fürsten? Was ist der Bürger von angeblich vornehmer Familie, die seinen Hochmuth nährt, neben dem Edelmann, der adelstolz auf ihn verächtlich herabschaut, und was ist dieser neben dem Gewaltigen, der Krone und Zepter trägt?

Man nennt den Stolz gewöhnlich eine Thorheit, und dies ist er; denn was mag lächerlicher sein, als ein Mensch, der sich etwas Großes mit Dingen meint, die ihm nicht selbst gehören; die in der Todesstunde wie Staub von ihm fallen; die er vielleicht schon in der nächsten Stunde einbüßen kann, und in denen er von Tausenden, die mit ihm leben, übertroffen wird? Aber der Stolz ist mehr, als Thorheit; er ist ein Seele und Körper vergiftendes Laster, und so gefährlich, wie jedes andere. Er äussert sich zwar nicht in Handlungen, sondern in den Einbildungen, welche der Mensch von seinen vermeinten Vorzügen hat. Je übermäßiger diese Einbildungen, je übermäßiger der Stolz.

Nun aber ist jede überspannte Einbildung vom Werth oder Unwerth der Dinge eine Art Wahnsinn, besonders wenn solche Einbildung zur bleibenden Denkart wird, nach der wir unsere Handlungen vornehmen. Ein Mensch, von ihr befangen, muß daher fast immer mit falschem Maasstab messen und verkehrt urtheilen, sobald sein Stolz berührt wird. Er handelt dann wie ein Berauschter, welcher Dinge anders ansieht, als sie wirklich sind.

Weil nun das Laster des Stolzes vorzüglich die Einbildungskraft des Menschen angreift, müssen wir uns nicht wundern, wenn dieselbe zuletzt dadurch mehr oder weniger zerrüttet wird. Daher sind stolze Menschen gewöhnlich am fähigsten, wahnsinnig zu werden, und in den Irrenhäusern die größere Zahl der Verrückten von ungemessenem Hochmuthe beseelt, mitten in ihrem bejammernswürdigen Elende.

Doch hinweg den Blick von diesen schauerlichen Verirrungen des Menschen! Und dahin kann doch zuletzt das Gefallen führen, welches man an Geringschätzung und Verkleinerung des Guten bei Andern empfindet.

Statt die Vorzüge seiner Brüder zu schmälern, erkennt sie der Christ willig an, und freut sich ihrer, wenn sie wahre Vorzüge sind. Gern gönnt er dem Andern größere Kenntnisse, größere Kunstfertigkeiten und Einsichten — denn so wollte es Gott, daß ungleich die Gaben ausgetheilt sein sollten, damit Einer dem Andern desto nützlicher und unentbehrlicher werde. Ich gelte darum bei mir und bei Gott nicht weniger.

Gern will ich diesem oder jenem seine vorzüglichere Schönheit gelten lassen — sie ist Gottes Werk. Ich will mich derselben freuen, ohne Beimischung von Mißgunst. Denn wie bald ist nicht die Rose verblüht! Wie bald wird jenes schwarze Haar eisgrau, jene glühende Wange bleich, jene schlanke Gestalt von den Gebrechen des Alters gekrümmt.

Gern will ich dem, der größeres Vermogen und Eigenthum hat, als ich, diesen Vorzug zugestehen, ohne ihn durch ein Aber und Wenn zu schmälern, — er freue sich dessen; bin doch auch ich bei einem mäßigern Besitze des Lebens froh. Nicht das Gut draussen, sondern das Gut im Herzen macht glücklich. Warum sollte ich ihm beneiden, was ihm nicht gehört? Es ist geliehenes Gut; im Tode bleibt ihm nicht das Gewand, welches ihn deckt.

Gern will ich die Verdienste dessen anerkennen, der zum Besten der Welt oder seiner Mitbürger etwas Gemeinnütziges unternimmt. Warum soll ich seine Absichten dabei verdächtigen, da ich das Innere seines Gemüthes und sein Verhältniß nicht kenne, in dem er zu Gott steht? Warum

sollte ich seine Achtung bei den Menschen schmälern, da, wenn auch nicht ich, doch meine Kinder oder Enkel künftig an den Wohlthaten Theil nehmen können, die er stiftete?

Gern will ich den, der von edlerer Geburt zu sein meint, als ich, die kleine Freude ungetrübt geniessen lassen, wenn er Freude daran haben kann, sich eines vermeinten Vorzugs zu rühmen, an dessen Dasein er den allergeringsten Theil hatte. Welcher Sterbliche ist denn vor Gott edel oder unedel geboren? Daß aber in der bürgerlichen Gesellschaft mancherlei kleine Unterschiede der Stände bestehen, ist für die Ordnung des Ganzen nothwendig; sie würde ohnedem zerfallen. Warum sollte ich durch verkleinernde Urtheile das zerstören helfen, was wohlthätige Absichten für gegenwärtige Lebensverhältnisse gestiftet haben?

Es gibt nur Eins hienieden, was ich an mir achtungswürdig nennen darf; nur Eins, was allen Menschen Achtung abzwingt: dies ist die Tugend, dies ist die Erkenntniß Gottes, das heilige Wandeln vor Gott. Darum spricht die heilige Schrift: „So redet der Herr: ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit; ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke; ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich deß, daß er mich wisse, und kenne, daß ich der Herr bin, der Barmherzigkeit, Recht und Gerechtigkeit übet auf Erden: denn solches gefällt mir, spricht der Herr.« Röm. 9, 23. 24.

Und Dein Wohlgefallen, Herr, Allweiser, Allbeherrscher, sei das Ziel meiner Gedanken und Handlungen. Wenn ich nur vor Dir ohne Vorwurf und mit Heiterkeit erscheinen darf, o du Allesprüfender, Allessehender, dann mag ich es wohl ertragen, ob ich in den Augen der Sterblichen werther oder unwerther bin durch Kenntniß, Leibesschönheit, Reichthum, Rang und Würden. Denn ich athme, ich lebe nur für Dich, o mein Schöpfer, das heißt, für meine höchste Seligkeit in Deinem Weltall.

Diesen Geist will ich bewahren — es ist der Jesusgeist! Ich will mich aufmerksamer beobachten, und verhüten, daß ich nie in den Fehler sinke, das Gute, was ich an meinen Nebenmenschen bemerke, durch mein Urtheil geringschätziger zu machen. Was Achtung verdient, will ich

gern achten, denn dadurch ermuntere ich auch Andere zu edler Nacheiferung. So stifte ich durch ein Wort oft in manchen Herzen Gutes, ohne es selbst zu wissen, und verbreite, o Gott, Dein Reich, welches das Reich der Liebe und Seligkeit ist. Amen.

V.

Der Kuß des Verräthers.

Luk. 22, 48.

Durch hohe, stille Redlichkeit
Wird, Herr, Dein Bild in mir erneut,
Verklärer meine Seele.
Gib, Gott, daß ich, von Heuchelei,
Von Trug und Lüge immer frei,
Nur Wahrheit mir erwähle.

Wer Christi Sinn recht kennen lernt,
Der hält sich vom Betrug entfernt,
In Worten, wie in Thaten.
Wer heut noch Judas Kuß versteht,
Und seinen eig'nen Freund verräth,
Hat Jesum selbst verrathen.

Wenn ich mir den Lebenslauf Jesu vergegenwärtige, ergreift mich jedesmal eine wundersame Empfindung. Ich erblicke darin das Höchste und Tiefste des gesammten menschlichen Wesens. Was die kühnste Einbildung des weihevollsten Dichters, der Scharfsinn und die Weltkenntniß des größten Weltweisen nicht hätte ersinnen können: das liegt im Leben Jesu, als geschehene Thatsache wahrhaft, anspruchlos und klar da. So oft ich die Worte des Evangelisten lese oder höre, ist mir's, als spräche der Geist Gottes mit den Lippen eines unschuldigen Kindleins zu den Jahrtausenden. Ich erblicke in dieser Lebensgeschichte gleichsam die Lorbeer- und Dornenkrone der ganzen Menschheit; hier, in einem Kranze vereint, die kleinsten

und höchsten Tugenden, deren das Herz der Sterblichen fähig ist; und wieder in einen Kranz verschlungen alles sündige Wesen der Menschen, von der kleinsten Schwäche bis zum empörendsten Laster und Verbrechen. So mußten auf die Tage Jesu die blendendsten Lichter, die dunkelsten Schatten zusammentreffen; denn diese Tage waren die wichtigsten der Menschenwelt; die Scheidelinie zwischen Alterthum und neuem Zeitgeist; das Brechen zwischen Nacht und Tag.

Wie würde ich enden, wenn ich diesen großen Stoff beschreiben und erschöpfen wollte; wenn ich schildern wollte, wie der erhabene Dulder immer größer, immer göttlicher handelte, je größere Verbrecher ihn mit Leichtsinn, Haß oder Undank verfolgten! Aber am göttlichsten war er, da das Laster am teuflischsten wurde. Er war es, da Judas, sein eigener Schüler, in der Schreckensnacht zu ihm kam, an der Spitze seiner Verfolger, und ihn küssend verrieth; und Jesus, noch immer liebend, ihm die abscheuliche That nur mit den schonenden Worten vorwarf: Juda, verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kuß? Luk. 22, 48. Er war es, da er am Stamm des Kreuzes noch mit sterbenden Lippen für seine Feinde betete; auch für Judas hat er gebetet.

Christus hatte den stolzen Hohn der Sadducäer, den Haß und Neid der Pharisäer, die Verleumdung seiner reinsten Thaten, den Undank des Volks — Alles, was das Erdenleben für gewöhnliche Menschen Bitteres hat, erfahren; endlich auch das Allerbitterste: Verrath durch seinen eigenen Freund, seinen Jünger, den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, Verrath durch einen seiner Lieblinge — die Menschheit schaudert! Jedes Laster hat seine eigenthümliche Schande; aber Verrätherei, als Keim aller Laster, vereinigt auch die Abscheulichkeit aller in sich. Sie entspringt aus verderbtem Gemüth, um die öffentliche Verachtung zu ärnten. Es ist Sprichwort fast aller Völker: man kann das Verrathene lieben, aber den Verräther haßt man. Es ist diese Art des Vergehens allen Menschen so ekelhaft, daß es selbst, wo es auf die gelindeste Weise begangen wird, ohne Entschuldigung und ein Gegenstand

der Verachtung bleibt, ungeachtet man doch wohl oft andere Fehler noch gern zu bemänteln oder mit zärtlichen Namen zu verzieren sucht. Selbst da, wo der Verräther Niemanden, als sich selbst, schadet, wird er verhöhnt.

Dies ist der Fall, wenn Jemand an seinen eigenen Geheimnissen oder Vortheilen zum Verräther wird durch unzeitiges Plaudern. Man benutzt seine unüberlegten Reden, oft ihm selbst zum Verderben, aber verspottet ihn, und hütet sich, mit ihm in näherer, vertrauterer Berührung zu stehen. Denn wer nicht stark genug ist, dasjenige zu verschweigen, was seine eigene Person angeht: wer darf dem das Fremde anvertrauen? Diese unbesonnene Ausplauderei hat immerdar einen unedeln Ursprung. Sie entstammt, wo nicht immer einer wirklichen Beschränktheit des Verstandes, doch einer geheimen Leidenschaft, welche mächtig genug ist, den Verstand für Augenblicke zu lähmen, und zu Unbesonnenheiten zu verleiten. Bestehe nun diese Leidenschaft in neidischer Schmähsucht oder in der Eitelkeit und thörichten Begierde, sich Andern durch das, was man zu sagen hat, recht wichtig zu machen; oder auch nur in einem wahrhaft kindischen Leichtsinn: jederzeit bleibt der Selbstverräther ungeliebt, ohne Vertrauen, als ein widersinniger Feind seiner eigenen Ehre, seines eigenen Glücks.

Doch ungleich schwärzer steht die Seele desjenigen da, der Geheimnisse oder Angelegenheiten, die besser verschwiegen, als aller Welt offenbart wären, von andern Personen bekannt macht. Es ist kaum ein großer Unterschied zu machen, ob solche Angelegenheiten dem Ausplauderer zufällig bekannt, oder ihm ganz besonders anvertraut worden sind. Im ersten Fall hatte er kein Recht, das, was Sache, Angelegenheit und Eigenthum seines Nächsten war, und was dieser seines Nutzens willen nicht offenkundig werden lassen wollte, ihm zu entreissen, und aller Welt mitzutheilen; im andern Falle hatte er die Zuversicht seines Mitmenschen, seines Vorgesetzten oder Untergebenen gemißbraucht, und ein gegebenes Wort gebrochen. Er opfert selbstsüchtig den Vortheil des Andern seinem eigenen Nutzen auf, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Schaden des Andern ungleich bedeutender sein kann, als der eigene

Gewinn. Aber wann achten verworfene Seelen auch nur auf die einfachsten Grundsätze der bloßen Lebensklugheit? Judas verkaufte das Leben seines Vaters, Bruders und Wohlthäters um den Gewinn von dreißig elenden Silberlingen!

Freilich aber, die Lebensklugheit edler und guter Menschen ist himmelweit von der Lebensklugheit feiler Bösewichte verschieden. Jene wollen keinen Nutzen ohne Rechtlichkeit; diese keine Rechtlichkeit ohne Nutzen. Jene berechnen die Zukunft; diese hangen vom Augenblick der Gegenwart ab. Jene sind daher in ihren Handlungen folgerecht und können es sein; diese hingegen leben mit ihren Thaten und Grundsätzen im ewigen Widerspruch, gleichen sich keinen Tag, und können es nicht anders.

So tief ist an manchen Orten die Menschheit verderbt, daß sie die Klugheit des Lebens nur in einem Gewebe von Ränken, Betrügereien, Umtrieben, Heucheleien und freundlichen Bosheiten erblickt, und die Verrätherei, welche sie selbst mit lauter Stimme verflucht, zu einer Art von Kunst erhoht. Und wofür diese Abscheulichkeit alle, welche den reinen Genuß jeder Freude, allen Frieden des Gemüths, das gesammte eigene Leben vergiftet? — Um einem Großen sich gefällig zu machen; oder um Andere in seiner Gunst zu stürzen; oder um ein Amt zu erkriechen, zu welchem eigenes Verdienst keine Berechtigung und Hoffnung gibt; oder um ein Stück Geldes zu erbeuten oder irgend eine andere Auszeichnung. Da lächeln sich erklärte Gegner mit süßlicher Höflichkeit an, und umschleichen einander schmeichelnd in schlangenhafter Geschmeidigkeit; da schwören sie einander Liebe und Treue, ohne daß weder der, welcher den Schwur gibt, noch der, welcher ihn empfängt, daran glaubt; da lauert und belauscht man sich in Worten, Blicken und Geberden, um eine schwache Seite, ein Geheimniß zu erspähen; da wechselt man, gegen einander über, Versprechungen und gleißnerische Liebkosungen, um sich gegenseitig offenherzig zu machen, damit man endlich Verräther werden könne, sobald man auseinander geht. Der heißt der Gewandteste, der Klügste, welcher in seiner wahren Denkart der Undurchdringlichste, in

schlauen Nachstellungen der Beharrlichste, in Ueberlistungen der Glücklichste ist. Wehe, welch eine Lebensklugheit! — Sie gibt uns ein Gemälde der Hölle.

O, es lebt noch mancher Judas, der das Allerheiligste um dreißig Silberlinge verkaufen kann! Es wird noch mancher Judaskuß von den Lippen der Falschheit geküßt!

Du hast diesen Kuß geküßt, Treuloser, der du in langer Vertrautheit mit einem Freunde leben, dann aus Eigennutz und Selbstsucht gegen ihn erkalten, hingehen konntest, seiner Offenherzigkeit zu spotten, seine Geheimnisse zu enthüllen, seine Ehre zu zerstören! — Du hast diesen Kuß geküßt, Ehebrecher, den nach einem fremden Weibe gelüstete; der die heiligen, vor Gottes Altar geschwornen Eide vergaß an einem fremden Herzen, und die Gattin liebkosete, um ihr deine Ruchlosigkeit, deinen Meineid zu verbergen. — Du hast diesen Kuß geküßt, Wollüstling, der du voller Geilheit ausgingst, eine Unschuld zu verführen, und Ehre und Glück eines harmlosen Lebens zu verrathen. Mit deinen Liebkosungen lieferteſt du ein unglückliches Wesen der Schande, der öffentlichen Entehrung, vielleicht dem Blutgerüst, gewiß aber den schmerzlichsten Gewissensbissen aus.— Du hast diesen Kuß geküßt, Heimtückischer, der du mit einer lächelnden Miene demjenigen naheſt, den du im Herzen beneideſt oder haſſeſt, dem du Fallstricke legſt und Gruben gräbſt, die du ihm mit heuchlerischem Schönthun verbergen möchteſt, damit er desto sicherer darin untergehe! — Du hast diesen Kuß geküßt, schamloser Betrüger, der du mit glatter Zunge Lügen und Schmeicheleien ausspendeſt, um dich durch Hebervortheilung deines Nebenmenschen zu bereichern.

Die Abscheulichkeit des Verraths steigt in gleichem Verhältnisse, je größer die Verpflichtungen von Liebe und Dankbarkeit des Verräthers gegen diejenige Person sind, die er zu verrathen die Bosheit hat. Daher empört es das Innerste, wenn man einen Menschen zum treulosen Verräther dessen werden sieht, der ihn mit Wohlthaten beglückte, der ihm zu Ehren oder Vermögen, oder auch nur zur Fähigkeit half, sich eine bessere Laufbahn zu eröffnen. Eine solche That könnte schwachen Gemüthern alles Ver-

trauen zur Menschheit rauben. — Ach, und ist solcher Undank in unsern Tagen unerhört? — Ist es ganz unerhört, daß Kinder ungerathener Art aus Habsucht oder Stolz sich gegen ihre eigenen Aeltern auflehnen, gegen diejenigen, denen sie Leben, Jugendfreuden, Erziehung, Geschicklichkeit und glückliche Verhältnisse danken? Ist es unerhört, daß sie dieselben verfolgen, und deren Feinden verrathen können? — Mag auch irgend ein Zwist endlich die Herzen des Sohnes und Vaters, der Mutter und Tochter, oder des Gatten und der Gattin von einander entfernt haben, — auch die bitterste Kränkung, auch die größte Beleidigung kann nie groß genug sein, die Werke früherer Liebe vergessen zu machen, und Verrath an einem Herzen zu entschuldigen, dem wir ehemals theuer waren.

Darum wird unter allen Nationen des Erdballs keine Art öffentlicher Vergehungen für entehrender und fluchwürdiger gehalten, als Verrätherei am Vaterlande. Das Vaterland ist die Heimath der großen Familie, unter deren Schirm und Pflege wir geboren, in deren Anstalten wir zu brauchbaren Menschen erzogen, durch deren Gesetze wir im Genuß unsers Eigenthums, im Besitz oder Empfang von Erbschaften geschützt, durch deren öffentliche Einrichtungen wir in den Stand gesetzt wurden, uns wie Andern nützlich zu werden. Aufforderungen zur Dankbarkeit genug! — Aber in dieser großen Familie leben unsere Brüder, Schwestern, Aeltern, Blutsverwandte, Jugendgespielen und Freunde. Hier wurden uns durch die Zuneigung und Güte unserer Mitbürger, unserer Vorgesetzten und Untergebenen viele glückliche Tage und Stunden gegeben. Aufforderungen zur Liebe genug! — Wie muß die Denkart des Menschen beschaffen sein, der aus Rachsucht oder Ehrgeiz, aus Geldbegierde oder Feigheit die ganze Summe seiner theuern Pflichten aufopfert, und Verräther an Allen wird, die ihn liebten, und die er einst liebte! Wie muß die Denkart des Menschen beschaffen sein, der tausend unschuldige, ihm ganz unbekannte Personen in das allgemeine Unglück hinabstürzt, welches die Feinde des Vaterlandes bisher gegen dasselbe vergebens zu bereiten suchten? Wie kann er vor seinen Mitbürgern, wie vor

der Welt, wie vor Gottes Antlitz, wie vor dem Richterstuhl seines eigenen Bewußtseins dies schwärzeste aller Verbrechen entschuldigen? — Wie kann er seiner Verrätherei gedenken, ohne der Schmach seines Volks, ohne des Entsetzens, der Verwirrung, der Noth, der tausend Thränen, der Zerrüttung zahllosen Familienglücks nahe und fern, ohne der Sterbenden zu gedenken, die durch ihn die Beute eines allzufrühen Todes wurden? — — Mit Recht lastet der schwerste Fluch der Völker auf dem Namen der Vaterlandsverräther. — Aber dieser Fluch geht erbend auf Kinder und Kindeskinder hinab. Der Verräther konnte viel Unheil und Verderben wirken; das entsetzlichste bereitet er sich selbst. Er ist zugleich Verräther seines eigenen Glücks, seiner eigenen Ehre, seiner eigenen Seele!

Judas ertrug die Gewalt dieses Fluchs nicht lange, und unterlag demselben. Er brachte die dreißig Silberlinge den Hohenpriestern und Aeltesten wieder, und schrie: Ich habe Uebels gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe! — Er floh, mit den Schmerzen der Hölle in der Brust, und erhängte sich selbst in den Schauern der Verzweifelung.

Ach, ist es noch nöthig, daß ich mir die unvermeidlichen, lebensverderblichen Folgen dieses Verbrechens schildere, um mich auf immer vor demselben zu bewahren? — Nein, es ist genug, das Laster in seiner ganzen Ekelhaftigkeit zu erkennen, um es zu hassen. Hinweg davon den Blick! Das Schauspiel ist allzubetrübend. — Ich will meine Seele lieber erheben an deiner Seelengröße, göttlicher Dulder, Jesus Christus, Vollender am Kreuze. Es ist genug, die Liebenswürdigkeiten Deiner Tugenden zu empfinden, um zu ihrer Nachahmung begeistert zu werden.

Und so wende ich mich wieder zur Triumphstätte Deiner himmlischen Gesinnungen, sehe Dich auf Golgatha's Höhe den großen Tod der Welterlösung sterben; höre Dich sterbend noch zum Vater im Himmel flehen für das Heil deiner Mörder!

Vollender, o Dein heiliges Blut fliesse auch mir zum Segen! Möge auch ich, ein Sieger über Schwächen,

Fehler, Sünden, einst mit Freudigkeit und im Vorgefühl meiner Vollendung in der Todesstunde rufen: Vater, nimm meinen Geist auf zu Dir! Es ist vollbracht! Amen.

VI.

Ob unsere Tugend von Zeiten und Landessitten abhängig sei.

Joh. 5, 41. 42.

Wen Liebe Gottes und der Pflicht
Zur Frömmigkeit nicht führet,
Er freu' sich seiner Tugend nicht,
Der gar kein Preis gebühret.
Wenn Vortheil, Sitte, feiger Sinn
Und Stolz ihm Gutes rathen:
O, der hat seinen Lohn dahin
Für seine guten Thaten!

Drum täusche niemals mich der Schein,
Und nie der Tugend Namen.
Gott sieht auf Werke nicht allein,
Er fragt, woher sie kamen?
Ich darf mich Deiner Huld nur freu'n,
Gott, wenn mich Liebe dringet,
Und wenn aus Liebe nur allein
Mein Gutesthun entspringet.

Unter vielen Christen herrschen sehr verworrene Vorstellungen vom Werth und Wesen dessen, was man Tugend nennt. Sie sind dazu theils durch Mißverstand oder irriges und einseitiges Auslegen einzelner, aus dem Zusammenhang gerissener biblischen Sprüche verführt, theils durch Gewohnheit, Sagenhören oder natürliche Leichtsinnigkeit.

Einige behaupten und sprechen: „Rechtschaffen handeln, nützlich sein, Jedem das Seine geben, das ist die beste Religion. Alles Uebrige ist Nebensache, und was man auch von Glauben und Liebe viel vorsagt, ist Kopfhängerei und Frömmlerwesen.“

Dergleichen Aeusserungen hört man oft von übrigens achtungswerthen, verständigen, rechtlichen Personen; und je mehr sie dieses Lob in der That verdienen, je gefährlicher sind ihre Aeusserungen für Andere, die nicht Kraft genug haben, das Falsche vom Wahren zu unterscheiden.

Rechtschaffen handeln, nützlich sein, Jedem das Seine geben, ist allerdings löblich, weil es nichts Böses ist; aber es ist noch keineswegs der Beweis von der Güte des Gemüths. Auch ein schwacher, sogar schlechter Mensch kann Jedem das Seine geben, nützlich sein, und, was man rechtschaffen nennt, thun. Er kann es aus bloßer Feigheit, aus bloßer Furcht vor der Strafe thun. Er kann es aus bloßem Ehrgeiz, aus Eigennutz thun. Wer aber möchte von solchem Menschen sagen, er sei tugendhaft; oder er habe die beste Religion? Wer möchte von einem solchen behaupten, er habe jene Seelengröße, die ihn über den gemeinen Haufen der Menschen erhebt, die gern das Gegentheil von Allem thun würden, wenn sie es ohne Gefahr begehen dürften?

Eine ähnliche Sprache führten schon längst alle diejenigen, welche sich es in ihrer Religion bequem machen wollten, weil sie für das Höhere zu wenig Kraft in sich fühlten. Schon zu Christi Zeiten waren dies die Grundsätze der Pharisäer und Schriftgelehrten. Darum erklärte Jesus laut: Es sei denn eure Gerechtigkeit besser, als die ihrige, sonst werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Es ist nicht genug, daß ihr Keinen bestehlet, betrüget oder tödtet; nein, ihr sollet selbst euere Feinde lieben. Es ist nicht genug, daß ihr keine Ehebrecher seid; nein, ihr sollt selbst in Gedanken kein anderes Weib begehren. Es ist nicht genug, daß ihr keinen falschen Eid schwöret, oder keinen Schwur brechet; nein, ihr sollt selbst im Kleinsten euer Wort halten. — So unterschied unser göttlicher Weltlehrer die bloße Beobachtung bürgerlicher Landesgesetze von der Befolgung der höhern, innern Gesetze, die Gott den Geistern gab. Nicht Eigennutz und Ehrbegier, sondern Liebe des höchsten, vollkommensten Wesens muß die Quelle unserer Thaten sein, wenn sie den Namen der tugendhaften verdienen sollen. „Ich nehme nicht Ehre von

Menschen", sprach Christus, „aber ich kenne euch, daß ihr nicht Gottes Liebe in euch habet." Joh. 5, 41. 42.

Es sind Andere, welche in die ganz entgegengesetzte Meinung und in den entgegengesetzten Fehler verfallen. Sie behaupten und sprechen: „nur der Glaube macht selig; die Werke helfen uns nicht. Wer Jesum liebt, nur durch sein Verdienst die Gnade Gottes erwirbt, der hat die wahre Religion." — Das ist die Meinung vieler frommen Leute. Sie ringen also durch Gebet, durch äussere und innere Verehrung Gottes, durch reine Liebe zu der Person Jesu nach dem höchsten Heil. Aber diese Frömmigkeit hat oft auf ihre Handlungen im gemeinen Leben wenig Einfluß. Die Welt glauben sie als Welt behandeln zu dürfen, und wenn sie in ihrer Einbildung nur der Gegenliebe Jesu versichert zu sein glauben, äusserlich den eingeführten Uebungen und Landesgesetzen gemäß handeln, meinen sie, daß sie genug gethan haben. Eigennutz, Ehrgeiz, Haß, Verleumdung, Neid kann in ihrem Herzen wohnen; aber sie versprechen sich Alles von dem Verdienste Jesu oder von der Fürbitte der Heiligen. Selbst von den heiligen Lehrstühlen wird nicht selten dieser traurige Irrthum verkündet. Man ermahnt mehr zum Glauben und Beten, als zum christlichen Thun. Man hält es kaum der Mühe werth, von der Tugend zu reden, als wenn sie eine weltliche Sache wäre; verwechselt die Tugend, diesen eigentlichen Jesussinn, mit der äussern Sittlichkeit; und warnet vor Sünden und Lastern eifrig, ohne aber dem Volke das Wesen der einzelnen Sünden, vor denen man sich zu hüten habe, zu erklären, noch die Tugend und die Verirrungen von derselben belehrend darzustellen.

Und doch sind dies die Hauptgegenstände von Jesu öffentlichen Lehren gewesen; und in den Briefen seiner Jünger, sobald sie darin Irrthümer der ersten Christen in Glaubenssachen berichtigt hatten, kehrten sie auf die Lehren von der Tugend zurück. Jesus selbst erklärte den Glauben ohne tugendhafte Handlungen für eitel; sagte laut: Nicht Alle, die zu mir Herr, Herr! sagen, werden

in mein Reich eingehen; an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; was ihr gethan habt, aus Liebe zu mir gethan habt dem Geringsten, das habt ihr mir gethan, dies wird am Tage des Gerichts Vergeltung finden. Seid Thäter des Worts, nicht Hörer allein! Der Glaube, wenn er nicht Werke hat, sprach Jesu Jünger, ist todt an ihm selber! Joh. 2, 17.

Noch Andere gibt es, welche das Wesen der Tugend weniger in dem Sinn, als in der äussern Handlung derselben suchen, und daher das Sittliche und Landesübliche mit der Tugend selbst verwechseln. Auch wahrhaft würdige Christen können in diesen Irrthum gerathen, wenn sie von den mannigfaltigen Umständen und Bedürfnissen der verschiedenen Nationen keine Kenntniß haben, und daher Alles bei denselben für Sünde halten, was nicht mit den Sitten des eigenen Vaterlandes übereinstimmt. So kann ihnen die Vielweiberei des Morgenlandes verdammlich, die Nacktheit der Bewohner warmer Weltgegenden schamlos, die Ehe mit einer geschiedenen Person sündlich, die Vermählung von Geschwisterkindern blutschänderisch, und manches Andere als Wirkung lasterhafter Gemüthsart erscheinen, was nach den bei ihnen gewohnten landesüblichen Gebräuchen als verboten angesehen wird. Die Strenge ihres Urtheils quillt aus gutem, aber beschränktem Sinn, und aus der Unkunde von Herkommen, Nothwendigkeiten und Verhältnissen anderer Völker. Diese, obgleich in ihren Handlungen von uns abweichend, können bei denselben eben so tugendhaft sein, als wir. Sie haben zwar nicht unsere bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen, aber sie handeln denjenigen gemäß, die sie haben, folglich nach denselben gerecht; sie thun nichts Verbotenes, und was sie thun, kann mit inniger Liebe und Verehrung Gottes bestehen. Auch Petrus, der Jünger des Heilandes, stand lange in einem ähnlichen Irrthum. Er verachtete die Heiden; er wollte mit ihnen nichts gemein haben. Als er aber seinen Irrthum einsah, rief er aus: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht; sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm! Apostelgesch. 10, 34. 35.

Weit gefährlicher aber, als dieser Irrthum, ist ein anderer, der aus der gleichen Quelle stammt, und dennoch zum vollen Gegentheil verführt. Es gibt nämlich Personen, und ihre Zahl ist nicht gering, welche überhaupt an keine allgemein geltende, wahre, ewig sich gleichende Tugend glauben, sondern Alles, was man damit zu bezeichnen pflegt, für Sache der Umstände, und Frucht der Zeiten, Landessitten und der sich ändernden Vorstellungen der Völker halten. Sie behaupten und sprechen: Es ist eigentlich nichts gut oder böse an sich und schlechterdings, sondern Alles hängt von äussern Verhältnissen ab. Die Sittenlehrer, z. B., machen den Ehrgeiz zur Sünde, aber an andern Orten wird er von Königen, Priestern und Erziehern zum Verdienst angerechnet, und ermuntert. Man nennt die Liebe zur Wahrheit eine Tugend; oft aber würde eine unzeitige Wahrheit das größte Verderben über Familien und Volker bringen, während eine Lüge rettet und allgemeinen Dank ärntet. Wir nennen den Diebstahl ein grobes Verbrechen; aber es gab Völker, bei welchen er geachtet ward, wenn man ihn mit Schlauheit übte. Wir finden eine leichte Entblößung unanständig; in manchen Ländern würde man unsere Tracht und schon das Erscheinen der Weiber an öffentlichen Orten schamlos heißen; wieder in andern ist ein halbnacktes Umhergehen untadelhaft. In einigen Gegenden ist der Genuß des Weines Verbrechen, bei uns allgemein erlaubt. In einigen Gegenden ist der Genuß des Fleisches an gewissen Tagen eine große Sünde; in andern macht sich durchaus Niemand Vorwürfe. Der Genuß des Schweinefleisches war nach den Gesetzen Mosis ein Verbrechen, und ist es noch heute in den Morgenländern; dagegen war und ist die Vielweiberei erlaubt; während bei uns von Allem das Gegentheil gilt. So ist denn gewiß, daß man nicht überall auf Erden auf die gleiche Art tugendhaft oder Sünder sein kann daß unsere Tugend immerdar von Zeiten und Landessitten abhängig ist; daß Gott nicht auf menschliche Einrichtungen sieht, wenn er uns richtet; daß man darum, indem man gegen menschliche Einrichtungen fehlt, sich noch nicht gegen Gott selbst vergangen hat, und

wenn man der bürgerlichen Strafe zu entrinnen weiß, daher keine Strafe des Himmels zu befürchten hat.

Diese Art, den Werth der menschlichen Handlungen zu beurtheilen, ist leider gewöhnlicher, als man glaubt, und eine Frucht, nicht des tiefen, wahrheitsuchenden Forschers, sondern der oberflächlichen Ansicht der Dinge. Sie verwirrt den ungeübten Verstand durch Trugschlüsse und den Schein der Beispiele und durch die Verwechselung der innern geistigen Handlung mit der äussern. Sie besticht das Herz durch eine scheinbare Rechtfertigung der eigenen, unreinen Lüste, und möchte ihm den Glauben an die Wahrheit und Einheit der Tugend entreissen, um desto vorwurfsfreier den Lastern zu huldigen.

Allerdings ist es wahr, daß die bürgerlichen und kirchlichen Gesetze unter den verschiedenen Völkern, so wie deren Gebräuche und Sitten, verschieden sind; daß bei den einen erlaubt sein kann, was bei den andern unrecht heißt und ist. Diese Mannigfaltigkeit der Einrichtungen hängt zum Theil von der größern oder geringern Geistesbildung der Nationen ab; zum Theil von Gewohnheiten, die den Völkern darum theuer sind, weil sie einem hohen Alterthume entstammen; zum Theil vom Einflusse des kältern oder wärmern Himmelsstriches auf die Bedürfnisse der Menschen und ihre besondere Gemüthsart. Wenn aber auch auf diese Weise einzelne Handlungen in Rücksicht ihrer Erlaubtheit von Zeiten und Landessitten abhängen: so ist und bleibt doch die Tugend selbst von ihnen unabhängig.

Denn in keinerlei Volk wird man denjenigen tugendhaft heißen, der nur das Erlaubte thut. Wer seine Aeltern und Freunde nicht mordet, wer seine Nachbarn nicht ihres Eigenthums beraubt, wer den Befehlen der Obrigkeit gehorcht, thut zwar recht, weil er nichts Unerlaubtes thut, aber von der Tugend kann er noch weit entfernt sein. Der Dieb im Kerker, wo er nicht stiehlt, ist deswegen kein Wohlthäter der Menschheit. Wer das nach Landessitten und Gesetzen Verbotene thut, begeht ein Unrecht. Insofern er es geflissentlich und aus selbstsüchtigen Absichten begeht, wird es Sünde. Denn obgleich dieselbe Handlung in andern Ländern und Kirchen erlaubt sein mag, ist doch in allen

Ländern und Kirchen und bei den rohesten wie bei den gebildetsten Völkern Sünde: den bestehenden Obrigkeiten und Ordnungen den Gehorsam zu verweigern. Jedem Sterblichen sagt sein Gewissen, daß er fehle, wenn er die zum Glück der menschlichen Gesellschaften eingeführten Ordnungen zerstört. Mag in diesen Ordnungen immerhin Willkührlichkeit herrschen; aber die Ehrfurcht vor dem Gesetze, unter welchem wir stehen, ist unwillkührlich nothwendig, von der Vernunft geboten, von Gott geheißen. Wenn dem Morgenländer sein Gesetz gebietet, den Wein zu meiden, und er trinkt denselben, und verachtet das Gesetz, weil es nicht Gottes, sondern Menschen Werk war: der sündigt, und ist in seinem Gewissen strafbar, nicht weil der Wein an sich etwas Unreines ist, sondern weil er das Gesetz verletzt, und die Vorschrift seines Glaubens abwirft. Denn wer darum Gesetze verhöhnt, weil sie Menschenwerk sind, wird endlich nichts Heiliges mehr anerkennen, und vor keiner Ordnung Scheu empfinden. Wenn die Satzungen der Kirche in einigen Gegenden den Genuß der Fleischspeisen an gewissen Tagen untersagt haben, und der, welcher sich öffentlich zu dieser Kirche bekennt, dennoch das Fleisch genießt, weil das Verbot Menschenwerk sei, der sündigt, und ist in seinem Gewissen strafbar, nicht weil das Fleischessen an sich sündlich ist, sondern weil er sich gegen das Gesetz der Kirche empört, welcher er anzugehören bekennt. Er ist ein Abtrünniger. Seine Handlung geschehe nun öffentlich oder geheim, — Gott kennt sie. Nicht das Essen, sondern der treulose Sinn, in welchem er aß, macht ihn zum Sünder.

Es ist möglich, daß etwas unter gewissen Umständen nützlich und unter andern schädlich sein kann. Aber die Tugend hängt nicht von den Umständen ab, wie das Nützliche. Das Nützliche ist nicht immer die Tugend. Sonst müßte ich den Betrüger edelmüthig heißen, weil er sich selbst nützlich zu sein strebt; oder den Verschwender tugendhaft nennen, weil sein Verschwenden Andern nützt. Die That heiligt nicht den Sinn, sondern der Sinn, die Tugend, heiligt die That. Die gleiche Handlung kann Wirkung des Edelmuths und der Niederträchtigkeit sein, je nachdem der Sinn der Menschen dabei verschieden ist,

welche sie ausüben. Zwei Menschen unterstützen mit gleichen Geldsummen eine arme Familie, der Eine, um sie aus der Tiefe ihres Elendes zu ziehen, der Andere, um eines ihrer Glieder zu einer Schandlichkeit zu bestechen. Waren beide in der gleichen That gleich tugendhaft?

Und so verschieden auch in den Ländern der Erde die Sitten, Gebräuche und Ordnungen der Menschen sein mögen: überall wohnt doch ein tiefes Gefühl und Ahnen dessen, was recht, erhaben und tugendhaft ist. Und dies Bewußtsein des Rechts und der Tugend selbst ist meistens erst die Grundlage von den mannigfaltigen Gesetzen und Sitten und Uebungen. Dieser Sinn für Tugend ist gleichen Alters und gleichen Ursprungs mit dem Glauben an Gott. Es mögen Gewohnheit und Himmelsstrich eine verschiedene Bekleidungsart der Völker einführen und rechtfertigen, hier eine gänzliche Verhüllung der Gestalt, dort eine halbe Nacktheit gebieten: aber das edle Gefühl der Schamhaftigkeit ist Allen angeboren. Du findest dasselbe bei den wildesten Nationen. Eidschwur und die Art, wie Versprechungen geleistet werden, um rechtliche Verbindlichkeit zu erhalten, mögen bei allen Nationen von einander abweichend sein, so daß bei der einen uns keineswegs bindet, was bei der andern verpflichtend ist: aber das Pflichtgefühl der Treue und Ehrlichkeit findest du dennoch bei allen gleich lebhaft; du findest es selbst tief in der Brust derer, die sich ein Verdienst daraus machen möchten, Treue und Glauben zu verspotten.

Denn der Menschengeist ist etwas Anderes, als das Spiel des Irdischen. Seine innere Gesetzgebung ist unwandelbar, so wie er selbst unsterblich ist; während im veränderlichen Irdischen, in der bürgerlichen Welt, Sitten, Umgebungen und Einrichtungen mit den Zeiten wechseln mögen. Er hat, mit dem Glauben an eine ewige Gottheit, zugleich das Streben nach dem Göttlichen, die Sehnsucht nach dem Vollkommensten empfangen, und alle Künstelei und alle Trugweisheit entreißt ihm diesen Glauben, diese Sehnsucht nicht. Und wie er nach dem höhern und geringern Vollkommenern ringt, wird ihm der Unwerth des Irdischen immer fühlbarer. Wo Liebe des Göttlichen wohnt,

und Sehnsucht, göttlicher zu werden, da kann keine Handlung gefallen, die nicht aus dieser Liebe quillt, sondern eine Wirkung bloßer Klugheit, oder gemeinen Eigennutzes, oder schnöder Ehrsucht, oder anderer thierischen Triebe ist.— Und dies Streben und dieser Sinn ist die Tugend! — Und dies Streben, dieser Sinn, ist in der gesammten Menschheit des Erdbodens alt, wie die Menschheit. Und in diesem Geiste sprach Jesus Christus das hohe Wort wider die Klügler, welche den Glauben an die Tugend zerstören wollen: Ich nehme nicht Ehre von den Menschen, aber ich kenne euch, daß ihr nicht Gottes Liebe in euch habt.

Nie, nie mache mich der Witz falscher Weisheit, die Ueberredungskraft leichtsinniger Leidenschaft, abtrünnig von Dir, o Jesus, abtrünnig von dem erhabenen Ziel der Geisterwelt, abtrünnig von mir selbst, dem heiligen Gesetz, das in mir lebt! Nie soll mir die Welt den Glauben an die Wahrheit und Einheit der Tugend rauben, und der stete Wechsel dessen, was vom Irdischen stammt, soll mich nicht irre machen an der Unwandelbarkeit alles Göttlichen, was, vom Ewigen stammend, dessen Natur trägt. Und würden mich jemals in unbewachten Augenblicken meine Sinne verwirren, meinen Glauben erschüttern, meine tiefsten Ueberzeugungen verdunkeln: ich würde auf Dich blicken, heiliges Urbild menschlicher Vollendung, und meine Kraft soll sich an Dir wieder aufrichten. Amen.

VII.

Von der Treue in Kleinigkeiten.

Lukas 19, 12 — 26.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst du wie auf grünen Au'n
Durchs Erdenleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod entgegensehn.

Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf,
Und schau'n zu dem, der einst sie ruft,
Voll Freudigkeit hinauf.

Nichts ist alltäglicher unter den Menschen, als die hohe Meinung, welche fast Jeder von sich und seinen Kräften und Anlagen hat. Es hält sich nicht leicht Einer für so böse oder für so schwach, als er in der That ist. Man traut sich gar zu gern zu, wenn es darauf ankommt, auch wohl das Schwerste vollbringen zu können. Zwar aus Bescheidenheit der Klugheit schweigt man; aber im Stillen wird es gedacht.

Daher mag es kommen, daß Viele, wenn sie von einer schönen Handlung erzählen hören, ihr zwar den Beifall nicht versagen, der ihr gebührt, aber doch nicht viel Aufhebens davon machen, indem sie zu fühlen glauben: »Wäre ich in der Lage gewesen, ich hätte wohl eben so gehandelt, und vielleicht noch besser.« Die That, so schön sie gewesen sein mag, wird schneller vergessen, als eine schlechte von gleicher Wichtigkeit. Denn Niemand zweifelt bei sich, daß er so schändlich nicht hätte sein können.

Beobachtet man aber die Leute genauer, welche ein so stolzes Selbstvertrauen haben, wird man nicht selten gewahr werden, daß sie im gemeinen Leben bei weitem nicht so streng fromm, so gewissenhaft sind, als man von ihnen erwarten sollte. Sie erlauben sich selbst bei geringen Anlässen, wo rechtlich und edel zu denken gar keine große Anstrengung erforderte, mancherlei Abwege. Und hält man es ihnen vor, so antworten sie, oder trösten sich selbst damit: o das sind ja nur Kleinigkeiten! Man stelle uns nur bei wichtigern Dingen auf die Probe!

Hier aber liegt der große Irrthum des großen Haufens der Menschen, daß sie glauben, in alltäglichen Vorfällen seine Pflicht thun, sei zu leicht, zu nichtssagend; aber in ausserordentlichen Begebenheiten, da entwickele sich die wahre Seelengröße und Tugendstärke; da wäre der Werth des Menschen zu prüfen, nicht in geringfügigen Dingen! — — Der Irrthum liegt darin, daß man die Größe und den Folgenreichthum einer Handlung mit der Größe der dabei bewiesenen Tugend verwechselt. Der Werth unsers Herzens hängt aber nicht von der Wichtigkeit der äussern Handlung, sondern von der dabei, wie bei der geringsten That, gehabten Gesinnung ab.

Es ist ohnehin weit leichter, in äusserlich wichtigen Dingen den Grundsätzen der Rechtschaffenheit treu zu bleiben, als in alltäglichen Vorfällen und Kleinigkeiten. So auffallend und ungewöhnlich dieser Satz zu sein scheint, eine so merkwürdige Wahrheit enthält er doch.

Da, wo unsere Denkart in großen und folgereichen Anlässen auf die Probe gestellt wird, macht uns schon die Wichtigkeit des Schrittes, welchen wir zu thun haben, aufmerksamer auf uns selbst. Wir werden geneigter, an den Ausgang dieser Sache zu denken. Je wichtiger diese ist, je größer scheint uns der Ruhm, über die Verführung obzusiegen, und je größer ist die öffentliche Schande, wenn wir uns verfehlen. Was oft innige, reine Liebe des Guten nicht vermag, das bewirkt noch unser Ehrgeiz, unsere Furcht vor der Schmach. Dafür ist

uns kein Opfer, keine Anstrengung zu theuer. Die Klugheit selber räth es. Aber die Wichtigkeit der Angelegenheit, wo es darauf ankommt, rechtschaffen oder gewissenlos zu handeln, bringt auch unser sinnliches Gefühl in lebhaftere Thätigkeit, als es Kleinigkeiten können. Der natürliche Abscheu vor einem Verbrechen regt sich stärker, und der edle Stolz des Gemüthes, das Aeusserste zu wagen, um seiner selbst würdig zu handeln, reizt zu einer größern Kraftanstrengung. Man kann sich zu großen Entschlüssen begeistern; denn Alles fordert dazu auf. Fluch und Schimpf und Verachtung drohen auf der einen, Bewunderung und Preis lächeln auf der andern Seite. — Daher sind grobe Verbrechen wirklich auch nur Seltenheiten; und mancher Mensch, dem man sonst nie viel Rühmliches nachzusagen wußte, der sich im gemeinen Leben vielerlei Unerlaubtes verzeihen konnte, ist bei sich ereignenden Vorfällen größer, heldenmüthiger und für die Tugend erwärmter, als man von ihm erwartet hatte.

Aber alle diese Reizmittel zur Aeusserung edler Gesinnungen fehlen bei Kleinigkeiten und alltäglichen Handlungen, die ohne merkwürdige Folgen bleiben. Man hält sie an sich schon für gleichgültiger, und ist daher auch gleichgültiger, wie man sie zu nehmen habe. Man verzeiht sich kleine Nachlässigkeiten, weil sie Niemand bemerkt, und gestattet sich Schwächen, weil man den traurigen Trost hat, daß man kein Engel sei. Die Begeisterung für das Bessere, welche leicht durch ausserordentliche Lagen und Verhältnisse geweckt wird, fehlt in den gewohnlichen Handlungen des gemeinen Lebens; und die Furcht vor öffentlicher Schande trifft uns nicht, weil die Sache gar zu unbedeutend zu sein scheint. Man wird also treulos an Recht und Tugend, nicht weil es zu leicht ist, in Kleinigkeiten gerecht und gottgefällig zu seln, sondern weil es zu schwer ist. Denn, weil täglich und stündlich eine ganze Reihe von Gedanken und Gefühlen und Handlungen statt haben, die ohne wichtige Folgen sind, ist, um überall ächtchristlich zu sein, eine beständige Anfmerksamkeit und Besonnenheit erforderlich. Jedermann weiß aber, daß

man weit leichter in einem Augenblick schöner Begeisterung groß handeln, als immerdar, auch bei scheinbar geringfügigen Dingen, voll stiller Bedachtsamkeit sein kann.

Aus diesen Ursachen ist gewiß, daß, wenn man die tugendhafte, rechtschaffene Gemüthsart eines Menschen richtig beurtheilen will, weniger auf seine Handlungen bei wichtigen Anlässen, als auf sein häusliches Leben und seine gewöhnliche Denkart in Kleinigkeiten gesehen werden müsse. Das Wichtige geschieht nur selten; das Unwichtige alle Tage. Aus einzelnen kleinen Theilen besteht der ganze Lebenslauf.

Auch Jesus Christus, der göttliche Richter unserer Gesinnungen, welcher tief in das Herz der Sterblichen blickte, machte in seinen Belehrungen auf den Werth der Tugend in den Kleinigkeiten aufmerksam. Er bewies in jenem herrlichen Gleichnisse von den anvertrauten Pfunden, daß es nicht darauf ankomme, wie große oder kleine Gelegenheiten uns Gott gebe, tugendhaft zu denken und zu thun, sondern was wir aus diesen Gelegenheiten machen. Darum sprach der Herr, welcher von seinen Knechten Rechenschaft über die Anwendung der ihnen anvertrauten Pfunde forderte, zu dem, welcher seinen Theil am besten benutzt hatte: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude. Matth. 25, 21.

Treue und Edelsinn in Kleinigkeiten sind der zuverlässigste Beweis von einer festen Tugend und einem reinen Herzen; ein Beweis, daß in solchem Gemüthe fortdauernde Besonnenheit, fortdauernde Neigung zur Rechtlichkeit herrscht; daß ihm nichts klein oder gleichgültig scheint, was mit den Geboten der Gottheit, mit den Forderungen eines guten Gewissens im leisesten Widerspruch steht. Es sind Viele, die sich hüten, irgend eine auffallende Betrügerei zu begehen. Sie fürchten die Rache des Betrogenen. Aber zu ihrem Vortheil einen Nebenmenschen in Kleinigkeiten zu überlisten, daraus machen sich die gleichen Personen oft sogar eine Ehre. Es gibt Andere, die ehrlich genug sind, fremdes Eigenthum, welches

der Zufall in ihre Hände spielt, gern dem rechtmäßigen Besitzer zurück zu erstatten, ungeachtet sie dadurch ihre Glücksumstände hätten sehr verbessern können. Aber die gleichen Leute nehmen es sich nicht übel, durch schlechte Waare, oder falsches Gewicht, oder unmäßigen Wucher, oder Hartherzigkeit gegen Arme, oder Zurückbehalten erborgter kleiner Summen, oder Erbschleichereien, oder Mißbrauch fremder Gutmüthigkeit, oder Marktschreiereien, ihr Vermögen zu vergrößern. Es gibt Andere, die es sich nicht mochten zu Schulden kommen lassen, einen Ehebruch zu begehen, eine Unschuld zu verführen. Sie behaupten eine strenge äusserliche Ehrbarkeit. Aber die gleichen Leute halten es für keine Vergehung, sich an geilen Bildern und Vorstellungen zu vergnügen, in ihren stummen Begierden zu sündigen, in ihren Gedanken die Ehe zu brechen. Es gibt Andere, sie verabscheuen Zank und Streit, leben entfernt von Prozessen, schaudern, wenn sie von Blutrache und Mordthaten vernehmen müssen. Aber dieselben Personen verargen es sich nicht, wenn sie Andern mit ihrer übeln Laune beschwerlich fallen; oder kleine verdrießliche Neckereien üben können; oder empfindliche Sachen zu sagen wissen, gegen die man nicht wohl etwas erwiedern kann oder darf. — Nein, nein! da ist kein reines Herz, da ist keine feste Tugend. Denn Edelsinn und Treue mangeln in den Angelegenheiten des Lebens, die eben darum, weil sie die häufigsten sind, die wichtigsten für das Ganze sind.

Wer Treue und Edelsinn in allen kleinen Handlungen seines Lebens beweiset, der ist auch fähig, sie in wichtigen und entscheidenden Augenblicken zu zeigen. Ist einmal in der Brust des Menschen das Gefühl der Rechtlichkeit und Güte so herrschend und bleibend geworden, daß er in allen und jeden Vorfällen des häuslichen Lebens sich desselben bewußt ist; auch bei Kleinigkeiten denkt: es ist unrecht, unbillig; wie sollte ich solches Uebel thun, und wider meinen Gott sündigen? — der hat angefangen, die Tugend selbst zu seiner zweiten Natur zu machen. Wie wird der, welcher geringe Fehler meidet, und Schwächen an sich haßt, die Hand zu einem Verbrechen reichen? Wie wird dem, der das Schwerste

täglich leistet, nicht auch das gelingen, was schon dadurch leicht wird, weil Klugheit, Ehrgeiz, Furcht vor den Folgen des Bosen, und die natürliche Begeisterung für das Gute die Kraft zu demselben beleben? Die Natur geht in Allem schrittweise. Ein verdorbenes Herz heiligt sich nicht plötzlich; und ein reines Gemüth stürzt sich nicht jählings in den Schlamm des Verbrechens. — Was ist denn die Tugend des Christen anders, als eine Fertigkeit in rechtschaffenen Gesinnungen und Thaten; und wie kann diese Fertigkeit anders erworben werden, als durch anhaltende Uebung auch bei den geringsten Anlässen?

Es gibt unter den Gesinnungen und Handlungen, zu denen wir im häuslichen Leben, oder ausser demselben im Umgang mit Menschen veranlaßt werden, eigentlich nur einige, von denen wir sagen können, sie seien ganz gleichgültig. Es kommt immer auf den Menschen an, welchen Werth er ihnen erwerben oder mittheilen will. Das, was du unschädlich thust, hättest du noch nützlicher begehen können. Das, was du sprachst, hättest du mit mehr Vorsicht, oder mit größerem Wohlgefallen sagen können. Es ist aber durchaus nicht gleichgültig, ob du, selbst in dieser Kleinigkeit, besser oder schlechter gewesen bist. Aus allem Kleinen entspringt erst das Große. Die Quellen des Stroms sind klein, und klein die Samenkörner der Gift- und Balsampflanzen. Die Gewohnheit, Alles finster zu beurtheilen, übel auszulegen, bringt endlich zum Verlust des Glaubens an die Menschheit. Die Gewohnheit, nur an sich zu denken, und für den eigenen Vortheil Alles zu berechnen, was auch geschehe, ist der Anfang des niedrigsten Eigennutzes, des empörendsten Ehrgeizes, des bittersten Neides. Der Trunkenbold wird es nicht in einem Tage; und der Straßenräuber, oder der Veruntreuer öffentlicher Gelder, fing die Reihe seiner Verbrechen damit an, daß er zu nachsichtig gegen sich in unerlaubten Kleinigkeiten war.

Wie zum Bosen, so geht auch der Weg zum Guten von Kleinigkeiten aus. Man spielt erst mit der Sünde in Gedanken; sind wir vertraut mit ihr, so wagen wir sie im Wort; geht es ungestraft hin, so springt sie in die That über. Darum soll dem, welchem Selbstveredelung, Hei-

ligung und wahres Christenthum die höchste Angelegenheit sind, daran liegen, in Kleinigkeiten damit den Anfang zu machen. Die stillen Gedanken und Gespräche, die einförmigen Beschäftigungen des häuslichen Lebens geben dazu unaufhörliche Gelegenheit. Sei ein frommer und getreuer Knecht über das Wenige; Gott wird auch den Augenblick herbeiführen, da er dich über Viel setzt.

Sei voll Edelsinns und treu auch im Kleinen. Schäme dich auch des leisesten, unanständigen Wunsches, den du, ohne zu erröthen, nicht in Gegenwart solcher Personen aussprechen würdest, vor welchen du Hochachtung hast. Selbst wenn du voraus wissen kannst, daß dein Wunsch ohne Folgen bleibt, verbanne ihn, indem du dich zerstreuest. Sei deinen bessern Gefühlen und Grundsätzen treu. Denn eine unedle Begierde hat der schlechten Folgen genug, indem sie schon durch ihr bloßes Dasein dein Gemüth befleckt, und mit dem, was an sich unrecht ist, in eine gefährliche Vertraulichkeit bringt.

Sei treu und edelsinnig im Kleinen, auch im bloßen Wort. Gib kein Versprechen, welches du nicht zu halten Lust hast; oder von dem du nicht voraussiehst, daß du es erfüllen kannst. Lerne Wort halten, auch zu deinem Schaden. Was du verlierst, ist noch immer nicht so wichtig, als der Verlust des äussern Zutrauens und als der innere Schimpf deines Gewissens. Sei treu den Verpflichtungen, die du eingegangen bist, und edelsinnig überall in deinen Aeusserungen. Darum lerne deine Worte hüten. Rede nie als mit Wohlwollen. Uebe dich darin; bald wird es dir Bedürfniß sein. Selbst wenn du in dem Verhältnisse stehst, daß du Untergebene strafen sollst, laß noch durch allen deinen Ernst Wohlwollen gegen sie blicken; selbst wenn du deine Rechte gegen Andere zu beschützen hast, zeige noch Wohlwollen gegen sie in deiner Vertheidigung. — Aber dieses sei nicht Künstelei, sondern Herzlichkeit und Wahrheit. Beweise es in allen Kleinigkeiten. Du wirst es sehr leicht können, wenn du, so oft du geneigt wärest, Andere zu erzürnen, dich sogleich erinnerst, welche löbliche Eigenschaften sie haben können, wodurch sie die Achtung und Freundschaft anderer Personen ge-

nieſſen. Denn jeder Menſch hat auch ſeine ſchätzenswerthe Seite.

Sei treu im Kleinen, auch in ſcheinbar unbedeutenden Dingen des Handels und Wandels. Nimm rechtmäßigen und erlaubten Lohn für deine Arbeit, aber deine Arbeit, deine Waare ſei dieſes Lohnes werth. Gehe rechtlich in all deinem Verkehr zu Werke; ziehe von der Unwiſſenheit des Andern keinen Vortheil; oder von ſeinem blinden Zutrauen. Verſchmähe auch den Heller, der dir nicht gebühret, und verachte niedrige Kunſtgriffe, die dem, was du thuſt, gibſt und arbeiteſt, einen Werth verleihen ſollen, der ihm in der That auch mangelt.

Sei treu auch in den allergrößten Kleinigkeiten deines Berufes oder deiner Amtspflichten. Denke nie, was kann man mit ſtrengem Recht von mir verlangen? ſondern, was könnte ich auch auſſerdem noch mehr thun, um in meinem Amt und Beruf, vermöge meiner Fähigkeit, der Beſte zu ſein, alſo daß keiner meiner künftigen Nachfolger mich übertreffe? Halte nichts für gering in deiner Stelle. Nur wer nichts verſäumt, der hat Alles geleiſtet.

Sei treu auch in den kleinſten Rückſichten, die du der Freundſchaft oder der ehelichen Verbindung ſchuldig biſt. Auch nicht mit deinen Gedanken verletze die ſchöne und heilige Pflicht! So wie ſich die Tugend des Menſchen am gewiſſeſten in allen ſeinen einzelnen Aeuſſerungen offenbart, ſo insbeſondere auch die Freundſchaft. Es iſt ein verkehrter Sinn, wenn wir von denen, mit welchen wir in enger, traulicher Verbindung leben, die meiſte Nachſicht gegen unſere Unarten fordern. Eben dieſe Engheit der Verbindung macht ihnen unſere Nachläſſigkeit am empfindlichſten, und ſetzt ſie denſelben am meiſten aus. Hier ſollen wir die meiſte Schonung, die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit beweiſen. Einzelne Liebenswürdigkeiten, durch welche wir uns einſt gefällig zu machen wußten, werden ſchnell von einer Reihe Kleinigkeiten verdunkelt, die übeln Eindruck machen. Du ſagſt: aber es ſind äuſſerſt gleichgültige Dinge, warum es da ſo genau nehmen? Wenn ſie gleichgültig und leicht ſind, warum thuſt du ſie nicht eben ſo leicht zur Beförderung der Freundſchaft gut, als du ſie zur Zerſtörung

derselben schlecht machst? Es ist aber nichts gleichgültig, was die Liebe vermindert.

Sei treu und edelsinnig in Kleinigkeiten, so wirst du es desto gewisser in größern Angelegenheiten sein. Sprich nie: gleichviel, wie ich es mache! sondern frage dich selbst: wie kannst du es am besten zur Zufriedenheit und zur Freude Anderer machen? Aus einzelnen Tropfen besteht das Meer; aus Augenblicken das Leben; aus einer beständigen Verkettung rechtschaffener und wohlwollender Gesinnungen und Thaten im Kleinen die tugendhafte Gemüthsart im Großen; aus der daraus entspringenden Zufriedenheit jedes Augenblicks die innige Glückseligkeit des gesammten Lebens. Und diese Glückseligkeit wird vermehrt durch die Hochachtung, durch das Zutrauen, durch das erwiederte Wohlwollen der Menschen, die uns umgeben, durch den Beifall Gottes, der alles Gute segnet. — Sei getreu bis in den Tod, und du wirst die Krone des Lebens empfangen!

Oft sehnte auch ich mich in einer frommer Gemüthsstimmung nach Gelegenheit, meine Tugend beweisen und meine redliche Denkart an den Tag legen zu können — ach! und ich bedachte nicht, wie ich täglich und stündlich in tausend Kleinigkeiten dazu aufgefordert sei. Warum sollte Gott mich über Viel setzen, da ich im Geringen noch nicht treu zu sein verstand? — War meine Begierde nach frommen Thaten wohl ganz rein, oder nicht vielmehr ein Trieb, vor Andern und vor mir selbst zu glänzen? — O mein himmlischer Lehrer, mein Wegweiser zu Gott, mein Heiland, nun erst habe ich Dich verstanden! Ich will von nun an auch auf mein Betragen in Kleinigkeiten achten; Sorgfalt auch auf das Geringste verwenden, daß auch mir einst der beseligende Zuruf gelte: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen; ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude. Amen.

VIII.

Unverschuldetes Leiden.

Hebräer 12, 11.

Was mir Noth ist auf der Reise
Durch die Welt,
Was mir fehlt,
Weiß er, der Allweise.
Sollt' er meiner je vergessen?
Er, mein Heil,
Hat mein Theil
Längst mir zugemessen.

Nährt den Vogel in den Lüften
Nicht der Herr?
Weidet er
Nicht das Thier auf Triften?
Kleidet er des Grases Blume
Nicht mit Pracht,
Seiner Macht,
Seiner Huld zum Ruhme?

Nur auf mich sollt' er nicht achten?
In der Noth
Liesse Gott
Hilflos mich verschmachten?
Ich bin sein, mir soll nicht grauen?
Väterlich
Liebt Gott mich
Ihm will ich vertrauen.

Wenn das arme Menschenherz hoffnungslos leiden muß — wenn es Alles einbüßen muß, was ihm durch langen Besitz theuer geworden war, Alles, was ihm das Leben auf der Erde versüßen konnte: sollte es dann nicht trauern! — Wer gebietet im durchdringenden Schmerz seinem Auge, daß es die Thränen zurückhalte, oder der frischen Wunde, daß sie nicht blute? Euer Trost, ihr Glücklichen, ist dem Unglücklichen vergebens. Ach, ihr gebet nur Worte. Ihr

habet den mitleidigen Verstand, aber der Tiefbetrübte hat das blutende Herz. Gebet ihm nicht Worte, ach, gebet ihm sein altes verlornes Glück wieder; und dann könnte er euch danken, denn ihr hättet ihn wahrhaft getröstet.

Ist es nicht Gott selbst, der uns Allen gleiches Recht zum Genuß der wenigen Lebensfreuden gab? Warum müssen Tausende froh sein können, während ich allein unter Tausenden in meiner Brust den Gram und die Sorge beherberge? Der Anblick dessen, was ihr Glücklichen besitzet, kann nur meinen Kummer um das vermehren, was ich verloren habe. Oder verdiente ich weniger beglückt zu sein, als ihr, als Tausende? War ich lasterhafter, strafbarer, als Tausende neben mir? Hat Gott nicht uns selbst das Herz, dies für jede Lebenslust empfängliche Herz, in die Brust gelegt? Warum muß ich für das empfänglich sein, was zuletzt mein Elend werden soll? Warum muß ich mich mit Liebe an das hängen, was ich bestimmt bin schmerzlich zu verlieren? Warum dies Gefühl für alles Gute und Schöne, wenn es nur geweckt wird, um für mich eine neue Quelle des Grams zu werden? Wäre mir nicht wohler, wenn ich unempfindlich wäre, wie der Felsenstein? Da würde ich freilich viele Freuden nicht empfinden, aber ich würde sie nicht entbehren, weil sie mir ganz unbekannt blieben; hingegen würde ich auch dafür von allen Leiden befreit bleiben.

Ist nicht dies Gefühl für Lebenslust das erste, was bei dem Kinde wach wird? Es reift und wächst, und bildet sich aus mit den wachsenden Jahren des Kindes. Es ist weit eher vorhanden in seiner ganzen Stärke, als alle Einsicht, Erfahrung und Vernunftüberlegung. Es wird dem Menschen zum Bedürfniß, und wenn es das geworden, dann fordert ihr, man solle sich wieder davon entwöhnen? Warum muß ich das grausam verlieren, was der Schöpfer mich erst lieben lehrte?

Ihr wollet den Leidenden trösten. Er kennt euere Trostgründe, doch beruhigen sie ihn nicht. Hat er sein Glück durch eigene Schuld verloren, wohlan, so möge er sich abfinden mit sich selber, und sprechen: ich habe Niemandem Vorwürfe zu machen, als mir selbst. Allein, wie

wird es, wenn wir ohne unser Zuthun dasjenige einbüßen müssen, was das Glück unsers Lebens ausmachte? — wenn heillose Bösewichte den Frieden unsers häuslichen Wohlseins zerstören? — wenn des Krieges Gräßlichkeit unser Vermögen vernichtet, allen Fleiß vergangener Jahre umsonst macht, uns in Bettler verwandelt, in Wittwen und Waisen? — wenn allgemeine Umwälzungen der Dinge uns Stand, Beruf und Nahrung rauben? — wenn die Hand des Todes uns dasjenige geliebte Herz am ersten entreißt, an welchem wir am zärtlichsten hingen? — wenn schlechtdenkende Menschen durch Spott und Verleumdung uns aus der Achtung unserer bessern Mitbürger und Lebensgenossen verdrängen? wenn uns Mancherlei niederdrückt und zu Boden reißt, was das Auge keines Sterblichen voraussehen konnte? —

Halt ein, Unglücklicher! — Dein Schmerz kann groß, kann gerecht sein; aber deine Klagen sind weder groß noch gerecht. Der Schmerz ist, wie die Freude, eine Frucht der irdischen Natur deines Wesens, aber das Urtheil darüber soll eine Frucht deines darüber erhabenen Geistes sein. Du kannst nicht dem Auge die Thräne, der Wunde nicht das Blut verbieten; doch aber deinem Geiste, nicht seiner selbst unwürdig zu werden, und diesem Schmerz ganz zu unterliegen. Darin besteht die Kraft eines weisen Gemüths, daß es zuerst bedenkt, wie das Geschehene nun einmal geschehen und nicht mehr zu ändern ist, — so wollte es Gott! — dann, daß es bedenke, wie aus dem großen Unglück noch irgend ein größeres Gute zu gewinnen sei; denn vergebens hat die Vorsehung das nicht über uns verhängt, was geschah.

Bist du aber so ganz und gar in dein bloß irdisches, halbthierisches Sein versunken, daß du dich nicht als ein Gottmensch zu höhern Gesinnungen erheben kannst: so verdienst du in der Fülle deines Jammers unterzusinken, wie das Thier, welches sich nicht über den Schmerz durch Seelenstärke emporschwingen kann. Du bestimmst dich selbst, noch elender zu werden, als du durch dein äusseres Schicksal geworden bist; denn du beraubst dich selbst der Fähigkeit, aus dem Unglücke, so dich traf, das bleibende

Glück zu ziehen, wie aus der bittern Schale den süßen Kern. Alle Zuchtigung, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind. Hebr. 12, 11.

Wer in keinem Andern Trost finden will, als darin, daß er sein altes, verlorenes Glück zurückerhalte, gibt damit zu erkennen, seine Weisheit sei höher, als die Weisheit der Vorsehung; denn diese war es, welche ihm, was er hatte, nahm, um ihn in schauderhaften Stunden, darin sein irdisches Glück zertrümmern mußte, von diesem Leben ab und hinauf zu einem höhern Leben zu ziehen. Sie war es, welche ihn in schrecklichen Augenblicken lehren wollte, was der Mensch und alles Menschliche sei, um ihn fester an Gott und das Göttliche zu ziehen. Sie war es, welche ihm das Glück und Unglück und das ganze Spiel des Erdenlebens zum seelenbelehrenden Traum machen wollte, um ihn auf einen höhern Standpunkt zu heben, von welchem aus er die Nichtigkeit alles dessen, was unter dem Monde wohnt, besser beurtheilen könnte, damit sein Geist sich weiser dem weihe, was unvergänglich ist, wie er selbst.

Jedem auf Erden gab Gott das Recht zur Freude; er gab es auch dem kleinsten Gewürme, dessen Lebenslauf nicht länger als vom Sonnenaufgang bis zum Abend dauert. Und wem er das Recht verlieh, dem gab er auch den Genuß. Doch zum Licht gesellte die göttliche Weisheit auch den Schatten; und zu jeder Freude auch den Schmerz, damit der Sterbliche sich immerdar erinnere, daß nicht die vorübergehende Erdenfreude das höchste Lebensziel sei, sondern daß es noch etwas Höheres gebe. Licht und Schatten, Freude und Schmerz wurden aber mit der wunderbarsten Gerechtigkeit und Genauigkeit unter den Menschen vertheilt, also, daß Jeder davon gleichviel empfing. Es ist daher schwer zu sagen, wer glücklicher oder unglücklicher von uns sei. Wer am reizbarsten für die Freude ist, der fühlt auch den Schmerz tiefer. Der Unempfindsamere wird von der Lust, aber auch von der Unlust weniger ergriffen. Was dem Einen viel werth ist, ihn entzücken

kann, läßt den Andern ganz gleichgültig. Darum soll man schlechterdings nicht die Glückseligkeit der Menschen nach bloßen Aussendingen berechnen, wenn man nicht in großen Irrthum gerathen will. Was zuweilen Einer am Andern beneidet, ist oft dem, der es besitzt, eine wahre Last und die Quelle alles Leidens.

Nur der ächte Weise, der wahre Christ ist im Genusse einer höhern, innern Glückseligkeit, als andere Menschen. Er ist es inzwischen nicht so sehr durch äusserliche Güter, die ihm zu Theil werden, als vielmehr durch die richtigere Ansicht ihres Werthes, und daß er sie nie zur Grundlage seiner Zufriedenheit macht. Wer schon durch sein Temperament verhindert wird, das ihm widerfahrene Unglück allzuschmerzlich zu fühlen, hat freilich hierin einen Vorzug vor dem Gefühlvollern, den das gleiche Unglück fast untröstlich macht. Dieser Vorzug aber wird von der andern Seite dadurch wieder aufgehoben, daß eben jener Unempfindlichere weniger beglückt durch die Freude wird. Je tiefer du dich also gebeugt fühlst, je sicherer erwarte deine Wiedererhebung durch die Macht der Vorsehung. Je inniger, je herzzerreissender dein Schmerz, je innigere, seelenvollere Freude erwartet dich.

Gott gab dir das empfänglichere Herz, aber nicht für die Lebenslust allein; auch für die Noth des Daseins solltest du es haben, damit dein Geist um so stärkere Schnellkraft dadurch erhielte. Wer eines ruhigern, minder reizbarern Temperaments ist, der ist im Glück und Unglück leichter der Besonnenheit fähig. Wer von seinen Empfindungen allzulebhaft hingerissen wird, bedarf größern Zwanges, sich über die Macht derselben zu erheben; aber kann er es, dann geniesst er auch einer tiefern Fülle wahrer Seligkeit.

Allerdings ist der Hang nach Lebenslust und Wohlsein schon dem Kinde verliehen. Dieser Hang reift und wächst mit dem Kinde auf; das Streben nach Glück wird dem Menschen Bedürfniß. Du fragst: warum müssen wir das wieder verlieren lernen, was der Schöpfer uns erst lieben lehrte? — Aber lehrte er nicht auch schon den Säugling in der Wiege verlieren, was derselbe liebt?

Hat das Kind nicht seine Thränen, wie der Greis? Ist das längste, wie das kürzeste Leben von der Wiege bis zum Sarge nicht ein fortwährender Unterricht in der ewigen Wahrheit: daß auf Erden keine Lust, aber auch kein Schmerz von beständiger Dauer sei? — daß wir zwischen beiden dahin wandern, um aus ihrem Wechsel sie beide gering achten zu lernen? — daß wir, indem uns endlich beide keine wahre Genugthuung schaffen, auf den Gedanken hingelenkt werden: es müsse der Geist für ganz andere Dinge geboren sein, als für das wandelbare Spiel irdischer Zufälle, und die wahre Glückseligkeit müsse in höhern Genüssen bestehen, als in denen, welche unsere Umgebungen auf der Erde gewähren? Wo aber sollen wir nun diese höhern Genüsse, diese unzerstörbare Heiterkeit und Ruhe des Gemüths aufsuchen, wenn sie nicht aus unsern Umgebungen hervorgehen kann? Wir müssen sie endlich in uns selbst, in unsern religiösen Verhältnissen zum Weltall, zu den Geistern, zum Hierleben und zur Ewigkeit, zu Christus, zum Vater im Himmel suchen. Wir müssen sie in unserer Ueberzeugung von der namenlosen Weisheit und auch namenlosen Güte Gottes finden, der alles führt; wir müssen sie in der strengen Vollziehung unserer Lebenspflichten aller Art, in der Ausübung jeder Tugend finden, deren der Mensch fähig ist. — Nur aus dem erhabenen Selbstgefühl unserer Unschuld und Tugend quillt die reinste, die bleibendste aller Glückseligkeiten.

Es ist daher eine gröbliche Verirrung des Verstandes, wenn man geneigt ist, sich einzubilden: über ein Leiden, das man sich durch eigene Schuld zugezogen, könne man sich leichter trösten, als über ein unverschuldetes. — Weißt du nicht, daß es kein schrecklicheres Uebel auf Erden gibt, als dasjenige, welches den Menschen zwingt, gegen sich selbst mit Haß und Verachtung zu wüthen?

Wer seine Geliebten durch den Tod, seine zeitlichen Glücksumstände durch Krieg und Stillstand des Gewerbes, seine Achtung und Ehre durch menschliche Bosheiten entrissen sieht, hat viel verloren, aber noch nicht die Achtung für sich selbst. Er empfindet dies, und einen heiligen Stolz in der Brust, sein Schicksal unverdient zu tragen.

Ihn erquickt die Thräne fremden Mitleids; er erkennt darin noch die Liebe Anderer, wenn gleich keine Hilfe. Seine Armuth, seine Verlassenheit wird gewissermaßen ihm um so mehr zum Triumph, je weniger er solche Unfälle sich durch eigene Nachlässigkeit zugezogen hat. Er spricht in sich mit Ruhe: das war Gottes Wille. — Alle Noth, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind. Hebr. 12, 11. Der äussere Mensch kann durch das Unglück tief gebeugt werden; aber der innere Mensch wird nur stärker aufgerichtet, höher, als er je vorher war; er hört endlich auf, vor dem Schicksal zu zittern. Er fühlt es: Gott ist mit ihm!

Wir pflegen wohl im gewöhnlichen Leben diejenige Person zärtlicher zu bemitleiden, welche unverdiente Leiden duldet, und hingegen den weniger zu beklagen, der sich sein Uebel selbst angerichtet hat. Auch hat dies einen sehr natürlichen Grund. Wir empfinden dort noch Liebe, wo hier sich in das Mitleiden schon Verachtung und Vorwürfe mischen. Wir sind in unsern Urtheilen gern richterlich, und halten ein Leiden für gerecht, wo es uns als wohlverdiente Strafe erscheint; hingegen jammert uns die Noth dessen, der, wenn das Schicksal immer Lohn oder Strafe wäre, was es doch nicht ist, wohl ein besseres Loos verdient hätte. Doch wenn der Grad unsers Mitleidens sich nach dem höhern oder tiefern Grad des Unglücks der Nebenmenschen richtete, würden wir denjenigen gewiß mehr beklagen, der unter selbst verschuldeten Leiden seufzt. Er ist immer und immer der Unglücklichere!

Denn ungerechnet sein äusseres Leiden, quält ihn noch ein innerer Schmerz, jene Qual des bösen, wider sich selbst empörten Bewußtseins, wovon der Unschuldige nichts empfindet. Er hat draussen, was ihm theuer gewesen, verloren; aber nicht dies allein — er könnte es bei reinem Gewissen noch muthig ertragen — er hat seinen eigenen Werth, gleichsam sein besseres Selbst, verloren. Dies ist der tiefste Schmerz. Er sieht sein Leiden nicht als einen Triumph an, sondern als eine Strafe eigener Schlechtigkeit; er kann keine Seelengröße zeigen, sondern die Ver-

achtung der Schmerzen kann er nur noch durch Frechheit und schamloses Wesen erkünsteln. Doch dieses Künsteln ist ein bitterer Zwang und ein neues Leiden. In jedem Mitmenschen, von welchem er muthmaßt, daß derselbe von seinem Schicksal wisse, erblickt er auch einen Richter, der das gerecht und gut findet, was ihn zu Boden drückt, und wenn ihn auch seine Freunde bedauern; ihr Mitleiden, ihr Trost ist ohne Erquickung für ihn. Immer ruft es in ihm: ich habe mein Loos selbst verschuldet; ich könnte glücklicher sein, wäre ich besser gewesen. Sogar die Seelengüte, welche sich in dem Mitschmerz seiner Freunde äussert, muß ihm oft qualvoll werden, weil er nicht unterlassen kann, zu denken, daß sie besser sind, als er selbst; oder, daß sie eigentlich vielmehr sein äusseres Unglück, als seinen Verstand und sein Herz beklagen sollten.

Darum erhebe dich, o tiefgebeugte, leidende Seele; das sei dein Stolz, daß das, was geschah, nicht die Frucht eines Vergehens war. Deine Noth ist Gottes Werk; du konntest sie nicht abwehren. So fasse Muth; deine Noth wird auch Gottes Sache bleiben! Er ist reich an Macht und Hilfe. Er wird dir Segen entspringen lassen aus dem, was du für die unversiegbare Quelle von Gram hieltest.

Er will dich nicht verlassen, noch versäumen. Das wahre Gute hat er dir nie entzogen. Aber verlasse du jetzt Gott nicht, versäume du ihn nicht! Halt' an ihn, erst dann wird er dich aufrecht halten mit starkem Arm. Achte gering, was du im Irdischen verloren, erst dann wirst du gewahr werden, wieviel dir des Guten noch in deinem Innern geblieben ist. Der Tag, der schreckliche Tag deines Unglücks sollte für dich der Anfang einer innern Verklärung werden. Denn das Irdische, das Vergängliche, oder doch ein Theil desselben, das dir bisher nur allzulieb gewesen, fiel von dir ab, um dir zu zeigen, wie wenig dauerhaft Alles hienieden sei. So wird in deiner letzten Lebensstunde endlich Alles von dir abfallen, um deine Verklärung zu vollenden. — Beginne sie also jetzt, damit der Todesengel etwas zu vollenden finde. Heilige dein Gemüth in Redlichkeit, Wahrheit, Muth, Menschenliebe und allen göttlichen Gesinnungen. Streife deine letzten Fehler von dir ab, die

deine Verbesserung hindern. Wirst du ein Gotteskind, dann wirst du nicht untergehen, wenn der Allmächtige, der Herr des Himmels und der Erde, dein Vater sein will. —

Und er ist es! Und was wir Irdisches einbüßen, vergilt er himmlisch unserm unsterblichen Geiste. Was ist das ganze Leiden dieser Zeit gegen die Herrlichkeit, die er uns bereitet hat in einem andern Leben? Dort findest du zwar das irdische Gut nicht wieder, das dich hier verließ, aber einen neuen Reichthum seiner Gnade; und die Seelen, die du hienieden liebtest, o, sie sind unsterblich, wie du selbst; sie vereinigen sich dort wieder liebend zu dir. Alles, was wir auf Erden hatten, geht verloren, nur die uns theuern Geister finden wir dort wieder, wo der Geist der Geister wohnt.

IX.

Eine Sünde der andern Mutter.

Jak. 1, 14. 15.

O Du, Du ewige Geduld,
Vergib, vergib mir meine Schuld,
Denn meiner Seel' ist bange;
Du, welcher Tausenden verzieh,
O mein Erbarmer, rette sie,
Vom großen Untergange.

„Aber ein allzuzartes Gewissen, ist es nicht endlich auch des Menschen Last? Stört es ihn nicht im Genusse der allerunschuldigsten Freuden?“ — So führen gewöhnlich die Menschen ihre Sprache, wenn sie sich es mit ihrem Christenthum etwas bequemer machen wollen. Und wenn sie es nicht aussprechen: so denken sie es doch gern im Stillen. — Man muß es, sagen sie, doch auch nicht allzustrenge nehmen; sich nicht sogleich wegen Kleinigkeiten mit Selbstvorwürfen peinigen; nicht aus einem leichtsinnigen Schritt,

den man wohl, nach der Strenge beurtheilt, anders hätte thun können, sogleich eine ungeheure Missethat machen. Wie viele Leute gibt es nicht, die darum recht froh und in mancherlei Betracht sogar recht brav und schätzenswerth sein können, wenn sie sich schon in diesem oder jenem Punkte etwas zu gut halten, was nun wohl nicht mit der christlichen Pflichtenlehre auf das vollkommenste übereinstimmt. Man sehe doch nur das Leben und Treiben ganzer Völker! Was wir nach unsern Vorstellungen schon für großes Sittenverderbniß halten, ist bei ihnen ganz alltägliches Thun. Man würde dort nur über unsere zarten Grundsätze lachen.

So spricht man.

Aber Vernunft, Natur, Erfahrung und Offenbarung sprechen: Wer kann sagen, daß ein zartes Gewissen eine größere Last sei, als ein böses Gewissen? Wer kann sagen, daß ein zartes Gewissen, welches auch den geringern Fehler untersagt, und bei der daraus entstehenden Seelengüte mit Seelenfrieden in allen Lebensstürmen lohnt, — wer kann sagen, daß es unschuldige Freuden störe, da es — Jeder prüfe sich selbst — die innigsten Freuden gewährt? Allerdings ist es möglich, daß Personen, die es mit der Tugend nicht allzugenau nehmen, doch in manchem andern Betracht sehr achtungswürdig und ihres Lebens übrigens sehr froh sein können. Sind sie aber auch wirklich achtungswürdig in den Stücken, wo sie sich verfehlen? Glaubst du, daß sie auch froh da sein können, wo sie Unrechtes begehen? Meinst du, die Ordnung der Natur mache bei ihnen eine Ausnahme, daß das Schlechte sich nicht selbst früh oder spät an ihnen räche? Wahr ist es, das Leben und Treiben mancher Völker ist von einer solchen Beschaffenheit, daß dieselbe oft im vollen Gegensatze mit der Lehre Jesu, mit den Vorschriften des Heils steht; daß bei ihnen alltäglich ist, und worüber sich Niemand mehr ärgert oder wundert, was bei uns schon großes Sittenverderbniß heißt; aber wahr ist es auch, daß diese Völker ihrem Untergange entgegengehen, einem Elende, welches sich durch alle Familien quälend verbreiten wird. Gehe hin und forsche: wie viel sind der Glücklichen dort heute noch? Mitten durch den

Lärmen der Lustbarkeiten und des Jagens nach Vergnügen werden die Flüche und Klagen ihnen zuklingen.

Es kommt gar nicht darauf an, was Andere sind, sondern was du, wenn du vollständig glücklich werden möchtest, sein sollst. Es kommt darauf an, was du sein willst: ob ein höheres oder niederes Geschöpf Gottes; ob vollendeter zu deinen wahren überirdischen Bestimmungen, oder unvollkommener und noch weit zurück vom Ziel. Es kommt darauf an, ob du glaubst, du seiest eigentlich Geist, oder nur überall Leib und Thier von etwas vorzüglicherer Gattung.

Ohne einen Unsinn auszusprechen, den dein Innerstes sogleich verwirft, ist deine Antwort bald entschieden. Aber eben sobald ist auch entschieden, daß Vergehungen geringer Art nicht mehr gleichgültige Dinge sind; daß jeder Fehltritt, ohne Ausnahme, eine Verirrung vom Wege des Glücks und der Vollendung sei; daß keine Sünde, welchen gefälligen Namen ihr die Menschen auch geben mögen, entschuldigt werden könne. Ja, du wirst zugleich eingestehen, wenn du nur einen leichten Blick in die Beschaffenheit der menschlichen Natur geworfen, oder jemals mit einiger Aufmerksamkeit die Geschichte unglücklich gewordener Personen hörtest: daß wer sich ohne Bedenken einen Fehler erlauben und zu gut halten kann, zu den schwärzesten Verbrechen Anlagen hat. Denn eine Sünde ist die Mutter der andern. Darum sagt die heilige Schrift: Ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird. Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod. Jak. 1, 14. 15.

Wie ein Krebsschaden am Leibe zuerst ein kleiner, kaum bemerkbarer Punkt im Fleische ist, der sich, weil man seiner zu wenig achtet, unmerklich erweitert, dann, je mehr er wächst, um so stärker er um sich frißt, endlich grausenhaft ganze Gliedmaßen zerstört, bis er die edlern Theile des Körpers ergreift, sie auflöset, und über das Ganze den Tod bringt: so die Sünde. Ihr erstes Erscheinen ist immer unscheinbar; eine Kleinigkeit, die man wohl übersehen zu dürfen glaubt; eine Neigung, die gar nicht gefährlich zu

werden droht. Erst wenn sie wirklich zu drohen anfängt, wird man aufmerksamer; aber gewöhnlich ist der geistige Schaden dann schon unheilbar.

Wer sieht nicht dem Jünglinge nach, wenn er vielleicht zu empfindlich, allzuleicht aufbrausend ist? — Man nennt es jugendlichen Ungestüm; ein edles Feuer, das man nicht auslöschen soll. Er begeht in der Hitze vielleicht manches Unrecht. Doch man findet es sehr verzeihlich. Es ist ja nur in der Hitze begangen. Er wird sich, wenn er in das Leben hinaus tritt, schon mäßigen lernen; Erfahrung wird ihn schon abkühlen. — Aber, wie würde euch werden, wenn ein Seher der Zukunft an euerer Seite stände und spräche: Wohl wird seine unmäßige Hitze sich erkühlen; aber erst auf dem Blutgerüste! Er wird seinen eigenen Bruder einmal erschlagen.

Wie unschuldig ist doch das Vergnügen euerer Tochter am Lesen gefühlvoller Dichter, rührender Schauspiele, empfindsamer Romane! Es geschieht ja nur in Nebenstunden. Man kann es sogar rühmlich finden, daß sie ihren Geschmack verfeinert, ihre Empfindungen veredelt. Zwar mochte ein Freund euch warnen, ihre Einbildungskraft sei ohnedem schon lebhaft, ihr Gefühl reizbar genug. Aber ihr hofft, sie sei viel zu vernünftig, sich von der Uebermacht der Gefühle beherrschen zu lassen; sie habe feste Grundsätze. Inzwischen macht das gereizte Gefühl Neigungen wach, die sie euch und sich selbst verbirgt. Es begegnet ihnen ein entsprechender Gegenstand. Sie liebt, und glaubt rein wie ein Engel zu lieben. Ihr bewundert ihre schöne Seele, ihre Empfindsamkeit, die bei den Leiden eines Würmchens trauern könnte. — Aber stände ein Seher der Zukunft an euerer Seite, wie würde euch werden, wenn er spräche: und sie wird als Kindsmörderin enden!

Ihr preiset den lehrbegierigen Knaben. Er hat Ehrgefühl, darum unterläßt er Manches, was Andere seines Alters Nichtswürdiges treiben, weil sie sich aus Schande oder Bestrafung nicht viel machen. Zwar man könnte sagen: dieser Knabe thut das Bessere nicht, weil er einsieht, es sei besser, sondern weil er einsieht, es bringe Ruhm; und er halte nur das für gut, was Ehre ein-

bringt, das Uebrige für gleichgültig. Ihr gesteht selbst, er gehe manchmal in seiner Ehrbegier zu weit. Allein, wie verzeihlich ist das! Ehre ist der kräftigste Sporn zu allem Großen. Wer davon getrieben wird, vergißt sich nicht leicht. Das Gute davon wird immer das Schlechte überwiegen. Ihr selbst reizet den Ehrdurst des Knaben noch mehr. Wie hohe Hoffnungen habet ihr von dem aufstrebenden Geiste des Jünglings! Und wenn er schon zuweilen im Stillen sich manches Unrecht erlaubt, weil es nicht Jedermann weiß — ihr zuckt entschuldigend die Achsel; ihr denkt, wer wäre auf Erden, der nicht auch seine Fehler hätte? — Wie aber würde euch werden, wenn ein Seher der Zukunft offenbarte: dieser geht über einen von ihm verübten Kassendiebstahl als verzweifelnder Selbstmörder aus der Welt?

Euch freut die frühe Ordnungsliebe des Kindes. Ihr lobt es. Das Kind ist nicht genäschig; es spart an seinen Leckerbissen länger, als andere. Es hebt alle Kleinigkeiten sorgsam auf, und findet Vergnügen am Einsammeln. Wer sollte dies nicht loben? wer dem lieben Kleinen nicht gern verzeihen, daß er, der so viel Vergnügen an seinen Sachen findet, davon andern Kindern sehr ungern leiht, da sie Alles verderben. Ihr habet nichts Angelegeneres, als diesen Geist der Ordnung und Sparsamkeit auch in den kleinsten Dingen zu unterhalten, aufzumuntern. Ihr saget mit ganzer Selbstzufriedenheit voraus: Der wird einmal das Seinige zu Rathe halten, und nicht verhungern! Aber wie würde euch werden, wenn ein Seher der Zukunft zu euch redete, und spräche: Er wird in Allem kleinlich sammeln, ohne zu haben, und einst als Geizhals verhungern!

Eine Sünde ist der andern Mutter. Ein Fehler, so klein er sein mag, den wir an uns entschuldigen, führt sich bald einen andern zur Gesellschaft herbei. Darum auch das Geringste, was in uns unrecht ist, darf demjenigen nicht gleichgültig bleib , der eine dauernde Glückseligkeit begehrt.

Es ist in der Natur des Menschen ein so zarter und inniger Verband aller Kräfte und Vermögen, daß sehr leicht durch die Mängel des einen Theils die freie Thätig-

keit aller übrigen gehemmt wird, und der Fehler des einen alle andern zum Fehlen bringt. Das Uebergewicht der Einbildungskraft verwirrt leicht die Urtheile des Verstandes; die falschen Beurtheilungen der Dinge lenken den Willen in falschen Richtungen zum eigenen Schaden. — Wo hingegen die kalt berechnende Verständigkeit den Vorrang gewinnt, geschieht es gar oft zum Nachtheil der Alles belebenden und erwärmenden Einbildungskraft; dadurch entsteht Schwäche der Gefühle, und neben aller Klugheit nimmt Hartherzigkeit zum Unglück Anderer, wie zum eigenen, die Stelle ein. — Man erkennt daraus, wie wichtig in der Erziehung der Kinder ist, auf ihre ersten Aeusserungen und Neigungen die vorzüglichste Aufmerksamkeit zu richten; — wie nothwendig es sei, wenn sich bei denselben irgend eine Eigenschaft des Gemüths schon von selbst sehr lebhaft bezeigt, diese nicht unvorsichtiger Weise noch stärker und auf Unkosten Anderer zu wecken, sondern vielmehr, was schwächer ist, durch Anreizung mehr zu beleben.

Dies ist das Geheimniß der Jugenderziehung, daß man aus den vorherrschenden Neigungen des Kindes die Beschaffenheit seiner Seelenvermögen erforschen, und daß man diese in dem richtigsten Verhältniß zu einander entwickeln helfe, daß nicht das Niedrige mächtiger werde, als das Höhere. Ueber Alles herrschen muß das Gefühl und Bewußtsein des Rechten, des Wahren, des Guten; nichts darf darüber gehen. Die Erscheinung von diesem ist die Tugend. Ihm zunächst untergeordnet ist der Verstand, welcher beurtheilt, berechnet, und das Nützliche sucht. Doch immerdar muß und soll die Liebe des Nützlichen untergeordnet bleiben der Liebe dessen, was recht und gut ist, und die Tugend höher stehen, als die Klugheit. Dem Verstande untergeordnet und von ihm beherrscht sei die Einbildungskraft und das Gefühl. Doch nur herrschen soll er, nicht aber unterdrücken und ertödten. Ein fehlerhaftes Verhältniß in der Stärke und Ordnung der Gemüthsvermögen ist einer geistigen Verkrüppelung gleich und die erste Quelle späten Unheils. Ein Mangel zeugt den andern.

Daher ist selbst schon eine einzige unrichtige Vorstellung hinlänglich, großes Uebel zu

stiften. Denn in der engen Verbindung aller unserer Vorstellungen leiden alle durch die Schuld der erstern, die unrichtig war. Sie vergiftet die ihr nächste und verwandteste; diese die übrigen. Die Vorstellungen aber, welche wir von den Dingen haben, leiten unsere Begierde. Eine falsche Vorstellung ist die Mutter einer falschen Begierde; und die Unlauterkeit unsers Begehrens erzeugt das Sträfliche unserer Handlungen. Können wir auch gleich den Irrthum an sich keine Sünde nennen, so ist er doch ein Fehler des Verstandes und nicht selten der Urheber der größten Uebel. Traurig genug, wenn uns erst der Schaden der Erfahrung zur Erkenntniß unsers Irrthums führt. Es thun daher diejenigen nicht wohl, welche gegen die bessere Belehrung des Volks, gegen die Vernichtung herrschender Vorurtheile, gegen Aufhebung des Aberglaubens eifern. Möge ein Irrthum noch so unschädlich zu sein scheinen: er ist eine Beschränkung des Verstandes; er ist ein Fehler des Vorstellungsvermögens, und jeder Fehler leitet zu Fehlern. Das Vorurtheil, welches in einem Falle gar nützlich sein kann, ist in hundert andern Verbindungen, die euerm Auge entschlüpfen, nothwendig Verderben führend. Nur die Wahrheit ist gut; nur sie steht im Einklange mit Gottheit, Natur der Dinge und Menschenglück. — Was ist die Sünde? eine fehlerhafte Neigung; aber die Neigungen, sind sie nicht die Wirkungen vorausgegangener Vorstellungen?

Achte in dir keinen Fehler für eine gleichgültige Sache; entschuldige ihn nicht mit dem Beispiel Anderer, nicht mit deiner empfangenen Erziehung, nicht mit dem Alter, in welchem du eben stehst, nicht mit deinem Temperament. — Was hilft dir diese Entschuldigung, sobald du den Fehler als Fehler erkennst? Wird er es darum minder sein? Werden nicht seine unseligen Wirkungen früher oder später strafend über dich einbrechen? Ist je aus einem Bösen etwas Gutes erwachsen? Sündigest du an deinem Leibe, körperliche Zerrüttung wird folgen; sündigest du gegen Andere, das Uebel wird dir unverhofft widerfahren.

Nenne nicht eine Neigung, die du zwar selbst nicht

öffentlich ohne Scham bekennen würdest, welche aber doch, wie sie gegenwärtig ist, Keinem zum wirklichen Schaden gereicht, darum unschuldig. Aber welchen Schaden bringt sie dir? Kannst du dies berechnen? Siehst du, wie das Spiel deiner Einbildungskraft in die übrige dunkele Welt deiner Vorstellungen hineinwirkt? — Genug, diese als unschuldig gepriesene Neigung ist deines Unglücks schuldig, oder kann es werden, denn sie ist tadelhaft, weil du sie nicht ohne Scham vor dir ehrwürdigen Personen aussprechen würdest. Und eine Sünde wird im Verborgenen die Mutter der andern. Du wirst von deiner Lust gereizet und gelocket. Wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod!

Halte keine Neigung, die an sich und in den Augen Gottes tadelnswürdig ist, darum für unschuldig, weil sie noch niemals in äussere Wirksamkeit übergegangen ist. Denn die du heute noch beherrschest, sie wird dich morgen beherrschen, weil du sie im Stillen nährest und pflegest, daß sie erwachsen muß. Bald wirst du dich nicht mehr von ihr trennen können, denn ihre Wurzeln haben schon zuviel andere deiner Vorstellungen, Gefühle und Wünsche umsponnen. Sie lebt nicht bloß in dir; du wirst bald nur in ihr leben. Es wird dir unerträglich werden, sie nicht in der That zu erfüllen — du bist ihr Sklave — die Sünde führt zur Sünde — und der Sünden Sold ist Verderben, ist Tod.

Nenne auch die leiseste tadelnswürdige Neigung nicht gefahrlos, weil du auf deine übrigen Grundsätze vertrauen könnest, oder weil deine besondern Verhältnisse dir nicht gestatten, sie jemals zu befriedigen. Kannst du die fehlerhafte Begierde nicht erfüllen, warum nährst du sie denn? So lebt doch neben ihr schon ein verbrecherischer Wunsch! — Kennst du die Zukunft, den Wechsel der Verhältnisse, der unerwartet eintreten könnte? Bist du in diesem Augenblicke darum minder lasterhaft, weil du es zwar sein möchtest, aber ohne Gelegenheit bist, die Missethat zu verüben? Ist der Dieb im Kerker darum minder ein Dieb, weil er, obgleich zum Stehlen begierig,

nicht mit den gefesselten Händen stiehlt? — Du bist schon strafbarer, als du wähntest. Wer auch nur ein Weib in Gedanken begehrt, der hat schon die Schuld des Ehebrechers! sprach Christus. Matth. 5, 28.

Eine Sünde ist die Mutter der andern. Weigere dich der ersten, der leichtesten, der verzeihlichsten dich hinzugeben, und sie werden dich alle meiden. Biete der kleinsten die Hand, unerwartet werden dich in der Verkettung der Umstände die größten umgarnen.

Es schreitet oft wohl der Jüngling arglos zum Spiel mit Karten und Würfel; es gewährt ihm ein schuldloses Vergnügen; und schuldlos ist es, so lange er keine vorherrschende Neigung dafür in sich spürt. Aber erscheint die Neigung, so erscheint die Schuld. Es ist nicht mehr das Spiel, es ist die Gewinnlust, die ihm Vergnügen macht. Er wird dieser Neigung allmälig mehr Zeit opfern, als er soll, und höhere Pflichten darüber verabsäumen. Er wird in übertriebenem Eifer für seine Neigung nicht seiner Gesundheit achten, und feindselig an sich selber. Er wird Verschwender seines Vermögens und Gesellschafter ihm gleichgestimmter, noch schlechterer Leute. Er wird durch den leichten Gewinn Schwelger; durch Verlust mürrisch, zornig; durch Armuth zu verzweiflungsvollen Wagestücken geneigt; aus Furcht vor der Schande Heuchler. Eine heimliche Schandthat, einmal gelungen, macht ihn zur zweiten und dritten, die kleinere zur größern muthig, der Muth ihn frech, das Glück ihn sicher — bis die schmerzenreiche Stunde seiner Entdeckung und Strafe tönt. — So wird ein Jeglicher versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird. Darnach, wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde, die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert sie den Tod.

X.

Die Macht der Wahrheit.

Joh. 3, 19 — 21.

Himmelstochter, heil'ge Wahrheit,
Wort aus Gott, o Stern der Nacht!
Du hast Leben, Trost und Klarheit
In des Todes Staub gebracht;
Jesus führte dich vom Throne
Gottes in das Geisterreich:
Das brach der Tirannen Krone,
Und der Priester Stolz ward bleich.

Was sich deinen Strahlenkreisen
Heuchelnd nahet, wird zum Nichts,
Und die Kunst der falschen Weisen
Stirbt am Zauber deines Lichts.
Unter deinem Banner stehen,
Kämpfen, sterben will auch ich;
Mag die ganze Welt vergehen,
Gottes Wort bleibt ewiglich!

Des Menschen Sohn, Christus Jesus, sprach zu jenem Obersten der Juden, der zu ihm trat des Nachts, Wahrheit zu lernen vom göttlichen Meister, folgende Worte voll tiefen Sinnes: «Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist. Und die Menschen liebten die Finsterniß mehr, als das Licht; denn ihre Werke waren böse. Wer Arges thut, hasset das Licht, auf daß seine Werke nicht strafbar werden. Wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott gethan!» Joh. 3, 19 — 21. Es ist ein schöner, oft der einzige Trost edler Menschen in diesen Worten des göttlichen Weisen von Nazareth eingeschlossen.

Es ist ein schöner, oft der einzige Trost edler Menschen, wenn sie häufig Augen- und Ohrenzeugen der

allgemeinen Verschlechterung der Sitten und des Glaubens sein müssen, daß endlich über die Werke der Finsterniß das Licht eines Tages hervorgehen werde, der alle im Dunkeln getriebenen Schändlichkeiten in ihrer ganzen Abscheulichkeit offenbaret; daß endlich Wahrheit die lange vergötterte Lüge überwinden, den stolzen Heuchler entlarven, den andächtelnden Wucherer der wohlverdienten Schmach Preis geben, den Witz des albernen Religionsspötters zerschmettern, den tückischen Stolz herrschsüchtiger Priester und Pharisäer in den Staub beugen, die Frechheit des ungestraften Ehebrechers erschüttern, die Geilheit des reichen Wollüstlings züchtigen, die Thränen der geschändeten Unschuld rächen, den schlauen Betrüger und Mißbraucher fremden Gutes an den Pranger öffentlicher Verachtung stellen, den hinterlistigen Afterredner, den schadenfrohen Verleumder verstummen machen, den Verräther seiner Brüder an den Fluch der Welt ausliefern werde.

Es ist ein schöner, oft der einzige Trost edler Menschen, daß Wahrheit endlich obsiegen werde, und die lange verhöhnte Tugend, das lange straflos zertretene Recht wieder emporheben werde, wenn sie Augenzeugen sein müssen, wie nichts Heiliges mehr im Himmel und auf Erden ist, das nicht vom wahnsinnigen Selbstdünkel und der alles ausser sich verachtenden Selbstsucht entweiht wird; wie eine zahllose Menge der Christen höhnend auf Christum blickt, und sich, wie einer Kinderthorheit, der Religion schämt; wie eine noch größere Menge, versäumt durch Regierungen und Lehrer, im empörendsten Aberglauben, in tiefster Unwissenheit schmachten muß, ohne Kenntniß ihrer eigenen Würde, ohne würdige Vorstellung vom höchsten Gott, ohne lautere Begriffe von ihrer ewigen Bestimmung; wie Diener des Altars, Nachfolger der Apostel, Verkündiger Jesu Christi, oft selbst nicht glauben, was sie lehren, und ihren heiligen Beruf um des Brodes willen mit Gedankenlosigkeit treiben, als ein Handwerk; wie sie das gemeine Volk vorsetzlich im Irrthum befestigen, den sie selbst verlachen, und dafür in Pracht, Lustbarkeiten und Schwelgereien ihre Tage verprassen; sie, die sich Nachfolger des demuthsvollen Jesu heißen, und Keuschheit predigen, wäh-

rend sie Unzucht treiben; Menschenliebe predigen, während sie sich Haß und Ränke erlauben; gegen Hochmuth eifern, während sie selbst von herrschsüchtigen Begierden lodern, und den bis zum Kerker verfolgen, der ihre Verworfenheit muthig offenbart.

Es ist ein schöner, oft der einzige Trost edler Menschen, daß endlich ein Tag erscheinen wird, an welchem die Wahrheit als hohe Rächerin ihrer Verächter auftritt, und dem Hohn der Welt und Nachwelt überantwortet die gekrönten Unterdrücker des Völkerrechts und deren oft noch schändlichere Werkzeuge und Diener; die sklavischen Schmeichler und Vergötterer dessen, der für den Augenblick triumphirt; die den Staub küssen von den Füßen dessen, den sie wenige Stunden vorher, ehe ihn das Glück erhob, verspotteten, und den mit Füßen treten und lästern, wäre er auch ihr Wohlthäter gewesen, der vom Glück verlassen worden; die Aussauger des Volks, welche Länder entmarken, um Prunk und Völlerei zu haben; die falschen Richter, welche nicht Diener, sondern Verkäufer der Gerechtigkeit sind; die treulosen Beamten, welche den Unterthan mißhandeln, den sie nicht plündern! Ihrer Aller, dieser Verächtlichen, dieser Christen ohne Christenthum, dieser Anbeter ihres eigenen Nutzens, ohne einen andern Gott, — ihrer Aller harret ein Tag des Gerichts! — Das ist aber das Gericht, daß das Licht in die Welt gekommen ist.

Es ist gekommen! — Umsonst schmeicheln sich jene Lasterhaften, man kenne ihre Unwürdigkeit nicht. Man kennt sie. Man vergleicht, was sie waren und jetzt sind. Man weiß, was ihr seid, aber nicht sein solltet. Umsonst hoffet ihr, euere verbotenen Werke durch künstliche Bemäntelungen vor den Augen der Welt zu verhüllen: man kennt euere Kunstgriffe; es ist des Lichtes schon zuviel. Umsonst hoffet ihr durch euer gegenwärtiges Ansehen, durch den Einfluß und die Macht, deren ihr noch heute genieffet, die Kühnen zurückzuschrecken, die zur Kunde euerer Falschheit, euers Betruges gekommen sind. Sie schweigen heute, aber morgen sind sie euerer Gewalt entgangen; morgen reden sie! Umsonst suchet ihr die Mitwisser euerer geheimen

Schande durch Freundschaft, durch Geschenke, durch Belohnungen zu fesseln. Sie nehmen euere Gaben, schwören euch Anhänglichkeit, aber — sie gleichen euch selbst — morgen, wenn sie bessere Gelegenheit finden, werden sie euere Verräther.

Die Menschen — also sprach Jesus — liebten die Finsterniß mehr, als das Licht, denn ihre Werke waren böse. Es war, da Jesus kam, der bei weitem größere Theil der Menschen in die gemeinste Sinnlichkeit verloren. Die Freiheit war untergegangen; auf Erden lebten nur Tirannen und demüthige Sklaven, die den frechen Gelüsten ihrer Gebieter Beifall gaben und Weihrauch streuten. Aber die Menschen wußten es nicht besser, und glaubten, es müsse so sein, und von jeher sei es so gewesen. Die Fürsten hatten nur Rechte, die Völker nur Pflichten. Für den Stolz der Könige mußten Nationen in ewigen Kriegen bluten, und sich noch ihres Elendes freuen. Tausend Göttern waren Altäre gebaut, von den Abgöttern der thierischen Lust und Leidenschaften; aber zum unsichtbaren, lebendigen Gott des Weltalls erhob sich Keiner. Die Schriftgelehrten stritten über Nebendinge und allerlei Auslegungen der Schrift mit großer Spitzfindigkeit; aber Gott zu verehren im Geiste und in der Wahrheit, und seine menschenbeglückenden Gebote zu erfüllen, das glaubten sie nicht vonnöthen zu haben. Pharisäer trieben in Tempeln und Wohnungen Andächtelei, oder blendeten das Volk mit Scheintugenden, um desto sicherer in der Stille Unfug zu begehen; mahnten fleißig zum Besuch der Tempel, zu Opfern, Fasten und andern äusserlichen gottesdienstlichen Dingen; aber an Reinigung des Gemüthes von herrschenden Lastern dachte Keiner. Das Volk lag in der Nacht des Aberglaubens und der Unwissenheit. Wer es aufzuklären wagte, wurde gehaßt, verfolgt, in Kerker geworfen, empfing den Giftbecher, und hieß bald ein Verächter der Götter und der Religion, bald ein Verführer des Volks, bald ein Empörer. Denn die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht, weil ihre Werke böse waren.

Aber Jesus, der Offenbarer Gottes und der Wahr-

heit, kam. Er brachte Licht in die Finsterniß. Er machte die Erkenntniß der menschlichen Rechte und Pflichten, Bestimmungen und Hoffnungen, nicht bloß zum Eigenthum einiger gelehrten Anstalten, sondern er verbreitete sie über alle Glieder des Volks, über alle Nationen. Auch der Aermste empfing sie; auch der Unwissendste begriff sie.

Da zitterten die gekrönten Laster; sie sahen ihren Untergang. Da erschracken die Tirannen, denn sie fürchteten, mit der Wahrheit komme wieder die Freiheit in die Welt. Da ergrimmten die falschen Priester, denn nun erkannte Jeglicher ihre Unwürdigkeit, und daß nicht das Kleid, sondern die Weisheit und Heiligkeit des Gemüthes den wahren Priester mache. Da tobten die Bösewichter aller Gattung, weil Gewaltsprüche nicht mehr Recht sollten sein, und dem Himmel nicht mehr die Vergebung aller Sünden mit Opfern und Fasten, mit Wallfahrten und Tempelbesuchen, mit langen hergeplapperten Gebeten und reichen Almosenspenden abgekauft werden könnte. Darum verfolgten sie Jesum, der das Licht der Welt geworden war, und schleppten ihn zum Tod am Kreuze. Denn wer Arges thut, der hasset das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden.

Doch vergebens! — Das ist die Macht der Wahrheit, daß sie auch den Weltdespoten stürzt und Kriegsheere entwaffnet, tausendjährige Ketten bricht, und die Zauberformeln falscher Weisen zum Spott der Kinder macht. Jerusalems Tempel zertrümmerte; die Opferaltäre des Heidenthums brachen zusammen; der Zepter Roms, der über den Erdkreis schaltete, ward Staub; alte Reiche verstoben; neue Reiche kamen auf — aber in den schrecklichen Umwälzungen bestand sieghaft Jesu Lehre. Himmel und Erde mögen vergehen; Gottes Wort, die beseligende Wahrheit, bleibet ewiglich.

Aber die Kinder der Finsterniß, Menschen, welche nur ihren Leidenschaften fröhnten, kämpften fortdauernd gegen die Verbreitung des göttlichen Lichts in der Welt. Die Rohheit und Unwissenheit barbarischer Völker kamen ihnen zu Hilfe, die aus fernen unbekannten Gegenden hervorgingen, und erobernd die schönsten Länder des Erdbodens

in Besitz nahmen, wenige Jahrhunderte nach Christi Geburt. Deß freuten sich die, welche die Finsterniß liebten. Was das Alterthum noch Gutes, Großes und Schönes gehabt, ward vernichtet. Selbst das Christenthum entartete in ein neues Heidenthum. Menschen hoben sich in thörichter Einbildung an Gottes Stelle. Man sah neue Opfer, neue Altäre, neue Fasten, neue Pharisäer. Man stritt sich um die Eigenschaften der Person Christi, ohne an seine Lehre zu denken, durch welche er die Menschen vollkommen machen wollte nach Gottes Ebenbilde; führte wieder äusserliche Gottesdienstlichkeiten ein, statt auf des Herzens Heiligung zu dringen; entzweite sich, und brachte Spaltungen und Parteien in die Gemeinschaft der Christen, indem man Glaubenslehren erfand, von denen Jesus nie geredet, und Spitzfindigkeiten ersann, die keinen Sterblichen beseligen. Doch vergebens. Die Macht der Wahrheit siegte. In jedem neuen Jahrhunderte feierte sie neue Triumphe. Die Thorheiten der Menschen gingen eine um die andere in Vergessenheit — aber Gottes Wort, die Wahrheit des Lebens, bleibt ewiglich.

Noch heute ringt das Licht der Lehre Jesu mit der Nacht der Barbarei, die unbesiegbare Wahrheit mit dem Irrthum der Unwissenheit und den Kunstgriffen der Leidenschaften. Denn noch heute hasset das Licht, wer Arges thut, auf daß seine Werke nicht gestraft werden.

Wenn Jesus, der Göttliche, heute wieder in göttlicher Gestalt auf Erden wandelte, ein Urbild unbescholtener Tugend, stiller Demuth, inniger Verläugnung alles dessen, was der irdischgesinnte, gewöhnliche Mensch als das herrlichste Ziel seiner Begierden ehrt: wie viele würden wohl unter den Christen auf ihn blicken? Wie viele unter den Erdengroßen, welche zu seinen Altären wandeln, würden ihre Eroberungssucht ablegen, und lieber Nationen glücklich, als blutigglänzend machen wollen? Wie viele von denen, welche sich Verkünder des Gekreuzigten heißen, würden ihrer Eitelkeit, ihrer Prachtlust, ihrer Habsucht entsagen, um heilig und edel zu werden, wie ihr Meister? Wie viele bestechliche Richter, wieviel Heuchler, wieviel Wollüstlinge, wieviel Wucherer, wieviel Trunkenbolde würden

ihren Lastern abschwören, um ihm nachzufolgen? Wieviel Reiche und Wohlhabende würden einen bessern Gebrauch von ihrem Vermögen machen, um seine wahren Jünger zu sein? Und wenn Jesus unter uns in der Majestät seiner Unschuld die donnernde Stimme erhöbe gegen die Entweihung der Gottestempel durch Buhlschaften, Prunktreiben, boshafte Witzeleien, Scheinheiligkeiten und Gewohnheitswerke; wenn er dem Ottergezücht schälte, die das Gute predigen, dieweil sie böse sind; wenn er den Rachsüchtigen zuriefe: liebet euere Feinde! wenn er zu der blinden Menge spräche: das Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir; aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind! Matth. 15, 8. 9.:— würde Jesus nicht heute bald ein Schwärmer, bald ein Empörer, bald ein aufklärender Feind des eingeführten Gottesdienstes, bald ein Sektirer, bald ein unehrerbietiger Gegner der Throne und Altäre heißen? Würden sich nicht Ankläger, würde sich nicht ein Kaiphas finden; würde, wenn schon ein Pilatus spräche: ich wasche meine Hände in Unschuld, ich sehe nichts des Todes Würdiges an diesem Menschen! — würde nicht ein aufgereizter Pöbel vorhanden sein, der noch einmal das Kreuzige, Kreuzige! schrie? — —

Ja, noch ringt heutiges Tages das Licht der Wahrheit gegen die Finsterniß des Irrthums und selbstsüchtiger Begierden: darum hasset noch heute, wer Arges thut, das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden, indem Jedermann seine Elendigkeit erkennt. Doch Gottes Wort bleibet ewiglich. Die Wahrheit wird obsiegen. Euere Reiche werden zertrümmern, euere Ordensbänder vermodern, euere Schulweisheit vergessen, euere frommen Hoffärtigkeiten vernichtet werden: aber die ewige Wahrheit bleibt und richtet euch in Aller Herzen. Sie richtet euch, wie im Herzen der Gerechten, selbst im Gewissen euerer Mitschuldigen. Sie richtet euch im Munde der Nachwelt über euern Gräbern. Sie richtet euch im Munde des Todtenrichters unter den Schrecken der Ewigkeit! — Verfolget immerhin den, der die Wahrheit ausspricht:

die Wahrheit selbst könnet ihr nicht in den Kerker sperren, nicht in Fesseln schlagen, nicht mit Acht und Bann aus dem Reich der Geister treiben. Tödtet immerhin den Bekenner der Wahrheit: die Seele lasset ihr ungetödtet, und die Wahrheit ist unsterblich, auf daß ihr durch sie gerichtet werdet.

Wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott gethan! —

Er kommt an das Licht, denn er handelt in Gott, und Gott ist mit ihm, und Gott wirkt durch ihn; denn die Wahrheit ist aus Gott. — Er kommt an das Licht; er fürchtet das Gericht der Wahrheit nicht. Seine Werke sind in Gott gethan. Warum sollte er vor den Menschen scheu sein? Der Freund der Wahrheit, furchtbar jedem Bösewicht, welcher von ihm entlarvt zu werden besorgt, empfindet selbst keine Furcht vor ihm.

Das ist die Macht der Wahrheit, daß sie ihren Freund mit einem hohen, göttlichen Muthe beseelt, und ihn alle Schrecken des Todes verachten lehrt. Sie gibt dem Schwachen Stärke, daß er kühn dem Gewaltigsten der Erde vor das Antlitz tritt. Sie gibt dem Niedrigsten eine Hoheit, vor welchem selbst der schuldbewußte Tirann erzittert. Sie macht den Mund des Ungelehrten beredt, daß alle Ueberredungskünste der Schlauheit daneben zu Schande werden; ihr Lichtstrahl zuckt mit wunderbarer Schnelligkeit durch alle Geister, und überwältigt Alle, die sich dagegen sträuben möchten. Verläugnen kann der Bösewicht die Wahrheit, aber darum hat er sie nicht minder anerkennen und ihren durchdringenden Schmerz in seiner Brust fühlen müssen.

Wer dem menschlichen Geschlechte eine neue Wahrheit bringt, hat mehr erobert, als wer mit seinen Waffen ein Weltreich stiftet. Denn dies Reich wird vergehen; es ist irdisch. Aber die Wahrheit steht ewig fest im Reich der unsterblichen Geister. Wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan. Warum zitterst du, Kleinmüthiger, in Erfüllung deiner Pflichten, daß du durch sie anstößig werden könnest? Deine Pflicht ist göttlich —

warum fürchtest du die Menschen? Warum schämst du dich, vor der Welt so redlich, so gerecht, so fromm zu sein, als du sein könntest, so zu erscheinen, wie du wirklich in dir denkst und bist? Tritt hervor an das Licht, laß deine Werke immerdar offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan.

Es kommt an das Licht, wer die Wahrheit thut; daß seine Werke offenbar werden. Darum verzage nicht, o du edler Unterdrückter, deine Unschuld wird vergebens in Nacht begraben. Der Strahl der Wahrheit erleuchtet selbst die Gräber. Und schweigen die feigen Lebenden, Gott wird den Todten Zungen geben, deine Rechtfertigung zu führen. Verzage nicht, noch ließ Gott die Tugend nicht auf immer untergehen, denn die Tugend ist Wahrheit. Sie findet ihren Vertheidiger selbst im Gewissen dessen, der ihr Verderben geschworen hat. — Verzage nicht, du, den die Welt verkennt und verleumdet; hast du die Wahrheit gethan, so werden deine Werke offenbar werden, denn sie sind in Gott gethan! Deine Gerechtigkeit wird einst anerkannt, deine Warnung einst erfüllt, die Schaar deiner Gegner durch die Gewalt der Wahrheit gerichtet werden.

Urquell, heiliger, reiner Urquell alles Lichtes und aller Wahrheit, mein Gott und mein Vater, zu Dir erhebt sich in Anbetung mein Geist, daß er sich in Dir heilige, läutere und stärke! — Auch ich, auch ich will auf Dein Geheiß die Werke der Wahrheit verrichten ohne Menschenfurcht; will verbannen aus mir die finstere Gewalt des Irrthums und der Leidenschaft, und da stehen, mir selbst getreu, wie ich sein soll nach Deinem Willen, den mir Jesus offenbaret hat. — Fern sei von mir in Zukunft Nachrednerei alles dessen, was die Welt gern sagt und hört, und was meinem Gewissen und meinen Ueberzeugungen widerspricht. Fern sei von mir jene feige Heuchelei, welche um den Beifall verdorbener Herzen buhlt, und öffentlich das Schlechte lobt, was sie im innersten Gemüth verdammt. — Nein, ganz der Wahrheit angehören will ich in Wort und Werk, ihr, durch die ich einst gerichtet werden werde; ich will ihr mein

BIBLIOTHEK MUENSTER

Leben bringen; sterben, wenn es sein muß, für sie, wie Jesus starb und mancher seiner edeln Nachfolger.

Heilige mich, Gott, stärke mich in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist Wahrheit. Amen.

XI.

Wiedererstattung.

Habakuk 3, 6.

Aller meiner Brüder Rechte
Sollen, Gott, mir heilig sein.
Wenn ich sie zu kränken dächte,
Ihres Kummers mich zu freu'n,
Ueber sie mich zu erheben,
Oder nur allein zu leben:
Dann verletzt' ich meine Pflicht,
Ehrte Deinen Willen nicht.

Könnt' ich, taub bei ihren Klagen,
Ihnen das aus Eigensinn,
Oder Neid und Geiz versagen,
Was ich ihnen schuldig bin,
Und mit schuldigem Gewissen
Ungerechtes Gut genieſſen:
Welche Schmach verdient' ich nicht,
Welch ein schreckliches Gericht!

Nein, ich will im Treuen wandeln,
Gott, vor Dir, als meinem Herrn:
Ehrlich gegen Alle handeln
Und von falschem Gute fern.
Du, o Richter aller Welten,
Wirst einst groß und schwer vergelten,
Wenn sich Dein Gericht mir naht,
Was ich Mensch an Menschen that.

Schlechte Zeiten machen nicht die Menschen schlecht; sondern schlechte Menschen machen die schlechten Zeiten. Ein edles Volk wird auch im größten Unglück achtungs

würdig, und eben dadurch schon nicht ganz unglücklich werden. Es wird durch die Tugend seiner Bürger die Menge hereinbrechender Unfälle und Uebel vermindern.

Wo hingegen in den Tagen des Friedens die Sittlichkeit des Volks vernachlässigt ward durch die Unachtsamkeit der Obrigkeiten und Regenten, wie durch die Gleichgültigkeit der Religionslehrer und Erzieher, wird man in stürmischen und verworrenen Zeiten, wenn die Strenge der bürgerlichen Gesetze nachläßt, alle Gräuel und Schändlichkeiten der Reihe nach erscheinen sehen, zu welchen selbstische Niederträchtigkeit und entzügelte Leidenschaft fähig machen. Die Rohheit ausgelassener Krieger, die allgemeinen, ungestraft bleibenden Beispiele des Lasters, machen gegen viele Abscheulichkeiten, die man sonst nicht ohne Schaudern denken konnte, gleichgültiger, und der große Haufen der Schwachen, von denen man sonst nicht sagen konnte, sie seien weder gut noch schlecht, wird von dem, was er sieht, zum Bösen hinüber gerissen. Dann sorgt Jeder nur, wie er sich emporhält; dann sinnt Jeder nur, wie er sich bereichern könnte, gleichviel ob auf redliche oder unredliche Weise. — Aber der Sturm verschwindet; die Ordnung kehrt zurück und mit ihr zugleich alles öffentliche und geheime Elend der Familien, welches die ewige Frucht verübter Verbrechen bleibt. Wer seinen Nächsten unglücklich gemacht, kann sich darum nicht freuen, glücklich zu sein; wer fremdes Eigenthum an sich gerissen, dem will es nicht gedeihen.

Es gibt kaum ein Laster, welches allgemeiner gehaßt wird von denen, die es begangen haben, und seine Strafe schneller hinter sich her eilen sieht, als die Unehrlichkeit, oder der Erwerb fremden Eigenthums durch ungerechte Mittel. Selbst jene verworfenen Menschen, die sich vom Staate trennen, und Räuberbanden bilden, stoßen den von sich aus, der unter ihnen und gegen sie unehrlich handelt.

Nicht bloß gemeiner Diebstahl, Erbschleicherei, Falschmünzerei, Grenzverrückung und andere grobe Verbrechen dieser Gattung, durch welche man auf hinterlistige Art Andern einen Theil ihres Vermögens verkürzt und an sich

zieht, gehören hierher. Nur Menschen, die schon aller Schande mit frecher Stirn trotzen, alles Gewissen verloren haben, können sich noch mit diesen Handlungen, welche dem Straßenraub an Schamlosigkeit gleichkommen, besudeln. Es sind viele andere Arten des Diebstahls, welche weit häufiger verübt werden, weil sie im ersten Augenblick weniger auffallen; oft lange verheimlicht werden können, inzwischen die Thäter, deren Verbrechen Keiner ahnt, in der Welt noch eine Zeit lang ihren guten Ruf genieſſen wollen.

So sind Beamtete, oder Personen, denen fremde Gelder und Einnahmen anvertraut wurden, die sie unerlaubter Weise zu ihrem Vortheil benutzen, oder wohl gar unterschlagen, und dem wahren Eigenthümer betrügerisch entziehen. Sie sind gemeinen Dieben gleich; auch trifft sie die gerechte Strafe derselben, wenn ihre Entwendungen bekannt werden, was früher oder später einmal geschehen muß.

So sind Vormünder von Wittwen und Waisen, Vorsteher milder Anstalten und andere dergleichen Personen, welche ungetreue Rechnung führen, Ausgaben erlügen, die sie nicht machten, Einnahmen verhehlen, die sie nicht auslieferten, um sich Gewinn zu schaffen. Sie sind die ehrlosesten aller Räuber, da sie selber das Gut angreifen, zu dessen Beschützung sie das öffentliche Vertrauen ernannte, und Pflichten brachen, die sie unter Abschwörung eines feierlichen Eides oder Ablegung eines theuern Gelübdes übernommen hatten.

So sind diejenigen, welche Handelsverhältnisse mißbrauchen, um tückischer Weise mehr an sich zu behalten, als ihnen gebührt; Zahlungen vorenthalten, die sie zu machen schuldig sind; schlechte Waare für gute verkaufen; mit allerlei eigennützigen Kunstgriffen sich vom Verluste Anderer Gewinn machen; von Andern entlehnen, und Schulden häufen, ohne Hoffnung, ohne ernsten Willen, sie zurückzuerstatten, um sich nachher in einem ehrlosen Bankerot des Erborgten bemeistern zu können.

So sind diejenigen, welche die der Obrigkeit schuldigen Abgaben unter allerlei betrügerischen Vorwänden oder mit hinterlistigen Erfindungen zu verkleinern wissen; den

Arbeitern den wohlverdienten Lohn abläugnen oder verkürzen; die Andern hinterrücks die Vortheile stehlen, welche denselben doch als Frucht ihrer Bemühungen rechtmäßig allein gebührt hätten; die ihr Amt oder ihr Ansehen und Vermögen dazu gebrauchen, Alles an sich zu reissen, und die Uebrigen niederzudrücken; die mit wucherischen Zinsen denjenigen aussaugen, der sich von Noth getrieben an sie wenden muß.

Wer möchte alle Arten des Diebstahls und unehrlichen Erwerbs aufzählen, die selbst von Leuten getrieben werden, welche vor ihren lange getäuschten Mitbürgern und Bekannten noch als Redliche gelten!

Doch wehe ihnen! Ihre Stunden und Tage sind gezählt, da ihre Schmach offenbar werden muß. Wehe dem, ruft das heilige Buch, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wird es währen? Habak. 3, 6.

Wie das Wasser alles Unreine von sich ausschäumet, und der Fluß seine Todten ausstößt: so ist es in der Verkettung der göttlichen Weltordnung, daß eine unredliche Handlung immer endlich einmal durch sich selbst, oder durch ihre Folgen, durch einen Verdacht, oder durch einen geringfügig scheinenden Umstand an das Licht des Tages kommen muß. Da ist Niemand so mächtig, daß er es auf immer, oder daß er es Allen hindern könnte, seine Niederträchtigkeit zu offenbaren; da ist Niemand so schlau, der aus der unehrlichen That ein ewiges Geheimniß zu machen verstände. Denn Gott der Herr ist gerecht, und hat Gerechtigkeit lieb. Psalm 11, 7. Wüßte der Mensch die Kunst, Schandthaten auf immer zu verhüllen, die Welt wäre voll Unglücks ohne Grenzen.

Daher pocht dem Unehrlichen das Herz bei Allem, was ihn an seine Schuld mahnt. Er darf das Lob des redlichen Mannes nicht vernehmen, ohne in sich zu denken: der bin ich nicht! Er kann die Entdeckung von irgend einem Bösewichte nicht vernehmen, ohne heimlich für sich selbst zu zittern. Das ist der alte, häßliche Wurm in seiner Brust, der immer nagt, und nicht aufhören will; und nach langen Jahren naget er doch immer frisch. Die Furcht,

daß endlich doch einmal auskommen kann, was er gethan, verbittert ihm manche frohe Stunde. Wisset ihr allezeit von den Selbstmördern, warum sie wohl Hand an sich legten? — Wisset ihr von mancher unerklärlichen Schwermüthigkeit den traurigen Ursprung? — Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gute! wie lange wird es währen?

Es ist ein fast in den Sprachen aller Nationen übliches Sprichwort: «Ungerecht Gut gedeiht nicht!“ Es ist in der That auch mehr Wahrheit in dem Spruch, als man vielleicht oft glaubt. Man sieht gar nicht selten, schnell und nicht ganz rechtlich erworbenes Vermögen wunderbar bald wieder zerrinnen. Es hängt ein Unsegen daran. Der unredlich gewonnene Theil, er sei klein oder groß, bringt einen Fluch in das Ganze. Da will nichts glücken, nichts vor sich gehen. Wer den Unsegen hat, sieht es, trägt das Uebel, leidet im Stillen und verdirbt. Man fragt sich: wie geht es zu? — Glaubst du an einen Gott, an seine vergeltende Vorsehung, die Alles ordnet? — Es soll das Böse nicht gedeihen. Es muß das Unrecht zum Fluch werden, und vollendete sich der Fluch erst über dem Grabe des geheimen Sünders! Haben die Kinder eines Betrügers lange von dem genossen, was er mit Betrug und Unrecht zusammengescharrt? Das Wenige, das der Gerechte hat, ist besser, denn das große Gut des Gottlosen. Psalm 37, 16.

Wiedererstattung ist die Pflicht des ehrlichen Mannes!

O, du, dem sein Gewissen sagt: ich verfuhr nicht überall mit strenger Redlichkeit! befreie dich endlich von der Qual des immerwährenden Vorwurfes, der dich noch Jahre lang verfolgen, der dich noch auf dem Sterbebette belästigen wird, wenn du ihn nicht von dir thust. — Es ist vergebens, daß du dich dadurch beruhigen möchtest, in allem Uebrigen doch redlich gewesen zu sein. Aber du bist doch in dem Einen unehrlich gewesen und unehrlich geblieben, was dir dein Bewußtsein so manchmal nennt. Und dies Eine raubt dir doch immerfort die Achtung für dich selbst; zwingt dich, dich selber heimlich zu schimpfen, wenn gleich noch andere Leute schweigen. Dies ungerechte

Gut ist doch in dein übriges gerechtes Eigenthum eingeschlossen, besudelt Alles, bringt seinen Unsegen in das Ganze mit hinein. — Freue dich nicht, daß deine Glücksumstände heute vielleicht noch blühen — dein Fluch blüht in ihnen mit; er geht zu den Erben, über deinem Grabe hinweg. Dein Gott, der Herr, ist gerecht, und hat die Gerechtigkeit lieb.

Gehe hin und erstatte wieder, was du auf eine unredliche Weise genommen und hinterhalten hast. Es ist noch immer nicht dein Eigenthum; es ist ein Diebstahl. Du hast vielleicht Muth genug, ehrlichern Menschen keck in das offene Auge zu sehen. Aber mit welchem Muthe blickst du auf zum allwissenden Gott? — Mit welchem Muthe wagst du dich in seinen Tempel, in die Versammlungen der Christen, um den Herrn, den ewigen Vergelter, zu verehren? Mit welchem Muthe trittst du zu dem Genusse des heiligen Abendmahls, und hoffest Vergebung deiner Sünden, während du deine Sünden täglich durch Zurückhaltung des Ungerechten fortsetzest? Wie kann Gott, der Gerechte, dem die Ungerechtigkeit vergeben, der in dem Augenblicke sie noch immer begeht, da er um Vergebung bittet? Mit welchem Muthe kannst du in irgend einer schweren Lebensstunde zum Himmel deine Hand flehend emporheben, die du mit einem Diebstahl und Betrug an Anderer Eigenthum besudelt hast? Du hast das Recht zum Gebet und die Hoffnung zur Erhörung verloren. Das Leiden, welches dich bedroht, welches dich wirklich trifft: es ist von Gott gesandt, dich zu warnen, dich zu mahnen, deine Seele zu heiligen, und deine Schuld abzuthun. Gib zurück, was du auf unredliche Art an dich gebracht hast und noch hinterhältst; werde durchaus ehrlich, und schaffe dir ein reines, vorwurffreies Herz. Was hindert dich? — Ging vielleicht der Fluch des Unrechts an dir schon in Erfüllung; bist du schon verarmt und ärmer als damals, da du dich auf fremde Kosten bereichern wolltest? — Du möchtest wiedererstatten, und kannst es nicht mehr? — Gehe hin, und gestehe reuig dein Vergehen dem, der durch deine Untreue litt. Gerührt durch dein Geständniß, wird der verzeihen können, der durch

dich litt, und dem du keinen Wiedererſatz zu leiſten vermögend biſt. Hat er dir deine Schuld geſchenkt, ſo wird auch Gott dir verzeihen. Du haſt in Ernſt und That bewieſen, wie deine Reue aufrichtig und herzlich war. Du haſt deine Schuld durch den ſchweren Schritt des Selbſtbekenntniſſes hart genug abgebüßt. Die Reinheit deines Gewiſſens macht dich wieder froh, und deine Redlichkeit wird die bewegen, dir beizuſtehen, denen du geſchadet hatteſt.

Erſtatte wieder. Biſt du es nicht mehr wegen eigener Dürftigkeit vermögend, zahle in Dienſtleiſtungen aller Art ab. Suche die Gelegenheiten, ſie werden dir nicht entgehen. Auch der Niedrigſte kann dem Höhern noch auf eine oder die andere Weiſe nützlich werden; auch der Aermſte dem Reichſten helfen. Verſäume keinen Anlaß. Denn der, den du betrogſt, iſt gleichſam dein Wohlthäter geweſen; du biſt ihm zu langer und verdoppelter Dankbarkeit verpflichtet. Er iſt dein beſtändiger Glaubiger, ſo lange du nicht das ihm Schuldige zurückgebracht haſt; entrichte ihm alſo in deiner Anhänglichkeit und uneigennützigen Hilfsleiſtung die Zinſen deiner unehrlich gemachten Schuld!

Erſtatte zurück, was du von fremdem Gut hinterhalten, unterſchlagen, durch Falſchheit an dich gezogen haſt, und mache dein Gewiſſen frei, daß du mit heitern Augen zu Gott und Menſchen emporſehen darfſt! Was hindert dich? Eine falſche Scham? — Mit nichten! Warum willſt du länger die Unruhe eines ſchuldbewußten Herzens tragen? Iſt denn der Beſitz deſſen, was dir nicht von Rechtswegen gehören darf, und wäre es doppelt mehr, als es in der That ſein mag, ſo lange innerer Unzufriedenheit, ſo beſtändiger Furcht vor Entdeckung werth? Möchteſt du, wenn du es könnteſt, um ſolchen Preis noch einmal ſo viel Schande in dir ſelbſt erkaufen und einen Tod voll Bitterkeit auf dem Sterbebette? Weißt du, wohin dich noch die unangenehmen Gefühle bringen werden, die jedesmal in dir aufſteigen, wenn du deiner Unredlichkeit gedenkſt? Wirſt du in gewiſſen unglücklichen Augenblicken dich einſt ſo aufrecht halten können, wie gegenwärtig? Warum willſt

du denn hinterhalten um so schrecklichen Preis, was Unsegen auf dein Habe und Gut, und Fluch in dein Leben, Mißmuth in deine Erholungs- und Arbeitsstunden, Scheu und Furcht in deine Pläne, Angst in dein Gebet zu Gott, ach, dermaleinst ein spätes Verzagen in die letzte deiner Lebensstunden bringt? — Es ist umsonst, daß du dich zerstreuen, daß du den Gedanken an deinen Diebstahl, an deine Unredlichkeit vertreiben willst, er wird immer zu dir zurückkommen. Darum ende! — Ende auf die Weise, wie es dem wahren Christen, dem ehrlichen Gemüth geziemt. Erstatte, was du betrogest, unterschlugest, hinterhieltest, auf irgend eine schickliche Art, unter irgend einem schicklichen Vorwand, bei irgend einem angemessenen Anlasse zurück. Ein freies Bekenntniß deines Vergehens könnte die Güte deiner Handlung vielleicht krönen; aber vielleicht auch dir mehr Schaden stiften, als wirklich das werth ist, was du zurückzustellen hast. Darum versäume wenigstens die Hauptsache selbst nicht; mache dich von deiner Schuld und von dem daran haftenden Fluch los. Dann wende deinen Blick wieder muthiger zum Himmel; dann bete wieder zu deinem Gott, und du wirst wieder die langentbehrte Erquickung im Gebete finden.

Erstatte wieder! Deine eigene Ruhe, dein eigenes Glück, deine Ehre, deine Zukunft unter den Menschen, deine Zukunft nach dem Tode fordern es. Was hindert dich? Lebt der vielleicht nicht mehr, dem du die Wiedererstattung schuldig bist? — Aber er hat Kinder, Blutsverwandte, Erben seiner Rechte. Ihnen bist du noch heute durch dein Vergehen verschuldet. Ihnen entrichte, was du der verstorbenen Person vergebens darbietest. Oder bist du von dem zu weit entfernt, dessen heimlicher Schuldner du noch immer bist? — Lebt er, so kann keine Ferne dich abhalten, ihm das zu erstatten, was er von dir zu fordern berechtigt wäre.

Das Wenige, was ein Gerechter hat, ist besser — spricht das göttliche Wort, Psalm 37, 16 bis 30 — denn das große Gut vieler Gottlosen. Denn der Gottlosen Arm wird zerbrechen; aber der Herr kennt die Tage der Frommen, und ihr Gut wird ewiglich bleiben. Der Gott-

lose borget und bezahlet nicht; der Gerechte aber ist barmherzig und milde. Denn seine Gesegneten erben das Land; aber seine Verfluchten werden ausgerottet. — Ich bin jung gewesen und alt geworden, und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehen. So laß denn vom Bösen, und thue Gutes, und bleibe immerdar!

XII.

Gebrochene Freundschaft.

Sprüche Salom. 18, 19.

Lieblich ist, wenn Schwestern, Brüder
Friedlich bei einander sind,
Und wie eines Leibes Glieder
Einig und verträglich sind;
Einer zart den Andern ehrt,
Keins das Andere versehrt.

Ach, zu ihnen zu gehören,
Die sich liebevoll bemüh'n,
Keine Frhhlichkeit zu stören,
Enger Herz an Herz zu zieh'n,
Stets den Andern zu erfreu'n —
Dieser Pflicht will ich mich weih'n!

Kein Anblick ist trauriger, als eine Familie voll Zanks und Unfriedens! — Leider ist er gar nicht selten. Wir sehen zuweilen leibliche Brüder gegen einander so gleichgültig, so lieblos, ja so feindselig, als wenn sie nur darum unter einem Mutterherzen gelegen, nur darum von der gleichen Mutterbrust genährt worden wären, um sich in ihren Denkarten und Wünschen auf ewig zu trennen. Wir sehen zuweilen Schwester gegen Schwester so unfreundlich, gehässig, unversöhnlich und in fortwährender heimlicher Erbitterung leben, daß es auch den fremdesten Zuschauer erschreckt. Ja, es ist nur allzugewöhnlich, daß Bluts-

verwandte unter einander in weit weniger herzlichem Einverständniß leben, als mit Fremden; und sich unter einander weit weniger Dienstgefälligkeiten leisten, als sie ganz unbekannten Personen leisten würden, wenn ein Anlaß dazu erschiene.

Fragt man sich nach dem Grund dieser Gleichgültigkeit oder dieses Hasses, so ist er selten erheblich. Man hat sich einander nur Kleinigkeiten vorzuwerfen, welche oft nicht der Mühe werth sind, erzählt zu werden; ja die man sich sogar zu erzählen schämt, weil man voraussieht daß kein Mensch dieselben wichtig genug finden würde, als eine Ursache so tiefer Erbitterung zu gelten. Man begnügt sich daher im Allgemeinen, nur die unverträgliche Gemüthsart des Andern, seine Lieblosigkeit, Falschheit, Undankbarkeit oder Herzensschlechtigkeit anzuklagen.

Gar oft bemerkt man diesen tiefen, gegenseitigen Haß auch unter solchen Leuten, die vorher die vertrautesten Freunde waren. Sie, die ehemals beständig beisammen waren, sich alle ihre großen und kleinen Angelegenheiten, ihre Tagesbegebenheiten, ihre Pläne, Aussichten und Wünsche wechselsweise mittheilten, nicht ohne einander glücklich sein zu können schienen, eben diese sind nachher, wenn durch eine traurige Veranlassung die Freundschaft gebrochen ward, gegen einander auf die unbilligste Weise hart im Urtheil, ungerecht, kalt, boshaft, voll schneidender Verachtung. Es ist umsonst, sie zusammenzuführen, die Künste der Aussöhnung zu versuchen. Sie wollen von einander nichts mehr hören; es ist ihnen jetzt eben so viel werth, sich zu meiden, sich nie zu begegnen, nichts von einander zu wissen, als vormals ihre größte Freude war, einander aufzusuchen und zu finden, Herz in Herz auszuschütten, und, konnten sie nicht mit einander reden, doch wenigstens in der Abwesenheit von einander zu sprechen. Je feuriger die ehemalige Freundschaft, je heftiger die darauf folgende Feindschaft. Und mit Recht sagt der lebenserfahrne Salomon, voll Kenntniß des menschlichen Herzens: Ein verletzter Bruder ist härter zu gewinnen, als eine feste Stadt! Spr. 18, 19.

Wie soll ich mir diese betrübende Erscheinung erklären? Ach, sie hat wohl mancherlei tiefliegende Ursachen.

Zur Unliebe und Zwietracht unter Geschwistern mag wohl oft die falsche Erziehungsart von Seiten unverständiger Aeltern viel beitragen, wenn der Vater einem Kinde, die Mutter einem andern den Vorzug gibt, und dadurch gegenseitigen Neid erweckt, oder zu Neckereien reizt. Doch mehr noch kann oft die allzugroße Altersverschiedenheit unter Geschwistern Böses stiften, wenn die Erwachsenern sich eine gewisse Hoheit über die Jüngern anmaßen, und ihre Ueberlegenheit an Jahren, Kenntnissen und äusserlichen Verhältnissen auf unkluge, gebieterische, oder doch nicht genug schonungsvolle Weise fühlbar werden lassen. Die Jüngern mögen sich dies ungern belieben lassen. Sie sehen in den Erwachsenen keine Vorgesetzten, keine Aeltern, denen Ehrfurcht gebührt, sondern Personen, die mit ihnen gleiche Rechte haben. So ist meistens die Unvorsichtigkeit der Erwachsenen die erste Ursache zum Bruch des geschwisterlichen Friedens; aber die Jüngern pflegen zuerst in ihrem gereizten Ungestüm den Frieden zu brechen, weil sie keine Liebe empfanden nnd empfinden lernten. Zu diesen Umständen können sich dann noch alle diejenigen Veranlassungen von Feindschaft gesellen, die auch bei andern Personen eintreten, welche lange Zeit in engen Verhältnissen beisammen leben müssen, oder durch eigene Neigung solchen nahen Umgang wählten.

Denn ein jeder vertrautere Umgang, ja schon ein längeres Zusammenwohnen allein, bei welchem es gar nicht einmal auf Freundschaft abgesehen ist, bewegt zu Annäherungen der Gemüther. Man sieht sich täglich, und kann sich in seinen Ansichten der Dinge, in seinen Gemüthseigenthümlichkeiten, weniger vor einander, als gegen Fremde verbergen. Man kann nicht unterlassen, sich mancherlei Mittheilungen zu machen! Die Gewohnheit macht eins dem andern mehr oder weniger zum Bedürfniß. Dadurch entstehen täglich neue Berührungspunkte, und die Menge derselben schließt enger die Bande der Vertraulichkeit. Aber eben diese vielen Berührungspunkte sind auch eben so viele verwundbare Stellen des Herzens, welche man einem

Fremden nicht so leicht bloß stellt. Kränkungen, die uns hier widerfahren, schmerzen empfindlicher und vielfacher. Daher kann uns kein Fremder so tief beleidigen, als der Freund oder die Freundin; auch nie so leicht, weil dazu die Mannigfaltigkeit des Stoffes fehlt. Ist nun aber einmal die Kränkung vollbracht, so ist die gegenseitige Abneigung dann um soviel größer, als die Menge der ehemaligen Berührungspunkte zahlreicher war. Je offener, je argloser, je liebender man sich dem Andern hingab, je unverzeihlicher scheint der kleinste Verrath an unserm Herzen zu sein. Man hält sich für den ganz betrogenen Theil; Alles für Heuchelei, was der Andere that; findet sein Betragen unbegreiflich; seine Verstellungskunst teuflisch, und faßt ein Mißtrauen gegen die gesammte menschliche Natur.

Selten haben wir ein so treues Gedächtniß für die Gefälligkeiten und Freundschaftsbeweise, die wir von Andern erhielten, als die wir ihnen gaben. Was uns Andere Liebes thun, scheint uns geringfügig gegen das, was wir ihnen leisten oder gern leisten möchten. Denn wir kennen nicht die Empfindungen, welche sie dabei haben mochten, sondern nur die, welche wir hatten, und kaum so herzlich gegen sie äussern konnten, als wir oft gern gethan hätten. Darum ist nach jeder gebrochenen Freundschaft die Klage der Getrennten immer am lautesten über Undank und schändliche Vergeltung aller Liebe. Aber die Wunden, welche der wirkliche oder vermeinte Undank schlägt, sind allezeit die brennendsten.

Selbst die Menge von Erinnerungen des genossenen Glücks im ehemaligen freundlichen Umgang verbittern das Andenken an die Zeiten der Freundschaft. Es scheint Alles nur eine ungeheure Täuschung, und uns damit ein edler Traum unsers Lebens geraubt zu sein. Diese Erinnerungen ekeln uns an, wie Leichname falscher Freuden. Wir möchten die ganze Vergangenheit aus unserm Gedächtniß hinwegwischen, wenn wir es könnten, denn Alles darin mahnt uns an die schwärzesten der menschlichen

Laster, an Verrath, Heuchelei, Treulosigkeit und Undankbarkeit.

Kann alles dies nach gebrochener Freundschaft schon die Gemüther wider einander unversöhnlich erbittern, so vergrößert nicht selten auch den gegenseitigen Haß noch die gegenseitige Furcht. Man bereut, allzuleichtglaubig und allzuoffenherzig gewesen zu sein, sich allzuviel vergeben, allzuviel von seinem Innersten offenbart, sich dem Andern allzusehr hingeliefert zu haben. Man sieht seine geheimsten Angelegenheiten, Urtheile, Ansichten, vielleicht das Gelingen und Mißlingen mancher Unternehmung, vielleicht seine Ehre, sein ganzes Glück, in der Gewalt derjenigen Person, welche von allen Sterblichen unter der Sonne die allerunwertheste und gefährlichste zu sein scheint. Wie mag da so leicht Versöhnung statt finden? Wie kann man da so leicht das verlorne Vertrauen wieder finden? Wahrlich, ein verlorner Bruder ist härter wieder zu gewinnen, als eine feste Stadt! — Je aufrichtiger und je zärtlicher man liebte, je blutiger ist der Schmerz des sich verrathen oder betrogen glaubenden Herzens.

Es muß guten und gefühlvollen Menschen, es muß wahrhaft christlichen Gemüthern beinahe noch mehr daran liegen, wie sie einen Bruch der Freundschaft verhüten, als wie sie ihn verbessern. Es muß am meisten demjenigen daran liegen, der wirklich noch der Wonne eines vertraulichen Umgangs mit einer ihm theuern Person genießt, und durch solchen Freundschaftsbruch den angenehmsten Genuß seines Lebens einbüßen würde, daß er die Störung seiner gegenwärtigen Glückseligkeit verhüte.

Wohl denkt Jeder: dies ist nicht schwer — allein die Liebe ist leichtglaubig und vertrauungsvoll, sonst wäre sie nicht Liebe. Unzählige erfuhren dies Unglück, weil sie es nicht glaubten; weil sie sich für weiser und stärker hielten, als sie waren; weil sie wähnten, sich und ihren Freund oder ihre Freundin auf das Beste zu kennen; weil sie sich für allzufest geliebt meinten, als daß jemals eine Trennung solcher Herzen, eine eintretende Kälte, oder gar ein unerbittlicher Haß möglich wäre.

Vorsicht ist zu allen Dingen nütze. Auch hier. Zeit,

Gelegenheiten, Erfahrungen und manche unvorhergesehene Ereignisse änderten schon manchen Sinn, und gewöhnlich hat unter getrennten Freunden Einer so viel zur Zerstörung der schönen Verhältnisse gewirkt, als der Andere.

Vorsicht ist zu allen Dingen nütze! Du bedarfst der Vorsicht vielleicht weniger wegen der Gemüthsart deines Freundes, als wegen deiner eigenen. Sei auf deiner Hut gegen dich selbst; nicht so sehr gegen ihn, den du kennst, den du vielleicht schon geprüft und bewährt gefunden hast. In vielen Stücken lernt man Andere weit bälder kennen, als sich selbst.

Willst du die Freundschaft deines Freundes mit Sicherheit und unverletzt bewahren, so wirst du dies nicht so sehr bloß durch die Innigkeit oder gar Leidenschaftlichkeit deiner Zuneigung vermögen, als dadurch, daß du ihm durch deine Handlungsweise gegen ihn und Andere, durch deine Tugend, durch fortschreitende Veredelung, eine steigende Hochachtung und Liebe einflößest. Leidenschaftliche Zärtlichkeit kann zuweilen zudringlich und lästig werden; eine tugendhafte Gesinnung und Handlungsart erregen aber wachsenden Beifall. Je mehr Achtung du bei andern Menschen durch dein Betragen dir erwirbst, je stolzer wird dein Freund auf die Freundschaft mit dir, je unverbrüchlicher wird diese sein. Rotte also jeden der dir anhängenden Fehler aus; zeige keine Schwächen; erscheine, einsam oder in Gesellschaften, im Gespräch oder in der That, durch Tugenden jeder Gattung liebenswürdiger, und du wirst immer treuer geliebt werden. Dies Erscheinen sei aber keine Heuchelei, sondern Wahrheit. Das Auge des Freundes durchsieht dich früher, als du es ahnest. Heuchelei ist ein Selbstmord der Freundschaft. — Auch aus Liebe zu deinem Freunde, auch aufgemuntert von ihm, gestatte dir keine Schwäche, keinen Fehltritt, selbst wenn eine eigene Versuchung dazu schon in dir wach wäre. Denn du hast, indem du deiner unwürdig vor ihm stehst, sogar wenn diese Unwürdigkeit nur Erfüllung seiner eigenen Wünsche wäre, Verzicht auf seine wahre Hochschätzung gethan. Er wird dich bald weniger lieben

müssen, weil er dich nicht mehr ehren kann, wie sonst, und weil dir nun das gebricht, wodurch du allein ihm theuer werden konntest.

Verzeihe dir keinen Fehltritt; desto williger sei, deinem Freunde Fehler und Schwachheiten zu verzeihen. Deiner Tugendhaftigkeit Beispiel wird ihn von denselben reinigen. Er wird, dich bewundernd, dich hochachtend, nicht das Gefühl ertragen können, deiner unwürdig zu sein. Verzeihe ihm Fehler und Schwächen, ohne aber denselben Beifall zuzulächeln. Dein Lächeln würde ihn in dem Unedeln bestärken, und dich selbst in seinen Augen erniedrigen, als krankte dein Herz an den gleichen Mängeln. Er wird dich bald geringschätziger ansehen. Verzeihe ihm Fehler und Schwächen, aber nicht in der Absicht, dafür Vergeltungsrecht zu üben, und von ihm desto größere Nachsicht deiner Mängel zu fordern. Denn Jeder hält sich gern seine Unvollkommenheiten zu gut; dagegen widerstehen ihm doch die eines Andern, und was man sich selbst oft vergibt (die Eigenliebe bringt immerdar eine Rechtfertigung an), entschuldigt man ungern, wenn es Andere thun.

Es ist nicht genug, anstößige Fehler oder offenbare Vergehungen zu meiden, wodurch wir die Achtung gegen uns mindern, sondern wir müssen auch in kleinen Nebendingen die Hochschätzung und Freundschaft dessen zu fesseln wissen, der uns lieb ist. Eine geringe Unanständigkeit, ein Mangel zuvorkommender Aufmerksamkeit, an sich unwichtige Nachlässigkeiten, welche wir uns gegen eine uns werthe Person erlauben, nicht geziemende Freiheiten, die wir uns herausnehmen, haben weit öfter den Bruch einer Freundschaft bewirkt, als wirkliches schweres Verschulden. Denn vor diesem pflegt man sich gewöhnlich sorgfältiger in Acht zu nehmen, hingegen glaubt man im Umgang mit vertrauten Personen, wie man sich oft auszudrücken pflegt, nicht so viel Umstände machen zu dürfen, als mit andern. Allein wir bedenken dann nicht, daß tausend kleine Verbindlichkeiten, ein gefälliges Betragen, ein zuvorkommendes Wesen, dem Freunde nicht minder angenehm, als dem Fremden sind; daß wir den Freund vielleicht eben dadurch

zuerst gewannen; daß das Vernachlässigen derselben schon eine Vernachlässigung der Freundschaft selbst ist. Nein, behandle mit Herz und Gemüth deinen Vertrauten wie dein anderes Ich; aber in deinem Aeusserlichen wie einen liebenswürdigen Fremden, dessen Gunst du erst gewinnen möchtest. Darum sind der unglücklichen Ehen, wie der gebrochenen Freundschaften, so viele, weil die Menschen nach Erreichung des Ziels vergaßen, daß man, um ein Glück zu behalten, dieselben Mittel anwenden müsse, deren man nöthig hatte, es zu erwerben. Daher die vervielfältigten Klagen über einander: ich habe mich in ihm getäuscht; seine Liebenswürdigkeit ist nur Verstellung; er ist ein ganz anderer Mensch, wenn man ihn näher kennen lernt. Die Klagen sind zum Theil gegründet, sobald der, welcher lange strebte, dem Andern zu gefallen, aufhören will, durch das zu gefallen, wodurch er gefiel.

Oft aber sind es auch nur unglückliche Mißverständnisse, welche den Bruch der Freundschaft befördern. Es können zwei Menschen gleich gut, gleich liebenswürdig, und in ihren Eigenheiten ganz für einander geschaffen sein; aber aus Mangel an offenherziger Erklärung über das, was vielleicht kränkte, aus unzeitigem Zartgefühl, aus übel angebrachtem Stolz oder kleinem Trotz, ging nicht selten ein ganzes, schönes Lebensglück verloren. Wir müssen weder fordern, daß unser Freund allwissend sei, noch von uns selbst in der Meinung stehen, daß wir immer die Wahrheit erblicken, und die Worte und Handlungen des Andern richtig auslegen. Es können zuweilen Umstände sich an einander reihen, die in der That verursachen, daß der Freund allen Schein wider sich hat, oder wir ihn gegen uns haben. Unser Glück ist unwiederbringlich dahin, wenn wir einen Augenblick lang den Verdacht nähren. Wir müssen das, was uns betrübt, näher untersuchen; wir müssen nicht fremden Augen, nicht fremden Berichten, selbst nicht dem trauen, was wir selbst gesehen und gehört haben: sondern die Ursache unserer Unruhe frei dem Freunde offenbaren, und Offenbarung und Aufschluß seines Betragens von ihm erwarten. Versäumen wir es, so ist unsere Liebe selbst weder mehr so stark, noch so rein, als

sie es sein sollte. Der Argwohn, sobald er einmal festhält, kann dann nicht mehr verschwinden; er stellt uns nun Alles in verrätherischem Lichte dar; macht die einfachsten Worte und Handlungen des Andern zweideutig, und flößt Erbitterung und Kälte gegen das vielleicht getreueste Herz ein.

Zerrissene Freundschaft ist zerrissenes Leben. Wer einen Freund gewonnen, halte ihn mit zärtlicher Sorgfalt; denn einen zweiten findet er so leicht nicht wieder, der ihm das werde, was jener ist. Und du, der du, was du liebtest, verloren hast, und dich sehnst, das entfremdete Herz wieder zu finden, folge deinem Triebe. Wer wahrhaft geliebt hat, vergißt nicht sogleich. Auch vielleicht dein ehemaliger Freund empfindet und verbirgt jetzt den gleichen Schmerz um dich, den du um ihn leidest. Aber dein Stolz, dies nicht zu bekennen, zwingt ihn zum Gegenstolz. Niemand will sich da demüthigen, wo er Achtung zu ärnten wünscht; Keiner will durch Nachgiebigkeit seine gerechte Sache verdächtigen, und den Stolz der Unschuld aufopfern. — So bleibet ihr geschieden, die ihr doch sehnsuchtvoll in euern Gedanken und Träumen für einander lebt. Vielleicht löset erst zu spät ein Zufall das Räthsel, was den Argwohn erzeugte, und klärt das Mißverständniß auf, welches zwei gute Herzen voneinanderriß.

Höre, auch getrennt von dem dir einst theuern Freund, nicht auf, ihn zu lieben. Sei auch abwesend um ihn besorgt; rede von ihm mit jener Wärme, die er dir einst durch seine Tugend und Liebenswürdigkeit einflößte; vertheidige ihn, auch wenn du Unrecht von ihm erlitten, gegen seine Widersacher; entschuldige ihn, wo er fehlte, und zeige sein Gutes denen, die es nicht kennen; hilf ihm im Stillen unbemerkt, wie ein liebender Schutzengel, — und, es mögen Monden, es mögen Jahre verschwinden, einst liegt er weinend, liebend, versöhnt wieder an deiner Brust. Die Treue deiner Freundschaft wird ihn von der Wahrheit und Erhabenheit derselben überzeugen; es wird sich seine Liebe wieder im Anblick deiner Tugend verjüngen, und der Gedanke an die vormalige Trennung nur seine Zärtlichkeit für die Zukunft erhöhen.

Tritt zu ihm, liebend, offen, ein Erinnerer aus der

schönen Vergangenheit; enthülle dein Betragen; bekenne freundlich, wo du irrtest; fordere gleiche Erklärung von ihm; jeder Verdacht werde entwurzelt; jeder Mißverstand gehoben. Du darfst wieder sprechen: ich habe einen Freund, einen Bruder, eine Schwester!

Wer liebt und treu lieben kann, der ist noch kein ganz verdorbener Mensch; er ist aller Vollkommenheiten fähig; er ist auf dem Wege sie zu erringen. Wer aber geliebt wird, und sich anhaltend seinen Freunden liebenswürdig zu machen weiß, gibt damit den unzweifelhaftesten Beweis von der Vortrefflichkeit seines Gemüths. Frage dich dann selber: wen liebst du und wie liebst du? Prüfe: von wie Vielen wirst du geschätzt? von welchen Personen wirst du geliebt, und mit welcher Treue? — so kannst du dir eine Vorstellung von deinem eigenen Werthe machen. Zwar nicht mit allen Menschen kannst du in vertraulichen, engen Verbindungen leben; wohl aber allen Guten doch den Wunsch einflößen, mit dir in solchen zu sein. Dem Bösen gefällt Niemand, als er sich selbst. Er ist nur sein eigener Freund, und macht Andere nur zu Werkzeugen seiner Absichten und vorübergehenden Begierden.

Ja, Schöpfer des himmlischen Gefühls der Freundschaft, welches in meinem Herzen lodert, auch ich will mich prüfen, und meinen Werth in der Zahl und in dem Werthe derjenigen Personen erkennen, deren Zuneigung ich genieße. O, mein Gewissen sagt mir es schon voraus, ich bin nicht so allgemein geachtet und geliebt, als ich könnte und sein sollte! Und wer nicht geliebt wird, hat nur sich selber anzuklagen, daß er durch Vollkommenheit und Seelengüte nicht liebenswürdig zu sein weiß. — Nur durch das Wohlgefallen aller guten Menschen an mir bin ich Deines Wohlgefallens, o Gott, gewisser. Wie selig könnte ich doch sein! Wie wenig bin ich es! O, daß ich es würde! Amen!

XIII.

Lerne den Geringern schätzen.

Sirach 11, 2 — 6.

Wer mehr durch Dich beglückt ward, Gott,
Seh' mit Verachtung nicht und Spott
Auf den, der dürftig und verschmäht
Durchs Leben voller Dornen geht.

Nicht wähn' er, weil er groß und frei
Und reich und mächtig ist, er sei
Erhaben über Recht und Pflicht
Und Rechenschaft; das wähn' er nicht!

Hat er mehr Einfluß, Geld und Zeit,
So sei's dem Menschenglück geweiht;
Nur der steht höher, der ein Christ,
Glückschaffender, als Andre, ist.

Nur dessen würd'ger Hoheit freut
Der Niedrige sich ohne Neid,
Der gern für Andrer Werth entbrennt,
Sein eigenes Verdienst nicht kennt.

So verschieden Ruhmsucht und Ehrbegierde von der Begierde nach wirklicher Vollkommenheit sind, eben so sehr sind Stolz und Hochmuth verschieden vom richtigen Selbstgefühl unserer guten Eigenschaften.

Der Ehrgeiz strebt nach Auszeichnungen vor andern Leuten, gleichviel, ob durch öffentliche Anerkennung wahrer Verdienste, oder ob durch Glück und Menschengunst; — die Ruhmsucht dürstet nach dem Vergnügen, von vielen Menschen gekannt, genannt, bewundert zu werden, ohne es immer genau zu nehmen, ob die zu bewundernde Kraftäusserung zum Wohl oder Wehe des menschlichen Geschlechts dienen mag. Das Verlangen nach Seelengröße und Vollkommenheit ist nur

Sache des wahrhaft weisen Menschen, des Tugendhaften, des Christen, entsprungen aus dem Bewußtsein dessen, was wir sein sollen, um die höchste aller Bestimmungen zu erreichen. Ehrgeiz und Ruhmsucht handeln nur für einen irdischen Lohn, und selbst das Große und Nützliche, was sie verrichten, ist mit Erlangung ihres Zweckes bezahlt. Sie haben ihren Lohn dahin! wie Christus sagt. Matth. 6, 2. Aber die edle Sehnsucht des Geistes nach innerer Vollendung und Hoheit kann mit nichts Irdischem und durch nichts Irdisches vergolten werden. Sie will das Erhabenste, das Göttliche oder Gottähnliche. Daher kann sie das Nützlichste und Schwerste verrichten, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Menschen bemerken und ehren. Sie kann das Bewundernswürdigste thun, ohne daß ihr an Bewunderung von Welt und Nachwelt gelegen ist.

Der Stolz ist ein Großthun und Sichbrüsten mit gewissen Dingen, die man mehr hat, als Andere; der Hochmuth ein Prangen mit eingebildeten Vorzügen, die man sich beilegt, oder mit Vorzügen, denen man einen übermäßigen Werth beimißt. Aber das richtige Selbstgefühl unsers innern Werths ist die Achtung, welche die Tugend für sich selbst hat; ist die stille Freudigkeit eines guten Gewissens, welches sich nicht mit dem Unedeln beflecken möchte. Stolz und Hochmuth äussern sich durch Verachtung oder Geringschätzung Anderer; das richtige Selbstgefühl unserer guten Eigenschaften in fester Beharrlichkeit bei denselben, in der bescheidenen Anerkennung ihrer noch immer unbesichtigten Mängel, in der freudigen Achtung fremder Verdienste, die uns das Dasein gleichdenkender, edler Menschen verkünden.

Doch der wahren Weisen und großen Menschen, das heißt, der ächten Christen, sind wenige; daher besitzen auch nur wenige das richtige Selbstgefühl ihres Werthes. Die Täuschungen der Eigenliebe verkleinern ihnen gern die vorhandenen Fehler, von welchen sie entstellt werden; vergrößern ihnen gern das Gute und den Werth dessen, was sie wollten oder thaten. Wenige haben Unbefangenheit genug, das wirklich Verdienstvolle in dem Betragen Anderer anzuerkennen, und es mit ungeheucheltem Beifall zu ehren,

ohne nicht selbst, wenn sie zum Lobe gezwungen sind, ein schmälerndes Aber anzuhängen. Wenige haben Geistesstärke genug, das, was nur Gabe des Zufalls, Geschenk der Natur, nichtige Nebensache ist, als dergleichen zu schätzen; sondern, es mag nun bei ihnen oder andern gefunden werden, sie zollen denselben eine Bewunderung, die nur dem wahren Verdienst gebührt, und äussern besonders ein unmäßiges Vergnügen, wenn sie sich selbst im Besitze davon wissen.

So lange die Freude an Vorzügen und Annehmlichkeiten, welche die Gunst der Natur oder des Glücks uns verliehen haben, sich nur durch ein reines Wohlgefallen an denselben ausspricht, und wir nie vergessen, daß wir solche Vorzüge nicht durch eigenes Verdienst, sondern durch die Gnade der Gottheit empfangen haben, ist die Freude daran unschuldig. Sie wird aber tadelhaft und sündlich, wenn sie sich in Geringschätzung anderer Personen äussert, die nicht das sind, nicht das haben, was wir.

So entspricht der sich blähende Eigendünkel derer, welche, weil sie durch besondere Naturgaben und frühere Umstände mehr Geisteseigenschaften entwickeln, mehr Einsicht und Kenntnisse sammeln konnten, nun voll stolzen Mitleidens auf diejenigen niedersehen, welche nicht so viel Geschicklichkeiten besitzen, als sie; Anderer Verstand und Einsicht spöttisch verkleinern, um ihre Vorzüge desto mehr daneben prangen zu lassen; nichts gelten lassen wollen, als was sie gedacht, gewollt, gesagt, gemacht haben; immer ihr Ich voranstellen, aus Furcht verkannt oder gar vergessen zu werden. Dieser selbstgefällige Eigendünkel ist der Fehler ganzer Stände, deren Pflicht ist, durch Geistesfertigkeiten nützlich zu sein; man pflegt ihn den Gelehrten- und Künstlerstolz zu nennen. Aber man findet ihn auch bei dem Handwerker, wie bei dem Staatsmann, beim Geistlichen, wie beim Krieger.

Er ist an sich eben so verächtlich und allen Nebenmenschen anstößig, als jenes Großthun mit einem reichern Vermögen und ansehnlichern Glücksumständen, welches nach den Ständen, denen dieser Fehler am stärksten anklebt, der Kaufmanns- und Bauernstolz geheißen wird. Dieses Großthun mit Geld, mit dem behaglichen Gefühl, es besser

haben zu können, als Andere; in Kleidern, Speisen, Geräthschaften keinem Seinesgleichen nachzustehen; dies Wohlgefallen, das andern Leuten fühlen zu lassen, ist um so verstandloser, da das, worauf sich der Hochmuth gründet, durch unglückliche Ereignisse schnell verfliegen kann, oft nur Frucht nicht eigenen, sondern fremden Fleißes ist, und sich auf die niedrigsten Genüsse der menschlichen Natur, auf thierische Leibespflege beschränkt.

Doch eben so unverständig ist auch aus gleichen Ursachen die Eitelkeit derer, welche sich auf ihre Schönheit, dies äusserst flüchtige Gut weniger Jahre, oder auf ihren Schmuck und Putz, viel einbilden, und sich damit in ihrem Wahn über Andere erheben; sich selbst als ausgezeichnete Wunder der Natur lieben, und diejenigen bemitleiden, welche nach ihrer Meinung kaum würdig sind, neben ihnen zu erscheinen. Ach sie irren! Die Schönheit hat schon ihren besten Reiz verloren, welche weiß, daß sie es sei. Denn nur das Bescheidene macht liebenswürdig, und die Holdseligkeit des Gemüths, welche sich in wohlgebildeten Zügen offenbart. Wer sich zuviel Achtung selber zollt, dem weihen Andere gern oft weniger, als er sogar verdient.

Darum erreicht die Hoffart derer selten ihren Zweck, welche auf ihr Herkommen, auf ihre Geburt, auf ihren Rang, auf ihre Titel eine große Wichtigkeit legen. Dieser Rang-, Titel- und Adelstolz, welcher kaum gelten lassen mag, daß geringere Personen mit ihnen Wesen von gleicher Natur, von gleichen Ansprüchen, von gleichen Rechten und Hoffnungen sind, verdunkelt an demjenigen, den er beherrscht, sogar das Verdienst, welches er in der That haben mag. Wer sich selbst in eigener Meinung zu sehr erhöht, wird in der Meinung Anderer um so tiefer erniedrigt, weil er lebhafter daran erinnert, daß nicht das Herkommen und der Rang den Menschen, sondern daß der Mensch sein Herkommen und seinen Stand ehren muß. Nur wer sich in edler Demuth selbst erniedrigt, der wird durch die Meinung Anderer erhöht. Denn wer, durch Seelengüte ehrwürdig, seiner äussern, zufälligen Vorzüge vergißt, erinnert die Andern desto lebhafter daran, wieviel der Mann in sich selbst werth sein müsse, der äussern Glanzes und zu-

fälliger Hoheit nicht vonnöthen hat, um Liebe und Achtung zu gewinnen.

Wir sehen daher die Großen der Völker dann am herzlichsten von allen ihren Unterthanen verehrt, von allen Fremdlingen bewundert, wenn sie bei aller ihrer Gewalt bescheiden, bei aller ihrer Vermöglichkeit einfach und prunklos einhergehen, und in Erfüllung schöner Pflichten des hohlen Prunks und eitler Nebendinge vergessen. Stolz auf Macht und Gewalt ist jederzeit das sicherste Mittel, die vorhandene Macht und Gewalt zu schwächen. Denn sie reizt zum gerechten Widerstand, und die Kräfte unserer Widersacher wachsen, wenn wir sie durch unsern Stolz in Thätigkeit setzen. Viele Tirannen haben müssen herunter auf die Erde sitzen; und ist dem die Krone aufgesetzt worden, an den man nicht gedacht hatte. Viele große Herren sind zu Boden gegangen, und gewaltige Könige sind andern in die Hände gekommen. Sirach 11, 5. 6.

Darum achte Niemanden gering, und laß Niemanden deine Vorzüge auf eine beschränkte Weise fühlen. Die schlichte Lebensklugheit untersagt es; die Religion verbietet es!

Uebermäßige Werthachtung dessen, was man ist, oder hat, verkündet allezeit eine Schwäche entweder des Verstandes oder des Herzens; gewöhnlich aber die Schwäche von beiden. Wissen wir nicht an uns selbst, wie beleidigend unserm Gefühl der Hochmuth und die Eitelkeit anderer Personen ist, wie empörend uns das Betragen desjenigen ist, der uns mit seinem Uebermuth zu demüthigen gedenkt? Wohl denn, eben diese Empfindungen flößen wir Andern gegen uns ein, wenn wir ihnen auf die leiseste Art zeigen, wieviel wir uns auf den Besitz von Eigenschaften oder Vollkommenheiten einbilden, die ihnen fehlen. Statt zu demüthigen, empören wir nur das stolze Ehrgefühl Anderer. Statt Hochschätzung und Bewunderung zu bewirken, erzeugen wir das ganz Entgegengesetzte, nämlich heimlichen Spott, Verachtung und Lieblosigkeit. Wer denn so widersinnig handelt, daß er das Gegentheil von dem macht, was er wünscht, verkündet der nicht Verstandesschwäche? — Dazu kommt noch, daß gewöhnlich der, welcher sich vorzüglicher

dünkt als Andere, der Sklave derer wird, über die er sich erhaben glaubt. Denn wieviel opfert der nicht von seinem eigenen Lebensgenusse auf, um Leuten eine hohe Meinung beizubringen, die kaum verdienen, daß man um ihren Beifall buhle? Und wie unbemerkt wird er der Diener derer, die klug genug sind, seine Schwachheit zu benutzen, indem sie seiner Eitelkeit, seinem Hochmuth auf feine Weise schmeicheln? Der Stolze ist jederzeit der Unterwürfigste und Lenkbarste. Man läßt ihm seine Thorheit, seinen Eigendünkel gelten, und leitet ihn nach Belieben. Er wähnt vergöttert zu sein, und wird der Spielball fremder Schlauheit, das Werkzeug fremden Ehrgeizes, der blinde Befriediger fremden Eigennutzes, und wird vergessen oder auf die Seite gestellt, sobald man seiner nicht mehr zu andern Zwecken nöthig hat.

Schätze Niemanden gering, und überhebe dich nicht deiner Vorzüge. Denn jede Anmaßung dieser Art beleidigt, und wird nicht leicht von den Leuten, wie sie nun einmal sind, verziehen. Ein Jeder trägt in sich ein Gefühl seiner Rechte, und fordert von Andern Achtung. Ein Jeder weiß, was er in seinen Verhältnissen werth ist, und kann gleichsam eine Vernichtung dieses ihn erhebenden Bewußtseins unmöglich mit Gelassenheit tragen. Ohnehin sehen viele Menschen das, womit du dich gern hervorstellen möchtest, nicht einmal als etwas Ausserordentliches an. Du brüstest dich mit deinem Rang, den Andere schon vielmals verschmäht haben; mit deinem Geld und Gut, um welches sich die Uebrigen gar wenig bekümmern, weil sie für sich genug haben; mit deinen Geschicklichkeiten und Kenntnissen, da Andere ihre feurigsten Wünsche nach ganz andern Zielen richten; mit deiner Wohlgestalt und Schönheit, da der Geschmack der Menschen sehr verschieden ist, und dem Einen das mißfällt, was den Andern entzückt. — Je weniger also Andern das vorzüglich scheint, was du über Alles geltend machen möchtest, je empfindlicher kränkt dein verkappter oder offenbarer Stolz; je beleidigender wird deine Anmaßung, deine Herabsetzung Anderer. Sie fühlen sich unschuldig; und um so schmerzlicher durch unverdiente Erniedrigung verwundet.

Noch nicht leicht geschah es, daß der Stolze in diesem Leben ungedemüthigt blieb. Wer sich Widersacher erweckt, bereitet muthwillig sich Schmach und Andern Schadenfreude. Daher hat das gebräuchliche Sprichwort warnungsvolle Wahrheit: Hochmuth kommt vor dem Fall. — Erhebe dich nicht deiner Kleider, sagt die heilige Schrift, und sei nicht stolz in deinen Ehren; denn der Herr ist wunderbarlich in seinen Werken, und Niemand weiß, was er thun will. Sirach 11, 4.

Schätze Niemanden gering, weil er weniger ist, oder weniger hat. Denn deine Vorzüge sind nicht das Vorzüglichste des Menschen. Keiner verbindet in sich alle Vollkommenheit. Gott gab Jedem verschiedene Eigenschaften, durch welche er werthvoll und nützlich sein könne; keine derselben ist verachtungswürdig. Darum ehre weniger das Gute, was du besitzest, als dasjenige in Andern, was dir mangelt, um ihnen darin gleich zu werden. Auch der Geringste, welchen du kaum eines Blickes würdigest, übertrifft dich vielleicht unendlich in sehr schätzbaren Dingen; kennst du ihn so genau, daß du wüßtest, was er werth wäre? Es gibt keinen so fehlerhaften Menschen, der nicht auch seine gute Seite hätte; keinen so geringen Menschen, der dich nicht in irgend einer Geschicklichkeit oder nützlichen Gabe überträfe. Die Biene ist ein kleines Thier, spricht Jesus Sirach, und gibt doch die allersüßeste Frucht. Sirach 11, 3. Wer mit den von Gott empfangenen Gaben am nützlichsten auf seiner Stelle, in seiner Zeit wirkt, der ist, wo er auch stehe, sein Thatenkreis sei weit oder enge, der Achtungswürdigste. Nicht das, was man ist, sondern das, was man thut, — nicht das, was man hat, sondern wie man es gebraucht, macht schätzbar. Darum blicke nie abwärts auf das Niedrige, sondern aufwärts zu dem, was höher ist im Menschen; nicht auf das, was du besitzest, sondern auf das, was dir fehlt, während es Andere haben. Denn das, was dir noch abgeht, macht dein Loos weit schlechter, als es dasjenige vortrefflich macht, was du schon haben magst.

Schätze Niemanden gering, noch weniger laß deinen Nebenmenschen diese Geringschätzung empfinden, weil du

dir Verderben aussäest. Zwar ist vielleicht Mancher zu schwach, um dir Gutes erweisen zu können; aber kein Sterblicher ist so schwach, daß er nicht irgend einmal schaden könnte. Du sollst Niemanden rühmen um seines großen Ansehens willen, denn es ist vielleicht sein Unglück; noch Jemanden verachten um seines geringen Ansehens willen. Sirach 11, 2. Ein Jeder, er sei im bürgerlichen Leben so unbedeutend als er wolle, kann durch ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen für dich sehr bedeutend werden. Der Mensch wird nicht mächtig durch seine eigene Kraft, sondern durch das Spiel der Schicksale, die sich zu seinem Gehilfen machen. Es ist nichts Unerhörtes, daß arme Dienstboten Ernährer ihrer unglücklichen Herrschaften wurden; daß Bettler mit ihrem Brod den Hunger des Reichen stillten; daß gemeine Knechte das Leben von Fürsten retteten; daß Sklaven ihren Gebietern die Freiheit verschafften. Aber nicht weniger sind die Fälle, daß Menschen ohne Wichtigkeit, ohne Reichthum, ohne Gewalt, ohne Einsicht, bei sich ereignenden Anlässen den wichtigsten, reichsten, gewaltigsten und einsichtvollsten Personen verderblich wurden. — — Du kennst deine künftigen Schicksale nicht, noch weniger die Schicksale dessen, den du heute verachtest. Vielleicht schon nach einigen Jahren ist dieser durch Verknüpfung von Ereignissen in so vortheilhafte Verhältnisse emporgerückt, daß du es dir zur Ehre rechnen würdest, unter seinen Freunden zu stehen, da ihn heute dein Hochmuth übersieht und zurückstößt.

Doch mehr, als alle diese Beweggründe, muß uns die Religion von jener traurigen Verirrung des Verstandes und Herzens zurückhalten; die Erinnerung, daß Gott im Himmel auch der Vater der Geringsten ist; daß der Weise auch der Bruder des Unwissenden, der König auch der Bruder des Bettlers, die reizendste der Jungfrauen auch die Schwester der häßlichsten sei; das Vorbild hoher Demuth der Selbstverläugnung, welches Jesus bei allen seinen Einsichten, bei allen seinen bewunderungswürdigen Eigenschaften und Tugenden, mit rührender Treue bewahrte. — Welchen Stolz können wir auch um Sachen nähren, die uns nicht eigenthümlich angehören, sondern nur erborgt,

nur ein Darlehn Gottes für unsere Lebenszeit, ach, vielleicht nicht einmal für die ganze Lebenszeit sind, sondern für wenige Jahre?

Haben wir denn, o Gott, von dem wir Alles haben, Deine Geschenke empfangen, um hochmuthsvoll uns damit gegen andere Deiner Kinder zu brüsten, oder nicht vielmehr um ihnen damit zu nützen? Wozu dieser unnütze Stolz auf Gaben, die wir ohne unser eigenes Verdienst von Dir empfingen? Gaben, von deren Anwendung wir Dir wie von anvertrauten Pfunden Rechenschaft ablegen müssen?

Jeder Stolz, von welcher Art er auch sein mag, ist ein Wahnsinn. Darum ist es diese, alle Vernunft betäubende Leidenschaft auch, welche am allererstenund allerhäufigsten eine wirkliche Geisteszerrüttung nach sich zieht. — Nein, Vater im Himmel, ich will mich hüten, daß das unschuldige Vergnügen, mit welchem ich das betrachte, was Du mir verliehen, nicht in Uebermuth und Geringschätzung anderer Menschen entarte, die Du, als ein gerechter, als ein Alle mit gleicher Liebe umfassender Vater mit andern Vortheilen und Vollkommenheiten bedachtest, die mir fehlen.

Nicht Hochmuth, aber ein hoher Sinn, der sich über die flüchtigen Tändeleien des Lebens erhebt, soll mich beseelen für das, was ewigen Werth gibt, und womit ich einst vor Dir bestehen könne. Und wenn mich die falsche Eigenliebe zuweilen blenden möchte, will ich nur des Todes meiner besten Freunde und Geliebten denken, und gedenken, wie wenig ihnen zuletzt alle irdische Auszeichnung half! Will mich erinnern an meine eigene Auflösung, und wie ich dann über Schönheit denken werde, die Staub und Moder wird; über Reichthum, den Andere nehmen; über Ruhm, der nicht in mein stilles Grab tönt; über Rang und Macht, die gleich Schatten mit meinem letzten Hauch verschweben! Amen.

XIV.

Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen.

Erste Abtheilung.

Spr. Sal. 3, 13. 16. 17.

Ich flehe nicht
Um langes Leben;
Willst Du's aber, Gott, mir geben,
So nehm' ich es mit Dank von Dir.
Ich schuf es nicht, Du gabst es mir.

Nur heitern Muth
In späten Tagen,
Ein Alter ohne Schmach und Klagen,
Ein Herz, das kindlich auf Dich schaut —
Um dies nur, Vater, fleh' ich laut.

O laß mich früh
Am Lebensmorgen
Schon für den heitern Abend sorgen;
Es bringe Dir dann noch der Greis
Mit Jugendfeuer Dank und Preis.

Man wird wenige Menschen finden, die sich nicht ein hohes Alter wünschen. Und wenn wir auch zuweilen das Gegentheil hören, so werden eben die, welche die meiste Furcht bezeugen, doch von Jahr zu Jahr ihre Todesstunde, wenn sie es vermöchten, gern noch einige Jahre weiter verschieben wollen. Sie fühlen es nicht, wenn sie alt werden, und wähnen in ihrem Innern mehr Jugendkraft, als vorhanden sein mag.

Der Trieb zum Leben ist von der Hand unsers Gottes zu tief in die Natur aller lebendigen Geschöpfe gelegt, als daß er so leicht vertilgbar wäre. Nur der Mensch kann ihn zuweilen in sich schwächer fühlen. Dies geschieht jedoch

aber nur in vorübergehenden Augenblicken des Rausches, der seinen Geist betäubt. Und Verzweifelung wie Schwärmerei, Schwermüthigkeit wie Ruhmbegierde, Gemüthsverstimmung aus körperlicher Schwäche wie Wahnsinn, welche Ueberdruß am Leben oder Todeslust erzeugen, sind mehr oder weniger ein Rausch, der dem Geiste die helle Besonnenheit geraubt hat. Im scheinbar kaltblütigsten, überlegtesten Selbstmord ist eine geheime Zerrüttung des Verstandes, eine Betäubung des Geistes vorhanden.

Man hat seit den ältesten Zeiten über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, Vieles gedacht, gelehrt, geschrieben. Die Begierde, das Grab so lange als möglich von sich entfernt zu halten, hat den Sterblichen nicht selten zu den größten Thorheiten verleitet. Man vergaß das einfache Gesetz der Natur, durch dessen treue Befolgung allein der Mensch sich, soviel nämlich von ihm abhängt, eine lange Dauer auf Erden zusichern kann, das Gesetz: sei mäßig in allen Dingen ohne Ausnahme, und hüte dich vor Uebertreibung in irgend einer Sache! Statt dessen suchte man Hilfsmittel zur Verlängerung bald in vermeinten Zauberkünsten, bald in Arzneien, die für Alles taugen sollten, bald in wunderbaren Kräften der Pflanzen, bald im sogenannten Stein der Weisen.

Es ist aber eitle Mühe, sich ein hohes Alter durch andere Mittel und Wege zusichern zu wollen, als durch genaue Beobachtung der Naturgesetze. Und selbst die strengste Befolgung von diesen gibt uns keine Zuverlässigkeit unserer Hoffnungen. Der Mensch selbst hat den wenigsten Einfluß auf die längere Fortdauer seines irdischen Daseins. Zwar kann er durch Unmäßigkeit, Leidenschaftlichkeit und vermessenes Beginnen seine Lebenskraft früher verzehren, aber übrigens mit aller Vorsichtigkeit seinen Tagen keine Spanne zusetzen. Unser Leben ist in Gottes Hand. Der Palast des Todes hat Millionen Pforten, durch welche wir eingetreten sind in seine Macht, ehe wir es wahrnehmen.

Unser Leben währet siebenzig Jahre; wenn es hoch kommt, sind es achtzig gewesen, sagt Moses. Selten sind die Menschen, welche weit über diese Zeit hinaus leben.

Wie alle Pflanzen und Thiere für ihr Dasein ein gewisses Maas von Kraft haben, so auch der Mensch. Jenes endet, sobald dieses erschöpft ist. Der hat die Hoffnung und Wahrscheinlichkeit, am längsten zu leben, der am wenigsten von seiner Lebenskraft verschwendet.

Man hat über die Lebensdauer der Menschen in verschiedenen Gegenden und Zuständen viele und sorgfältige Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt, und gefunden, daß gewöhnlich die Hälfte aller Gebornen schon vor dem zehnten Jahre stirbt; daß von der übriggebliebenen Hälfte ein Drittheil schon vor dem dreißigsten, das andere Drittheil schon vor dem fünfzigsten Jahre dahin ist, und von hundert Personen selten zehn, meistens nur sechs, das sechszigste Jahr überleben.

Aber ist denn ein hohes Alter an sich schon in der That ein so wünschenswerthes Gut, daß wir dasselbe sehnsüchtig begehren sollten? Ich glaube es kaum. Sehet doch im Allgemeinen die hochbetagten Leute, wie sie mit den Gebrechlichkeiten des Greisenthums zu kämpfen haben; wie sie oft Andern und sich selbst zur Last sind! Ihre Sinneswerkzeuge werden abgestumpft und todt für die Reize der Welt. Worin kann ihre Freude bestehen? Sie denken nur noch gern an das Vergnügen ihrer Jugendzeit. Davon reden sie gern. Unzufrieden sind sie mit der heutigen Zeit; sie meinen gern, es sei vor Zeiten Alles besser gewesen. Und doch hat sich in der Wirklichkeit wohl das Gute nicht so sehr vermindert, als die Empfänglichkeit der bejahrten Personen dafür. Sie sind düster, mürrisch, tadelnd, mit Allem verdrüßlich. Freilich gibt es auch Ausnahmen; jedoch selten. Wo finden wir häufig hochbetagte Personen, welche ihre jugendliche Wärme für alles Gute und Schöne, ihre Güte der Gesinnungen gegen das, was sie umgibt, ihre Nachsicht mit Fehlern des Zeitalters, genug, jene Liebenswürdigkeit bewahrt hätten, die an Greisen so sehr entzückt? — Die Seltenheit solcher Personen ist aber weniger ein Werk der Natur, als der Selbstvernachlässigung der Menschen. Sie strebten zwar nach einem hohen Alter, aber versäumten dabei, an ein beglücktes Alter zu denken, und solches vorzubereiten.

Und doch ist ein sehr langes Leben nur dann wünschenswürdig, wenn es zugleich ein heiteres, glückliches ist.

Die Kunst, sich ein heiteres Alter, einen Lebensabend voll stiller Glückseligkeit zu bereiten, ist weit weniger gekannt und geübt, als die Kunst, das Leben zu verlängern. Wir sehen noch der Männer und Frauen von sechszig, siebenzig und achtzig Jahren genug. Beispiele von hundert und hundertzehnjährigen Greisen sind nicht selten; nicht so gemein zwar sind in unsern Zeiten diejenigen von einem Lebensalter von hundert und zwanzig bis hundert und dreißig, aber doch kennt man dergleichen, und selbst verschiedene, die anderthalbhundert Jahre erreicht oder überlebt haben. Allein von allen diesen hatte sich wohl kaum die Hälfte eines frohen, glückseligen Greisenthums zu freuen.

Deswegen, wer da wünscht, sein Leben zu verlängern, und ein ansehnliches Alter zu erreichen, sollte zugleich seine erste Sorge sein lassen, sich ein frohes Alter vorzubereiten. Die späten Tage unsers irdischen Daseins führen ohnehin so viele Unannehmlichkeiten ihrer Natur nach mit sich; sie entfernen von so vielerlei Quellen der Freude, die uns nur in der Jugend sprudeln, daß man um so ernstlicher darauf bedacht sein muß, sich zugleich in der Höhe des Lebens die möglichste Anmuth desselben zu bewahren. Ohne dies würde die Verlängerung unsers Hierseins nur Verlängerung unserer Mühseligkeiten, Schmerzen und Plagen sein.

Wohl dem Menschen, sagt Salomon, der Weisheit findet. Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand; zu ihrer linken ist Reichthum und Ehre. Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede! Spr. Sal. 3, 13. 16. 17. Eine solche Weisheit ist aber nicht die alltägliche Lebensklugheit. Nein, sie ist die Frucht des Geistes. Sie ist das Religiöse, welches uns selbst über die Todesfurcht, wie über alle Wünsche nach langer Lebensdauer erhebt, und, zufrieden mit der Unsterblichkeit des Ueberirdischen, nur Beseligung des Daseins hier und dort fordert. Sie ist die Weisheit Jesu Christi; — sie ist das Leben

in seiner hohen, ruhigen Denkart und äussern Genügsamkeit; — sie ist das Leben in Vollstreckung der Gottesgebote auf Erden. Nur in ihr gründet sich die ganze Kunst, ein glückseliges, heiteres Lebensalter zu erreichen. Die Ausübung der Weisheit ist die Kunst.

Vielleicht hat mir Gott ein hohes Alter zum Leben bestimmt — aber meine Schuld würde es sein, wenn dasselbe voller Elend wäre. Rege, wie der Trieb zum Leben, ist auch mein Trieb zur Glückseligkeit. Ich würde jenes keineswegs wünschen, wenn ich diese nicht hoffen dürfte. Um so angelegener werde mir es, das zu betrachten, was mir im Alter Friede und Freude gewähren könnte. Man kann mit den Vorbereitungen auf das Alter nie zu früh anfangen. Der Frühling und Sommer säet aus, was der Herbst ärnten soll. Ein Versehen der Jugend bringt späte Reue des Greises. Sammle in den Tagen der Fülle, so wirst du in den Tagen des Mangels nicht entbehren.

Zur Zufriedenheit im hohen Alter muß sowohl der Zustand unsers Körpers und unserer äusserlichen Umstände, als auch der Zustand unsers Gemüths Alles beitragen.

Der Körper ist aber gleichsam die erste, feste Grundlage zum Gebäude eines dauerhaften und späten Wohlseins. Ein kränklicher Mensch kann bei dem besten Willen des Gemüths nicht in ungetrübter Heiterkeit bleiben. Die zerrütteten, geschwächten Werkzeuge der Seele beängstigen und lähmen diese in ihren Wirkungen; überwältigen den Geist, wenn auch nur vorübergehend, und vereiteln die vortrefflichsten Vorsätze.

Der wichtigsten Sorgen eine soll also für die Erhaltung einer dauerhaften Gesundheit sein. Ohne solche ist das Leben selbst in jüngern Jahren schmerzlich, und die Erreichung eines höhern Alters kaum gedenkbar und in keinem Falle wünschenswerth.

Alle Personen, welche ein hohes und angenehmes Alter erlebten, dankten es besonders der Mäßigkeit in frühern Jahren. In ihr liegt das ganze Geheimniß des Altwerdens und des sinnlichen Wohlseins.

Es lassen sich über die Grade der Mäßigkeit, die

der Mensch in Rücksicht seiner Nahrung, Bewegung und Beschäftigungsweise zu beobachten hat, keine Vorschrifeen geben, die jedem Temperament angemessen wären. Was dem Einen zu wenig ist, kann für den Andern Uebermaas sein. Niemand wähle daher das Thun und Lassen Anderer zum Maasstab seines Verhaltens in Rücksicht auf eigene Gesundheitspflege, und ahme nicht nach in dem Glauben, was dem nicht schadet, wird auch mir nicht schaden. Sondern er prüfe das eigene Maas der Kraft. Alles, was uns allzugroße Erschöpfung, Schwächung und nachherige Unlust verursachte, was uns aus dem angenehmen Zustand verdrängte, in welchem wir, weil wir vollkommen gesund waren, unsere Gesundheit selbst nicht fühlten, war unserm Wohlsein schädlich. — Wir sollen eine solche Lebensweise führen, in der wir beständig heitern Muthes bleiben konnen, insofern die Heiterkeit auch Wirkung des körperlichen Zustandes ist.

Nicht immer fühlen wir sogleich nach unsern Genüssen und Beschäftigungen die Entkräftung. Das Uebel schleicht seinen Ursachen meistens aus der Ferne nach, und wenn es erscheint, haben wir diese zum Theil schon vergessen. Auch diesen nachschleichenden Spätübeln zu entgehen, ist das unfehlbarste Mittel: einfach, mäßig und in Allem den wirklichen Bedürfnissen unserer Natur gemäß zu leben.

Daher achte aufmerksam auf diejenigen Eigenheiten deines äussern oder innern Körperbaues, welche durch ihre Schwäche dich oft warnen, oder zu Krankheiten geneigt machen. Kennst du sie, und dein inneres Gefühl, deine Erfahrung verheimlicht sie dir nicht: dann schone ihrer am meisten, und verhüte, daß sie durch Mißbrauch nicht noch mehr geschwächt werden. Vielmehr prüfe, oder erfahre durch verständige Aerzte, welche Mittel du anzuwenden habest, um allmälig den schwächern Theilen mehr Stärke zu geben, den fehlerhaften die Gefährlichkeit zu rauben, noch mehr zu verderben; halte kein Uebel, wenn es von einiger Dauer ist, darum für gering, weil es dir im gegenwärtigen Augenblick noch nicht gar lästig ist. Der erste Keim des Todes oder langwieriger Leiden ist oft eine versäumte Kleinigkeit.

Befleißige dich einer regelmäßigen, einfachen Lebensart. Sie allein trägt das Meiste zur Erhaltung der Gesundheit und eines hohen Alters bei. Völlerei im Essen und Trinken ist das sicherste Mittel der Lebensverkürzung. Es ist genug, den Magen, das wichtige Werkzeug der Verdauung, zu schwächen, um den Körper mit unreifen, schädlichen Säften zu vergiften. Trunkenbolde und Prasser, die den Gaumen mit mancherlei Speisen, fremden Gewürzen und nervenangreifenden Getränken zu kitzeln ihre größte Wollust heißen, haben noch niemals ein dauerhaft gesundes, noch minder ein langes Leben geführt. Sie sind Selbstvergifter!

Nicht Speisen und Getränke allein dienen zur Erhaltung und Stärkung unserer Kräfte, sondern auch eine abwechselnde Uebung und Anstrengung derselben. In dem jugendlichen und mannbaren Alter muß der Körper durch Arbeit, Bewegung und Anstrengungen abgehärtet, in spätern Jahren durch eine ruhige Lebensweise erhalten werden. Selten erreichen Müßiggänger, selten Personen, welche die Bequemlichkeit früh lieb gewinnen, ein hohes, noch weniger ein gesundes Alter. Aber eben so gefährlich wird auch übertriebene Arbeitsamkeit, wo allzuwenig Ruhe die verzehrten Kräfte nicht wieder zu ersetzen fähig ist. Am wohlthätigsten ist für die Nahrung der Gesundheit tägliche Bewegung in freier Luft. Unser Athem vergiftet unmerklich die Luft der Wohnungen, wo beständige Ausdünstungen ohnehin diesen feinen Nahrungsstoff des Leibes verderben. Die meisten Krankheiten entstehen durch das Einathmen schädlicher Theile, und die größte Menge von diesen ist jederzeit in Zimmern, besonders wenn man den Zutritt der äussern Luft zu sorgfältig abwehrt, oder nicht die strengste Reinlichkeit beobachtet.

Nicht bloß eine wohlgefällige Zierde ist Reinlichkeit; sie gefällt uns selbst an Thieren: sondern sie ist ein unentbehrliches Mittel zur Verlängerung unsers Daseins. Darum wurden von Moses, darum von vielen andern Gesetzgebern die häufigen Waschungen des Körpers anbefohlen. Denn wir athmen nicht die uns umgebende Luft bloß durch die Nase ein, sondern auch durch eine Menge kleiner unsichtbarer Oeffnungen unserer Haut, welche zugleich zur Aus-

dünstung und Absonderung der für unser Blut entbehrlichen oder nachtheiligen Flüssigkeiten dienen. Sauberkeit und Erfrischungen der Haut durch Waschungen und Bäder; Reinlichkeit derjenigen Kleidungsstücke, die der Haut am nächsten liegen; Entfernung alles ausdünstenden Schmutzes von unsern Wohnungen; Mäßigkeit in den Nahrungsmitteln, Einfachheit in ihrer Wahl; Abhärtung des Leibes durch Arbeit; Genuß der gesunden, freien Luft; gehöriger Wechsel zwischen ermüdender Thätigkeit und stärkender Ruhe — in keinen Dingen Uebertreibung, Mittelstraße in Allem: dies sind die sichersten Mittel, uns Gesundheit im hohen Alter zu bewahren.

Zur Gesundheit des Leibes muß die Gesundheit der Seele kommen, ein froher Muth. Und dieser wird durch Zufriedenheit mit uns und unserm Schicksale, und daß wir ein Leben ohne allzugroße Plage von Sorgen führen, am zuverlässigsten gewonnen. — Lerne in frühern Jahren durch Fleiß und Mühe Vorrath sammeln, damit du im Alter ohne Kummer wegen deiner und der Deinigen Erhaltung bleibest. Sei genügsam mit Wenigem, und du wirst auch von geringen Einkünften noch etwas auf die Tage zurücklegen können, da dir die bessern Kräfte gebrechen, etwas zu erwerben. Nahrungssorgen sind wohl die bittersten für den Greis; und das Gefühl, Andern wegen seiner Erhaltung zur Last zu fallen, stört auch den frohesten Sinn. Geringe Bedürfnisse, die wir in den Tagen der Kraft mäßig stillen lernen, bereiten ein unabhängiges Alter vor, und setzen uns in den Stand, auch dann noch Wohlthäter der Unsrigen zu werden, wenn diese vielmehr unsere Stütze sein sollten.

Es ist nicht damit gesagt, als sollten wir, um am Abend unsers Lebens reich zu heißen, in der Jugend Noth leiden und darben; aber nicht vergessen sollen wir, daß man die Freude sehr wohlfeil hat, so lange man jung ist, hingegen im Alter sie oft erst von dem erkauft, was man erspart hat; daß der Greis mehr fremder Hilfe bedarf, als der Jüngling und Mann, und im Wohlsein einen erfreulichern Rückblick auf ehemalige Entbehrungen hat, als im spätern Entbehren der Rückblick auf ehemaliges Wohlsein ist.

Fleiß und Genügsamkeit sind nicht nur die zweckmäßigsten Vorbereitungen auf ein harm- und sorgenloses Alter, sondern an sich selbst schon die Würze des Lebens in frühern Zeiträumen. Sie machen, bei der Entfernung drückender Sorgen, den Frohsinn bei uns einheimisch; und nichts wirkt auf die Erhaltung der Gesundheit wieder so kräftig zurück, als er. Frühes Sorgen und Kümmern bringt frühes Veralten und Erschöpfung der Lebenskraft.

Ist dieser Leib, den Du, Vater alles Lebens, meinem Geiste zur Wohnung gabst, nicht ein Heiligthum? Soll er nicht Dein Tempel sein? Wichtig wird mir also die Pflicht, für seine Unverletztheit zu sorgen, so wie für die äussern Mittel, die zu seiner äussern Erhaltung auch dann noch beitragen, wenn er im Laufe der Alles verwandelnden Jahre durch sich selbst hinfällig wird! Wie kann der Geist das hohe Ziel seiner Vollendung erreichen, wenn er sein Werkzeug, den Körper, durch ein der Natur desselben widersprechendes Leben verderben läßt!

Aber von ihren entzügelten Begierden dahin gerissen, sehe ich die Sterblichen um mich her wider ihr eigenes Leben verschworen; da verwandelt bald unmäßige Arbeitslust, bald Ueppigkeit, die der Ruhe geweihte Nacht in Tag; da vergeudet der Jüngling die Fülle der Gesundheit im Schoose schnöder Wollust; da vergiftet der Schlemmer sein Blut mit verkünstelten Speisen und Gewürzen; da zerstört der Säufer die Reizbarkeit und Kraft seiner Nerven durch hitzige Getränke; da mordet ein wilder Tanz lusttrunkener Jugend lachend die edelsten Blüthen; da verkränkelt in thorichter Verweichlichung ein vormals kraftvolles Leben, oder es verdirbt verwahrloset im Schlamm der Unreinlichkeit. — Welch eine Menge von Selbstmördern, die es nicht heißen, nicht sein wollen; ein langes Leben fordern, und sich, gleich Wahnsinnigen, es selber durch Unvorsichtigkeit verkürzen! — Wie wenige von ihnen erreichen ein hohes Alter, und wenn sie es erlangen, wie unfreudig wird es, wie beladen mit Schmerzen, Gebrechlichkeiten und Sorgen aller Art!

XV.

Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen.

Zweite Abtheilung.

Spr. Sal. 3, 13. 16. 17.

Nur wer schuldlos ist und gut,
Der hat Muth;
Bebt nicht gleich vor jedem Wetter,
Weiß, Gott ist zuletzt sein Retter.

Nur der Gott ergebne Sinn
Bringt Gewinn:
Es gewährt die treue Tugend
Selbst dem Greise Lust der Jugend.

Vermögen sammeln und dann seiner Gesundheit pflegen, um jenes recht lange geniessen zu können: das scheint dem Menschen, wie er gewöhnlich ist, das Allerwichtigste und Allerschwerste.

Es ist aber weder das Wichtigste noch das Schwerste. Durch Fleiß und Sparsamkeit kann man endlich seine Glücksumstände wohl verbessern; Genügsamkeit ist mit Wenigem zufrieden. Einige Aufmerksamkeit auf uns selbst bewahrt unsere Gesundheit. Und dennoch sichert uns dies Alles weder ein hohes Alter, noch Glückseligkeit in demselben zu. Denn es sind feinere Gifte vorhanden, wir empfangen sie weder durch Nahrung noch Athem, welche unmerklich und frühzeitig die Lebenskräfte der Gesundesten verzehren, daß alle Pflege vergebens ist. Auch gibt der größte Reichthum keine Bürgschaft für frohe Tage im hohen Lebensalter, wenn wir selbst in dasselbe die größten Hindernisse der Glückseligkeit hineintragen. Jene Gifte, diese Hindernisse zu vermeiden, das ist das Wichtigste, aber auch das Schwerste.

Zu jenen feinern Giften gehören aber die allzulebhaften Gefühle und Begierden, gehören alle Arten der Leidenschaft, welche unser Gemüth beherrschen, und deren Nichtbefriedigung Unruhe verursacht. Darum sagt die heilige Schrift: nur ein frohes Herz macht das Leben vergnügt; aber ein betrübter Muth vertrocknet die Gebeine. Spr. Sal. 17, 22.

Wer nach einer langen und genußvollen Lebensdauer strebt, muß sich suchen in einer anhaltenden Gleichmäßigkeit zu behaupten, und Allem sorgfältig ausweichen, was seine Empfindungen zu heftig angreift. Nichts verzehrt die Kraft des Lebens schneller, als die Heftigkeit der Gemüthsbewegungen. Wir wissen, daß Kummer und Sorge den gesundesten Körper zerstören können, daß Schrecken und Furcht, ja sogar das Uebermaas der Freude, tödtlich werden. Personen, die von Natur kaltblütig und ruhiger Denkart sind, auf die nichts einen gar zu mächtigen Eindruck macht, die sich weder sehr betrüben, noch sehr freuen mögen, haben die meisten Anlagen, lange und in ihrer Art glücklich zu leben.

Bewahre daher unter allen Umständen eine Gelassenheit des Gemüths, welche durch kein Glück und kein Unglück allzusehr erschüttert werden kann. Liebe nichts zu heftig, hasse nichts zu stark, fürchte nichts zu viel. Denn zuletzt ist doch Alles, das Güte wie das Böse, was dir widerfahren mag, weder der unmäßigen Liebe, noch des unmäßigen Hasses werth, und du hast schon bei vielen Anlässen, obgleich freilich oft zu spät erst, eingesehen, daß du auf die Dinge, welche dich so mächtig entzückten oder schmerzten, einen viel zu hohen Preis gelegt hattest.

Es ist aber freilich schwer, sich immerdar gleich zu bleiben, es möge auch geschehen, was da wolle. Wer nicht schon von Natur eine gewisse Trägheit des Gefühls, eine Kaltblütigkeit empfangen hat, die ihn gegen die Gewalt der Leidenschaften schirmt, wird Mühe haben, was ihm fehlt zu ersetzen. Allein es ist nicht unmöglich. Der Wille des Geistes vermag ausserordentlich viel über den Körper und über alle Bewegungen der Seele. Ein ent-

schlossener, beharrlicher Wille, sich durch nichts allzusehr hinreissen zu lassen, und bei allen erfreulichen oder widerlichen Vorfällen eine möglichst ruhige, gemäßigte Stimmung beizubehalten, kann endlich unser Inneres gleichsam so verwandeln, daß das, was anfangs Sache der Ueberlegung war, zur zweiten Natur wird. Und ein so reizendes Ziel, als das hohe und beglückte Alter ist, verdient allerdings doch, daß wir keine Anstrengungen scheuen, so schwierig sie uns anfangs auch vorkommen mögen.

Wir müssen in dieser Selbstbeherrschung früh beginnen. Jeder verlorene Tag macht den Kampf schwerer. In unserm häuslichen Leben, in unsern alltäglichen Geschäften ist der leichteste Anfang dieser Uebung. Man stelle sich bei Allem, was man liebt, zugleich die Möglichkeit von dessen Verluste vor, und denke dabei: Wenn es nun für dich verloren geht, wie wirst du dich benehmen, um nicht noch mehr zu verlieren, nämlich deine eigene Gemüthsruhe, deine eigene Gesundheit? Eine solche stille Vorbereitung macht uns jeden nachher erfolgenden Verlust erträglicher. Das unerwartete Unglück ist immer das größte. — Man denke sich bei jedem Anlasse zum Verdruß oder Zorn: Ist das, was dich jetzt mißmuthig machen soll, wohl so viel werth, daß du dafür auch nur einen Theil deiner Gesundheit oder den Frohsinn einer halben Stunde verschwendest? — Und selbst wenn man in den Fall gesetzt wird, Andern wegen ihrer Handlungen Unzufriedenheit oder Mißbilligung zu zeigen, hüte man sich, dies mit einem wirklich aufgebrachten, zornigen Wesen zu thun. Jedermann weiß, daß keine Strafe empfindlicher ist, als welche mit Kaltblütigkeit verhängt wird.

Es gibt Menschen, welche aus einem sonderbaren Ehrgeiz, um sich ein Ansehen zu geben, um mehr Interesse zu erregen, mit Fleiß bei jedem Anlasse auffahren und heftig werden. Was anfangs bei ihnen nur erkünstelte Stimmung war, verändert sich mit der Zeit in Gewohnheit. Sie sind die thörichtsten aller Selbstmörder; sie vergiften ihre Gesundheit und den Genuß des Lebens.

Es gibt Andere, welche sich in ihrer Gemüthsart selbst verweichlichen; ihren kleinen Launen nachhängen; gern

unglücklicher scheinen möchten, als sie sind; gern klagen, um sich beklagen zu lassen; wenn sie in übler, mürrischer Stimmung sind, Alles ergreifen, um sich geflissentlich noch mehr zu verstimmen, und Allem ausweichen, was sie erheitern und zerstreuen könnte. Diese Thoren graben eifrig ihr frühes Grab, und können sie vielleicht ihre natürliche Gesundheit nicht schnell genug schwächen, so werden sie ein verdrießliches, Bitterkeit volles Alter haben, in dem sie unaufhörlich mürrisch, Jedem überlästig sein müssen. Denn das, was sie anfangs oft nur aus Gernthuerei und Verstellung waren, oder scheinen wollten, werden sie durch lange Uebung wirklich.

Willst du in der That gern etwas anders scheinen, als du bist: so scheine frohsinniger und heiterer, als du wirklich bist. Versetze dich künstlich in eine fröhliche Stimmung; betrachte das Unangenehme von seiner allenfalls guten Seite; erwecke dir über Alles muntere Gedanken, und wo dich etwas allzusehr bewegen will, da zerstreue dich auf irgend eine zweckmäßige Weise schnell. Bringe dir jenen heitern, leichten Sinn der Kindheit bei, welcher jedem Uebel nur eine flüchtige Thräne opfert, und schnell wieder zur Freude übergeht. In wenigen Jahren wird der anfangs erkünstelte Frohsinn und Gleichmuth schon zur Gewohnheit, endlich deine Natur. Und das ist der Sieg des Geistes über die traurige Gewalt des Irdischen in dir; das der Weg zum heitern und hohen Alter! — Es liegt lediglich in des Menschen eigener Gewalt, wie vielen oder wenigen Verdruß und Kummer er leiden, wie großen oder geringen Antheil er an allfälligen Uebeln nehmen will. Wer nun am wenigsten dabei leidet, ist er nicht der Glücklichste? Hast du dich früh gewöhnt, dem Unangenehmen mit unzerstörbarer Heiterkeit zu begegnen, so wirst du einst auch die Ungemächlichkeiten des Alters hinwegscherzen.

Eben dieser Frohsinn und Gleichmuth macht dich jedoch nicht in der Einbildung glücklicher, sondern vollkommener in der Wirklichkeit. Während Andere bei nachtheiligen und schmerzlichen Vorfällen die Besonnenheit verlieren, und das Uebel durch die Art, wie sie es nehmen, ärger machen,

als es an sich ist: wirst du, viel fähiger zu ruhiger Ueberlegung, schneller die zweckmäßigsten Mittel finden und anwenden, und die Folgen eines Unglücks vermindern, das nicht wieder ungeschehen gemacht werden kann. Während Andere, reizbar, wankelmüthig, ungleich, es in ihren Umgebungen gehen lassen, wie es will, Manches sogar durch ihre Launen, durch ihre ungefesselten Leidenschaften verschlimmern, wirst du in deinen Umgebungen den Umständen und Zufällen weniger anheimstellen. Du wirst bei der Gleichmüthigkeit, die du dir erworben, die Zukunft sicherer berechnen, und in Allem, was du hast und dich umgibt, das Glück eines zufriedenen Alters vorbereiten. — Wie du deine Kinder erziehst und behandelst, welche Gesinnungen und Empfindungen du ihnen gegen dich einzuflößen verstehst, so werden sie dich in deinen späten Tagen behandeln. Je mehr Schwäche sie an dir erblicken, je mehr kleine Ungerechtigkeiten dich deine Laune gegen sie zu üben verführt, um so weniger Hochachtung und Liebe pflanzest du für dich in ihre Brust, um so weniger Zärtlichkeit, Schonung und Ehrfurcht erwarte von ihnen, wenn du hoch in Jahren bist. — Wie du deine Freunde behandelst, so wirst du sie in spätern Tagen haben, wenn dir ihr Umgang und Beistand, so wie ihre treue Zuneigung am nöthigsten und wohlthuendsten sein wird. Jetzt hast du noch die Wahl der Gesellschafter; jetzt vielleicht sucht man dich. Es kommen einst Tage, wo du sie suchen mußt, aber nicht mehr so leicht findest. — Wie du dich gegen deine Nachbarn, gegen deine Mitbürger beträgst: so wirst du sie einst gegen dich gesinnt finden, wenn du ihnen bei gesunkener Lebenskraft weniger zu leisten vermagst, als sie dir leisten können. Wünschest du dir in deinem Alter einst mehr, als bloße kalte Höflichkeit von ihnen: warum bist du jetzt, wo du vielleicht mit Rath und That, mit allerlei Gefälligkeiten, durch ein wohlwollendes, dienstfertiges Wesen, durch Herzlichkeit und Rechtlichkeit Viele dir verpflichten, Allen gegen dich Zuneigung und Hochachtung einflößen könntest, nur höflich gegen sie? Oder warum haderst du mit dem Einen um nichtswürdige Kleinigkeiten, machst dich dem Andern durch Spötteleien, dem Dritten

durch übelangebrachtes Großthun, dem Vierten durch hämische Bemerkungen, dem Fünften durch Eigensinn und Grobheit verhaßt? Es ist möglich, daß mancher Undankbare dein Gutes vergißt, besonders wenn du unterlässest, durch öftere Wiederholung des Guten, das Andenken des Vergangenen aufzufrischen: aber desto gewisser ist, daß Keiner das wirkliche oder vermeinte Unrecht vergessen wird, das ihm durch dich geschehen ist. Für das Böse aller Art haben die meisten Menschen ein eisernes Gedächtniß; gib diesem nicht viel aufzubewahren.

Pflanze also in frühern Zeiten, pflanze gegenwärtig die jungen Bäume, von welchen du wünschest, daß sie dich in späten Zeiten mit ihren Früchten laben. Auch hier bleibt das Wort Jesu bewährt: was der Mensch säet, das wird er ärnten.

Der Greis muß jedoch erwarten, daß früh oder spät viele seiner alten Bekannten und Freunde vor ihm aus der Welt gehen. Neue Geschlechter blühen um ihn auf, denen er nur halb angehört. Er muß befürchten, zwar nicht ganz verlassen, aber doch ziemlich einsam zu stehen, wenn er sich nicht auch noch den Späterkommenden liebenswürdig zu machen, und ihre Freundschaft zu gewinnen weiß. Dies kann er allein durch seine Tugenden; sie erwecken Ehrfurcht, Zutraulichkeit. Er kann es durch eine immer gleiche, heitere Stimmung; sie erweckt Bewunderung und Theilnahme; Niemand wird sein, der ihm nicht einst ähnlich zu sein wünscht. Er kann es durch Nachsicht gegen die Fehler der Jugend, die vor mürrischem Wesen flieht; durch richtige Beurtheilung der Menschen und Zeiten, durch freundliche Geselligkeit, wozu ihm viele Erfahrungen selbst den Rang über die Jugend geben. — Doch das alles genügt noch nicht zum Glück des hohen Alters. Wir müssen in demselben uns auch selbst genug sein können. Glaube nicht, wenn du großes Vermögen gesammelt hast, es werde dir ein zufriedenes Dasein, einen angenehmen, behaglichen Zustand erkaufen; nein, es bringt dir, hast du keinen andern Werth, nur lüsterne, ungeduldige Erben, die deinen Tod kaum erwarten mögen, um sich mit dem,

was du hinterlassen wirst, gütlich zu thun, oder aus Verlegenheit zu ziehen.

Sammle dir in der Zeit, da du noch die Kraft dazu hast, Schätze des Geistes, durch welche du im höhern Alter auch Andern noch nützlich und dein Leben werthvoll machen, so wie dir selbst genug sein kannst, wenn dich Altersschwäche zur Führung eines einsamern, stillen Lebens geneigt machen. Vermehre deine Kenntnisse mit unausgesetztem Fleiße, sowohl durch eigenes Nachdenken, als durch Umgang mit einsichtsvollen Personen, oder durch die Lesung belehrender, gründlicher Schriften. Ein wohlbeschäftigter Geist ist nie einsam. Ein gebildeter Kopf hat nie die Verlegenheit der Langeweile zu befürchten, und um dieser zu entrinnen, nicht nöthig, sich andern Leuten als überlästiger Gesellschafter aufzudringen. Was du jetzt einsammelst, davon wirst du in alten Tagen das Gastmahl bereiten. Schon ein unwissender Jüngling wird bemitleidet; aber bejahrte Personen, die häufig in ihren Urtheilen irre gehen, oder über nichts lehrreich sein können, sind unerträglich.

Rede nicht ein, daß dir deine Berufsarbeiten zur Einsammlung anderer Kenntnisse wenig Lust und Zeit lassen. Du hast auch deine Stunden des Nichtsthuns. Du bist auch in Gesellschaften, wo du Abende bei den geistlosesten Erholungen verlierst. Verstehst du es nicht, zur Veredelung des unsterblichen, denkenden Wesens in dir zu wuchern mit der Zeit, so hoffe schlechte Zinsen in demjenigen Lebensalter, das dir nur übrig bleibt, von ihnen zu zehren.

Ein gesunder Leib; ein mäßiges Vermögen, welches uns vor großem Mangel schützt; eine dankbare, zärtliche Jugend, die wir erziehen; Freunde, die wir uns dauerhaft gewinnen; ein immer gleicher, froher Muth; ein reines Herz; ein gebildeter Geist — das ist also, was das Lebensglück im spätesten Greisenalter verbürgt, und ohne welches ein langes Leben keineswegs ein wünschenswerthes Gut ist.

Mag es Vielen auch zuviel gefordert scheinen, alle diese Vortheile zu vereinigen: sie zu erreichen ist keine Unmöglichkeit; denn das Unmögliche liegt in keines vernünf-

tigen Wesens Willen. Jeder weiß, theils daß er einige dieser Vortheile wirklich schon besitzt, und sie nur mit Sorgfalt zu bewahren hat; theils daß er sie bei weniger Entschlossenheit und Ausdauer des Willens noch erreichen kann.

Der Mensch aber vermag Alles durch Gott. Er lebe in Gott, das heißt, in göttlichem Sinn, wie Jesus ihn offenbarte! — Religion ist die sicherste Führerin zum schönsten Ziel unserer Tage. Sie gibt uns Kraft und Muth, auch das Schwerste zu übernehmen, auch das Stärkste zu überwinden. Sie verbreitet Anmuth, Hoheit und Segen über all unser Thun. Der religiöse Greis, nicht der bloße Beter und Kirchengänger, sondern der in Gott lebende, göttlich gesinnte, göttlich liebevoll handelnde Greis, ist der glückseligste. Die Heiterkeit der Seele, welche sein ehrwürdiges Antlitz verklärt, ist nur der schöne Widerschein eines nützlich vollbrachten Lebens, und gleichsam Glanz, der ihn schon aus einer bessern Welt überstrahlt, der er sich nähert.

Sind Verlängerung des Lebens und ein fröhliches Alter dein Wunsch, so werde mächtig dazu durch die Religion Jesu, des göttlichen Weltweisen. Sie lehrt dich die Gesundheit deines Leibes hüten, denn er ist und soll bleiben ein Tempel Gottes. Sie gebietet dir, vertrauensvoll auf Gottes Segen, zu arbeiten, um nicht durch Müßiggang und Verweichlichung zu verderben. Sie lehrt dich jenes Wohlwollen gegen Jedermann empfinden und äussern, durch welches wir alle Herzen fesseln und dauerhafte Freundschaften gründen können. Sie gewährt dir einen immer gleichen Muth, denn sie erhebt dich hoch über die Schicksale und Leiden des Lebens durch den Glauben an die allliebende, weiseste Vorsehung; sie stärkt deine Seele im Unglück mit einem Trost, den kein Sterblicher dir ertheilen kann; sie macht dich in guten Tagen vorsichtig, weil sie dir den nichtigen Werth aller irdischen Glücksgaben zeigt. Durch sie erwirbst du dir ein reines Herz und jene Seelenruhe, jenen Frieden mit Gott, ohne welche keine Freude reif wird. Sie lehrt dich, die Würde deines zur Unsterblichkeit und höhern Vollkommenheit erwählten Geistes kennen, und was

du zur Entwickelung seiner wunderbaren Kräfte zu leisten schuldig bist.

Herr meiner Tage, Gott alles Lebens, ob ich meine irdische Laufbahn früher beschliessen werde, als ich vermuthe, oder ob ich eine lange Zahl von Jahren noch erreichen werde, ehe Du mich rufest, das ist nur Dir allein bekannt. Doch — welches auch das mir bestimmte Loos sein möge — mein ganzes Dasein wäre fruchtlos, das Ende desselben elend, wenn ich es ohne Dich, ohne Hoffnung Deines Wohlgefallens lebte. Nur der Gedanke an Dich, an Deine Liebe, an Deinen Willen, kann mich aufrecht halten in den Stürmen dieser Zeit; kann mich stärken, wenn ich gegen meine eigenen unlautern Begierden zu kämpfen habe, die den Geist überwältigen, das Gewissen beflecken, meine Heiterkeit stören, und die Gesundheit des Leibes selbst untergraben wollen.

O stehe mir bei mit der Macht Deines heiligen Geistes, daß ich mich nie vergesse, daß ich herrschen lerne über mich selbst und meine innerste Bewegung; daß ich keine Stunde versäumen, keine Gelegenheit entschlüpfen lasse, in der ich mich in der Mäßigung, in der Gleichmüthigkeit, in jenen wohlwollenden Gesinnungen gegen Jedermann, in dem Vertrauen auf Dich, in der Erweiterung meiner Einsichten, in Allem üben und befestigen kann, worin die wahre Weisheit, die Weisheit Jesu besteht! Wohl dem Menschen, der diese Weisheit findet. Langes Leben ist zu ihrer rechten Hand; zu ihrer linken ist Reichthum und Ehre. Ihre Wege sind liebliche Wege, und alle ihre Steige sind Friede! Amen.

XVI.

In einer Tugend alle Tugend.

2. Petr. 1, 5. 9.

Es strahlt in der Unendlichkeit
Der Welten
Nur eines Gottes Herrlichkeit.
Und alle Pracht der Sternenfluren
Und alle Wunder der Naturen
Sind Strahlen nur aus dieser Herlichkeit.

Es waltet in der Ewigkeit
Der Wesen
Nur eines Gottes Heiligkeit.
Die Tugend, die uns hier entzücket,
Und die den Seraph droben schmücket,
Sind Strahlen nur aus dieser Heiligkeit.

Wenige Personen haben wohl auf die Verbesserung ihres Gemüths auch nur die Hälfte der Zeit, der Mühe und des Nachdenkens verwendet, die sie am Putztisch zur Verschönerung ihres Körpers, oder im Arbeitszimmer zur Verbesserung ihrer Glücksumstände, oder zur Erlernung nützlicher Fertigkeiten und Kenntnisse, oder auch nur zum Genuß fröhlicher Zerstreuungen, verschwenden. Selbst diejenigen, welche keineswegs gegen ihre innere sittliche Vervollkommnerung und Geistesheiligung ganz gleichgültig sind, pflegen sich meistens nur zu begnügen, ihre häuslichen und bürgerlichen Pflichten gewissenhaft zu vollstrecken, dienstfertig gegen Freunde, wohlthätig gegen Arme, gefällig gegen Fremde zu sein, regelmäßig die Kirche zu besuchen, ihre Gebete zu verrichten, und dann im Gewirre des Alltags- und Geschäftslebens das Uebrige dem Zufall oder ihrer jedesmaligen Laune zu überlassen.

Es kann deswegen auch nicht fehlen, daß die Menschen weit schnellere Fortschritte in der Geschicklichkeit des Brod-

erwerbs, in den Künsten der Anmuth, der Höflichkeit machen, als in einer gottgefälligen Selbstheiligung des Gemüths. Sie glauben für diese genug gethan zu haben, wenn sie von sich sagen zu dürfen meinen: Ich bin wenigstens keiner der Schlechtesten! obgleich die Eigenliebe dies ihnen sehr gern zuflüstert, und ungeachtet sie das wahre Innere derjenigen Leute gar nicht kennen, die sie etwa für schlechter zu halten geneigt sein möchten.

Zwar kommen dann auch von Zeit zu Zeit wohl die Stunden der ernsten Selbstbetrachtung, wenn entweder schwere Schicksale sie heimsuchen, und sie keinen Trost mehr, als in Gott finden, oder wenn die Reue sie ergreift beim Anblicke des schwarzen Gefolges mannigfaltiger Vergehungen; oder wenn sich auf ihrem eigenen Krankenlager, oder am Sarge eines Geliebten, die Schauer der Ewigkeit verkünden. Es kommen die Stunden, in welchen man fromme Gelübde zur Besserung thut, und sogar den glücklichen Anfang macht, herrschende Fehler in sich zu bekämpfen, mit Feinden sich zu versöhnen, fremdes Gut, welches unredlicher Weise zurückbehalten wurde, wieder zu erstatten, und Liebe gegen alle Welt zu äussern. Doch die verschwundene Gefahr, die geheilte Krankheit, der Sarg des Freundes, wird allmälig vergessen, je tiefer das alles in den Hintergrund der Vergangenheit zurücktritt. Man wird ruhiger, endlich gleichgültiger, und befindet sich zuletzt wieder in der vormaligen Sorglosigkeit, in dem vormaligen Schwanken zwischen Gutem und Bösem, und meint, das lasse sich nicht ändern.

Man erfindet sich dann mancherlei Trostgründe, die als eine Art Entschuldigung unserer Schwäche gelten sollen. Wir können auf Erden keine Heiligen sein, sagt man. Freilich das Gewissen, dieser unbestechliche Richter in unserer Brust, wird damit nicht beruhigt, sondern erwiedert ernst genug: Aber hast du es schon versucht, so heilig und gut zu sein, als du es in deinen Verhältnissen wohl sein könntest? Hast du es anhaltend, Jahre lang versucht? Kannst du vor Gott Rechenschaft ablegen von den Anstrengungen, die du zu dem Ende bis heute gemacht hast? — Das natürliche Verderben des Menschen, sagt man, ist zu groß!

Aber ist Jesu Verdienst um die Menschheit nicht größer? Hast du dir dies Verdienst schon zugeeignet in der Nachfolge Jesu und hoher Tugenden? Welcher aber solches nicht hat, sagt das göttliche Wort, der ist blind, und tappet mit der Hand, und vergißt der Reinigung seiner vorigen Sünden. 2 Petr. 1, 9.

Einer der gefährlichsten und doch gemeinsten Irrthümer ist es, wenn man sich bei sich selber über die noch beibehaltenen Fehler dadurch zu trösten sucht, daß man doch auch manche löbliche Eigenschaften besitze, welche äussern allfälligen Schwachheiten wohl das Gegengewicht halten. Welcher vernünftige Mensch kann aber wohl im Ernst glauben, daß sich eine Sünde auf irgend eine Weise rechtfertigen lasse? Ist denn Sünde nicht immer ein Gebrechen der Seele, auch wenn diese übrigens noch so viel Vorzüge besäße? Wenn dein ganzer Leib bis auf ein einziges krankes und schmerzhaft angegriffenes Glied gesund wäre, würdest du dich wegen deines übrigen Wohlbefindens für ganz gesund halten? Würdest du damit den schadhaften Theil entschuldigen, und den Schmerz desselben weniger empfinden? Aber mehr noch als dies alles: welches sind denn deine löblichen Eigenschaften, welches deine Tugenden, die dir so viel Beruhigung gewähren? Du liebst Gott, aber du hassest deinen Bruder. Du bist wohlthätig, gemeinnützig, aber gönnest dir wohl auch zuweilen unerlaubte Vortheile, auf nicht ganz redliche Weise den Abgang deines Vermögens wieder zu ergänzen. Du bist in Gesellschaften liebenswürdig, gegen alle Welt dienstfertig und hilfreich; aber zu Hause lässest du deine unleidlichen Launen herrschen, und stiftest Gezänke an. Du thust im Stillen viel Gutes und ohne allen Ehrgeiz; aber im Stillen suchst du auch denjenigen herabzusetzen und verächtlich zu machen, der dir etwa zuwider ist; oder im Stillen suchst du auch deine übrigen verbotenen Neigungen schändlich genug zu befriedigen. Kannst du dich so gröblich täuschen mit der Hoffnung, daß diese deine Tugenden diesen deinen Sünden vor Gottes Gericht in der Wagschale das Gleichgewicht halten werden? Kann der Dieb, habe er auch in allem andern wirklich das beste Gemüth, durch

Hinweisung auf dieses, nur einen irdischen Richter bestechen, daß er ihn wegen des Diebstahls unbestraft entlasse?

Freue dich deiner einzelnen rühmlichen Eigenschaften und Thaten nicht, so lange dir die übrigen mangeln, denn du bist selbst in jenen nur unvollkommen. Man kann in keiner einzelnen Tugend vollkommen sein, so lange uns andere Tugenden abgehen, weil jede einzelne nur durch das Dasein aller übrigen besteht, und völlig ist. In jeder einzelnen Tugend hängen die sämmtlichen zusammen, so wie in jeglichem Theile des Leibes die Gesundheit des Ganzen gegründet ist. Untersuche dich nur selbst, und bald wirst du entdecken, wie wenig innern Werth das hat, worin du am vollkommensten zu sein glaubtest.

Du denkst vielleicht bei dir: Ich kann in vielen Stücken fehlerhaft sein, aber doch soll mir Niemand nachsagen können, daß ich nicht gegen meine lieben Kinder ein guter, zärtlicher Vater oder eine treue, sorgsame Mutter wäre, und alle Pflichten gegen sie erfüllte, selbst mit Aufopferung meiner besten Freuden und meiner eigenen Gesundheit. — Dies kann sein; aber wahrlich, bist du fehlerhaft in andern Dingen, so bist du auch mangelhaft in der Liebe und Treue gegen deine Kinder. Du fehlst gegen deine Kinder, so oft du ihnen das Beispiel der Verachtung oder des Zorns gegen deinen Ehegatten gibst; du fehlst gegen sie, so oft du deinem Hause durch mancherlei Streitigkeiten mit Nachbarn und Bekannten Haß und Unfrieden erweckst; du fehlst gegen sie, wenn du dich beim Trunk und beim Spiel vergissest, oder Untreue und Unredlichkeit in deinem Amt und Gewerbe begehst, oder dir durch einen boshaften Witz Feindschaften stiftest, oder mit Uebermuth oder mit Kriecherei, oder mit Wankelsinn in deinen Grundsätzen, oder auf andere Weise deinen Namen entehrst, den du, als das beste Vermächtniß, deinen Kindern hinterlassen sollst. Du liebst sie, aber trägst nichts weniger als dazu bei, daß auch nach deinem Tode noch der Gedanke der Menschen an dich ihnen zum Segen werde. — Ist das eine wahrhafte Liebe der Kinder? — O täusche dich nicht länger; du bist noch weit von der Tugend entfernt, in welcher du am vollkommensten zu sein glaubst. Du hast nur das Gefühl, die angeborne Zuneigung, aber

nicht die Tugend selbst. Jene stammt von der sinnlichen Natur, und jedes Thier kennt die Neigung zu seinen Jungen; diese aber, nämlich die Tugend, stammt aus dem Geiste. Sie ist höchst mangelhaft, weil du in andern Stücken dir Fehler gestattest. Denn in einer Tugend hangen alle zusammen; gebrichts an einigen, so sind auch die übrigen nur verstümmelt vorhanden. Es ist genug, uns von dieser Wahrheit zu überzeugen, daß wir nur auf die Stärke und Beschaffenheit derjenigen verdienstlichen Handlungen und Gemüthseigenschaften recht scharf das beobachtende Auge wenden, welche an uns die löblichsten zu sein scheinen. Du hassest die Lüge, du ehrst die Wahrheit über Alles — es ist rühmlich! Aber wenn du um die Hochachtung einer dir theuern Person wirbst, und du deinen Ehrgeiz mit Demuth vermäntelst, dein aufbrausendes Wesen hinter einer sanften Stimme verbirgst, bisher gewohnte schlechte Gesellschaften verlässest, ohne doch die Sehnsucht darnach zu verlieren; wenn du, um zu gefallen, dich bemühst, besser zu erscheinen, als du in der That noch bist: darfst du sagen, daß dir die Lüge ein Abscheu sei? — Man hält dich allgemein für sehr weichmüthig, für sehr menschenfreundlich. Du glaubst es selber, daß du es seiest. Du könntest unmöglich Jemanden vorsetzlich Unrecht thun, noch weniger ihn in ein Unglück oder auch nur in eine Verlegenheit stürzen. Es ist sehr rühmlich von dir. Doch wenn du nebenbei über irgend eine Lieblingsneigung, über das Wohlgefallen an der Jagd, über die Unterhaltung am Spieltisch, über den Besuch von Bällen und andern Lustbarkeiten, einen kostbaren Theil der Lebenszeit verschwendest, wo du, o Menschenfreund, deinen Mitmenschen etwas Nützlicheres leisten könntest; oder wenn du darüber die Pflichten gegen dein Amt, Gewerb und Haus mehr oder weniger versäumst, daß damit auch andere Personen zu kurz kommen; wenn du, o Menschenfreund, in kleinen Summen, die am Ende des Jahrs bedeutend sind, ein Beträchtliches für überflüssige Dinge, für Hunde, Pferde, Modewaaren, Leckerbissen oder andere entbehrliche Ergötzungsarten hingibst, während noch mancher Haushaltung in deiner Stadt, in deinem Dorfe zu helfen wäre, der es nicht an Fleiß

und Willen, nur an einigen Vorschüssen fehlt, um sich wieder aus dem Mangel heraufzuarbeiten: bist du da in der That ein Menschenfreund? — — Nein, nein, es ist keine Tugend völlig, sie blühe denn innig und festverbunden im Kranze aller übrigen!

Dieser Blick in mein Inneres ist sehr trostlos. Doch will ich ihn nicht zurückziehen, denn er ist belehrend. Es ist gut, daß der Mensch seine eigene Natur wohl kennen lerne, damit er desto leichter die Hilfsmittel auffinden möge, seinen Zustand zu verbessern. Es hat bisher bei mir nicht an Willen gemangelt, mich mit jeder Tugend zu schmücken, die mich vor Gott und Menschen wohlgefällig mache, und mir achtungsvolle Zufriedenheit gegen mich selbst einflößen kann. Ich habe mehr als einmal versucht, anhaltend aufmerksam auf mich zu sein, um meine Fehler zu vermeiden; allein dann wurden oft der Zerstreuungen zuviel, in denen unmöglich die strengste Selbstbeobachtung so statt finden konnte, wie in der Stille der einfachen häuslichen Beschäftigungen. Ich habe mehr als einmal versucht, in allen Tugenden mich zu üben; aber dann wurden der Pflichten oft so unübersehbar viele, daß ich selbst verzweifelte, in allen gleich groß zu sein. Zuweilen glaubte ich mich durch fleißiges Gebet im Guten stärken zu können; doch mit der Andacht verschwand nur allzugewöhnlich im Gedränge der Umstände der fromme Vorsatz. — Zuweilen suchte ich mich durch Anhörung guter erbaulicher Predigten, oder durch Lesung frommer Schriften, für die Tugenden des wahren Christen zu begeistern; ich empfand die lebhaftesten Rührungen; mein ganzes Gemüth ward bewegt; die Thräne in meinem Auge bezeugte, wie innig mein Wunsch zum Bessern sei. Dann aber, wenn die Flamme des Gefühls verraucht war (und kein Sterblicher ist doch seiner Natur nach fähig, beständig den gleichen Grad der Empfindung zu behalten!), verlor sich auch der erste Eifer. Ich ward wieder beinahe wie vorher. — Zuweilen suchte ich mich durch Einprägung der einfachsten Vernunftwahrheiten und Grundsätze zu bekräftigen. Denn ich hoffte, daß ich derselben immer eingedenk sein könne, indem gründliche Ueberzeugungen wohl bleibender seien, als bloße Aufwallungen

des Gemüths. Dann aber, in Augenblicken, da ich unerwartet der Raub von mancherlei Gefühlen ward, verdunkelte die Heftigkeit derselben alle Früchte der Ueberlegung, so wie ein Berauschter die heiligsten Grundsätze vergißt, welche er nüchtern gefaßt hatte.

Aber wenn es wahr ist, daß eine Sünde die Mutter der andern ist: sollte nicht auch eine Tugend die Mutter der andern werden können? Wenn es wahr ist (und wie könnte ich einen Augenblick länger daran zweifeln?), daß in einer Tugend alle Tugenden zusammenhängen, daß keine einzelne für sich selber ist: sollte ich nicht dahin gelangen, daß ich durch rechte Ausübung einer einzigen Tugend zugleich in den Besitz aller andern träte? Dann würde mich nicht die Menge der verschiedenen Pflichten verwirren, weil ich in vollkommener Vollziehung einer einzigen alle vollstreckte; dann würde meine Tugend minder abhängig von vorübergehenden Gefühlen sein, oder meine Ueberzeugung nicht so schnell von irgend einer widrigen Gemüthsbewegung verdunkelt werden können, weil ich nur Eins und immer nur das Einzige vor Augen hätte, in welchem sich Ueberzeugung und Gefühl jederzeit vereinigen. Ich würde mir zu dieser einzigen oder Muttertugend eine solche erwählen, zu welcher ich ohnehin schon von Natur die meiste Kraft und Neigung in mir trüge.

Allerdings ist dem so. Das Wort Gottes stimmt mit diesen Hoffnungen überein; es lehrt, daß in einer Tugend alle andern eingeschlossen liegen; daß, wer die eine vollkommen ausübt, zugleich die sämmtlichen vollstreckt. So empfahl Jesus Christus die Liebe. Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten als dich selbst. Darin ist die Summe aller göttlichen Gebote. So empfahl Petrus, der Jünger Jesu, den Glauben an Jesum. So wendet allen euern Fleiß daran, sprach er, und reichet dar in euerm Glauben Tugend, und in der Tugend Bescheidenheit, und in der Bescheidenheit Mäßigkeit, und in der Mäßigkeit Geduld, und in der Geduld Gottseligkeit, und in der Gottseligkeit brüderliche Liebe, und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe. Denn wo solches reichlich bei euch ist, wird es euch

nicht faul noch unfruchtbar werden lassen in der Erkenntniß unsers Herrn Jesu Christi. 2 Petr. 1, 5—8.

Welches aber ist nun diejenige Tugend, durch deren vollständige Ausübung ich vermogend sein würde, mein ganzes Inneres zu heiligen.

Wähle dir zur Mutter aller deiner übrigen Tugenden diejenige, welche dir die leichteste ist. Keine aber wird dir leichter werden, als zu welcher du ohnehin schon durch deine Lage, durch dein Temperament am geneigtesten bist. — So wie kein Fehler schwerer zu bekämpfen ist, als derjenige, welcher mit unserm Temperament zusammenhängt: so ist auch keine Tugend stärker und unerschütterlicher, denn diejenige, welche gleichsam aus unserm ganzen Wesen und Sein von selbst hervorgeht.

Freilich haben sogenannte Temperamentstugenden kein großes Verdienst; sie sind nicht mit jenen zu vergleichen an innerm Werth, die nur mit schwerer Selbstüberwindung geübt werden. Es ist kein großes Verdienst, wenn der schon von Natur Sanftmüthige den Frieden liebt, seinen Feinden verzeiht; es ist kein großes Verdienst, wenn eine Mutter, die von Natur schon ihren Kindern hold ist, für dieselben sorgt und arbeitet. Doch was ihnen an höherm Werth vielleicht gebricht, gewinnen sie an Achtung durch ihre natürliche Stärke und Dauer. Vermöge dieser eignen sie sich ganz vorzüglich, gleichsam eine feste Grundlage des ganzen Tugendgebäudes in unserm Innern zu werden, und die Quelle unserer Heiligung zu sein. Zwar jede andere höhere Tugend würde die gleichen Wirkungen hervorbringen können; aber kostet uns ihre Ausübung große Mühe, laufen wir Gefahr, sie oft wankend zu sehen: so ist es um so gefährlichrr, sie zum Grundstein und Stützpunkt unserer gesammten Vollkommenheit zu machen.

So erforsche und prüfe dich denn, welches ist diejenige von deinen guten Eigenschaften, in welcher du dich am stärksten und bleibendsten fühlst? Ist es der Glaube an Jesum, ist es die Liebe zu Gott und Menschen, oder ist es die Demuth oder die Ehrfurcht für Wahrheit, — welche Tugend es auch sei, aus der erhabensten werden sich auch die allerkleinsten entwickeln, aus der kleinsten werden endlich

die allerhöchsten hervorblühen, wenn du nur die eine in allen Zeiten und in allen Beziehungen völlig ausübst.

Jedoch hüte dich, eine Tugend oder gute Eigenschaft zum Schutzgeist deines Herzens zu machen, welche dich nur von schlechten Handlungen abhält, ohne zu den guten anzuspornen. Es muß keine unfruchtbare, sondern eine thätige Tugend sein. Eine unfruchtbare Tugend ist keine, es ist kein Verdienst, nicht zu lügen, nicht zu stehlen, nicht zu beleidigen, nicht zu morden; aber es ist ein Verdienst, es ist ehrwürdig, zu segnen, die uns fluchen; wohlzuthun denen, die uns beleidigten. So bezeichnet Jesus die wahre Tugend, die vor Gott gilt!

Was ist nun in dir, das dich unter den verschiedensten Umständen und zu aller Zeit am lebhaftesten zum Guten ermuntert und begeistert? — Dies wähle! dies wird dein Wegweiser zur Vollendung, zur Nachfolge Jesu, zur Stiftung deines unzerstörbaren Seelenfriedens. Es wird, wenn du dich nur sorgfältig prüfst, gewiß ein solches Etwas in dir vorhanden sein. Ganz abgestorben zum Guten kannst du nicht sein.

Fühlst du noch eine innige, zärtliche, dankbare Liebe zu deinen Aeltern: o so werde diese Liebe dein Engel; so löse dich ganz in dieser Liebe auf; so thue nichts ohne Rücksicht auf diese theuern Personen. Denke dir dieselben bei jeder deiner Handlungen gegenwärtig; mache sie in Gedanken zu Richtern deiner Gesinnungen; stelle dir vor, auch wenn sie abwesend sind, sie wären gegenwärtig und Zuhörer deiner Worte. Sind sie verstorben, um so feierlicher wird dir der Gedanke an sie sein. Und weißt du, ob sie nicht Zeugen deines Lebens sind? Wer kennt die Geheimnisse des Geisterreichs und die Macht der Verklärten? Liebe und Dankbarkeit zu diesen Aeltern leite deine Schritte, und liebst du sie wahrhaft, so wirst du dir keinen unreinen Gedanken erlauben, den du dich schämen würdest vor ihnen auszusprechen; so wirst du keine edle That versäumen, durch welche du ihr Andenken ehren könntest; so wird dir keine Anstrengung, kein Opfer, keine Selbstbezähmung zu schwer fallen, um ihrer würdig zu sein. Eben zum Allerschwersten wirst du am allerentschlossensten gehen, weil du dadurch

deine Liebe, deine Dankbarkeit, auch ohne daß sie es sehen und wissen, am lebendigsten aussprichst. Diese Liebe wird deine innere Sonne sein, die dich zu Allem, was löblich ist, erwärmt; von der alle einzelnen Tugenden, die du übst, nur eben so viele Ausstrahlungen sind, die deinen Geist verklären. Je zärtlicher, wahrer, vollkommener deine Liebe, je strahlenreicher wird sie in allen deinen Gesinnungen, Wünschen, Worten und Thaten sich darstellen. Deine Tugenden werden dich mit Jesu, dein Glaube an Jesum wird dich mit Gott vereinigen. Du erblickest dann in dem Beseliger der Welt nur dein eigenes herrliches Vorbild; der seinen Vater im Himmel über Alles liebte; der aus Liebe zu Gott auch das Drückendste mit Heldenmuth trug, in den Stunden der Versuchung hochsinnig überwand, und jede Pflicht, auch die schwerste, auch den Tod am Kreuze, zum Glück der Menschheit freudig übernahm.

Immer und immer kehre ich zu Dir zurück, Jesus Christus, du Hochvollendeter! Aber auch in Dir nur finde ich vereint, was mir als Muster in meinem Wandel, als Licht in meinen Finsternissen dient; nur in Deinem Leben und Beispiel finde ich wieder Muth und Kraft zum Streben, ein besserer Mensch zu werden. Durch Dich erkenne ich, daß Tugend und Sünde nicht beisammen wohnen können; daß ich mich nicht begnügen darf mit einzelnen lobenswerthen Empfindungen, einzelnen nützlichen Handlungen; daß der nicht dein Nachfolger ist, welcher nicht nach wahrer Vollkommenheit und Heiligkeit des Gemüths trachtet. Es ist nur ein Gott und auch nur eine Tugend. Wer eine Tugend hat, hat alle.

O diese stille, ernste Selbstbetrachtung soll für mich nicht vergebens gethan sein. Ich will sie in einsamen Augenblicken fortsetzen, und in meinem Gemüthe den tiefen, festen Grund suchen, auf welchen meine Tugend sich erheben könne. Geist der Gnaden, Geist Gottes, heilige mich! Amen.

XVII.

Vom Betragen gegen dienende Hausgenossen.

Kolosser 4, 1.

Sichern will ich meine Rechte,
Aber sanft und mit Geduld;
Wir sind alle Deine Knechte,
Gott, und groß ist Deine Huld!
Du vergibst so viele Schulden,
Sollt' ich denn kein Unrecht dulden?
Nicht gelind sein, mich nicht freu'n,
Wie mein Vater zu verzeih'n?

Ungerecht will ich nie handeln,
Immer billig. Will auch gern
Schonen, dulden, und doch wandeln
Froh die Wege meines Herrn.
Er, der Richter aller Welten,
Wird mich schonen, und vergelten,
Wenn er mich vollendet hat,
Was ich meinen Brüdern that.

Häusliches Glück ist das beste Glück! — Mag es in der äussern Welt stürmen; wenn nur in dem engern, freundlichern Kreise, zu dem wir gehören, Frieden herrscht; da ist unsere sicherste Zuflucht. Mag uns Neid und Mißgunst anderswo verfolgen, wenn man uns nur nicht verkennt in unserm eigenen Hause. Hier entschädigt uns Lieben und Zutrauen für Alles. Mögen wir auch immerhin Verzicht thun müssen auf allerlei Ergötzungen und glänzende Vergnügungen draussen. Eine glückliche Haushaltung ist wie ein kleiner Zaubergarten, worin es nie an Blumen fehlt, und das Gemeinste oft die lieblichsten Früchte trägt. Dies stille Glück des Hauslebens hängt aber zum Theil auch ja oft nur zu sehr vom Werthe derjenigen Personen ab, die wir als Gehilfen und Diener in die Gesellschaft der Unserigen aufnehmen müssen. Mögen wir sie gleich auch nur als

Arbeiter ansehen, die wir in unserm Solde haben; die wir nicht in den engern, heiligern Kreis unserer Vertrauten und Lieben einschliessen: so verursacht doch schon das nahe und beständige Beisammenleben mit ihnen unvermuthet einen engern Verband. Es entstehen gegenseitig in tausend kleinen Verhältnissen und Anlässen zuviel Berührungspunkte, als daß wir die Aufgenommenen lange als Fremde betrachten könnten. Sie sehen in das Innerste unserer Umstände, unsers Umgangs, unserer Lebensart hinein; sie erblicken uns in allen jenen trauten Gewohnheiten, in jenem zwanglosen Sein, das wir nicht einem fremden Auge zum Schauspiel geben möchten, und worin wir uns gern kleine bequemliche Nachlässigkeiten gestatten wollen. Die Personen also, welche wir berechtigen, Zeugen davon zu sein, scheinen dadurch mehr oder weniger in Vertrautheit mit uns gesetzt zu werden. Um so schlimmer, wenn sie dieses Verhältnisses nicht würdig sind; wenn sie durch böse Gemüthsart oder durch Unvollkommenheiten anderer Art die Zufriedenheit des häuslichen Lebens verderben.

Wirklich ist das Klagen über schlechtes Gesinde etwas sehr Gewöhnliches. Gibt man aber auf den Grund der gegen die dienenden Hausgenossen geführten Beschwerden wohl Acht, so wird man bemerken, daß der Verdruß über sie nie so sehr wegen allfälliger Ungeschicklichkeit, als wegen der in ihnen vorherrschenden Gemüthsfehler entsteht. Man verzeiht jene oft gern, wenn diese dafür durch Tugenden ersetzt werden, die Zutrauen und Liebe einflößen.

Dienstleute sind, weil sie solche sind, aus der Zahl des ärmern Volks. Sie müssen, um sich auf anständige oder bequeme Weise zu ernähren, einen Theil ihrer persönlichen Freiheit für eine Zeit lang verkaufen. Sie bringen die dem ärmern Volk eigenthümlichen Fehler, in geringerer oder größerer Menge, mit sich in den Kreis ihrer Herrschaften; aber auch vielerlei gute Eigenschaften, die dem Wohlhabendern oft mangeln.

Doch im Umgang mit reichern Personen, deren Wohlstand und Ansehen den Dürftigern leicht das höchste Gut der Erdenwelt scheinen mag, legen sie gewöhnlich die rohen Eigenschaften ihrer Herkunft ab, oder mildern dieselben,

indem sie den Ton und die Denkart ihrer Herrschaften nachahmen, welchen sie ähnlich sein möchten. Daraus entsteht bei den Dienstleuten jene Mischung von Großheit und Niedrigkeit, von Bildung und Rohheit, welche diesem Stande ganz besonders eigen zu sein pflegt. Sie werden Nachäffer ihrer Gebieter und Gebieterinnen; man erkennt an jenen, wie diese gewöhnlich sind. Auf dem Lande findet man das Gesinde gemeiniglich grob, unreinlich, Trägheit liebend; in bürgerlichen Haushaltungen klatschhaft, genäschig, widersprecherisch, launisch; in den Häusern der höhern Stände grob gegen Geringere, kriechend gegen Vornehmere, prahlerisch, verschmitzt, gewandt, religionsspötterisch und betrügerisch.

Schon daraus läßt sich abnehmen, daß die dienende Klasse des Volks gewöhnlich nur ist, was die Herrschaften aus ihr machen; daß Untugenden der Befehlenden durch Nachahmungssucht zu Untugenden der Gehorchenden werden; daß folglich die Herrschaft sehr gut sein muß, wenn sie sich des Glücks theilhaftig machen will, gute Dienstboten zu haben.

Das Hausgesinde ist ein zu wichtiger Bestandtheil der Familie, als daß nicht jeder Hausvater, jede Hausmutter es für einen wahren Segen halten sollte, von rechtschaffenen, zuverlässigen, treuen Personen bedient zu werden. Denn an ihrem Fleiße, an ihrer Rechtlichkeit, an ihrer freundlichen Fürsorge und Vorsicht ist manches Ersparniß und oft die ganze Aufrechthaltung des Vermögens geknüpft. Von ihrer Verschwiegenheit und Gutmüthigkeit hangen nicht selten häusliche Geheimnisse ab, die man ihnen nie ganz verbergen, und doch auch nicht ohne Schaden allen Fremden wissen lassen kann. Ihre Sittenreinheit oder Lasterhaftigkeit übt den wesentlichsten Eindruck auf die Erziehung unserer Kinder, von denen wir sie niemals ganz zu trennen vermögend sind. Ihr Beistand, ihre Pflege in unsern Krankheiten, ihre Anhänglichkeit bei Unglücksfällen des Hauses ist unschätzbar; oft das größte Glück der Herrschaften. Wissen wir nicht, daß schon Personen, wenn sie von allen Freunden verlassen waren, noch Trost und Rettung durch ihre treuen Diener empfingen?

Wer hoffnungsvolle Kinder haben will, muß sie erst dazu erziehen; wer Freunde haben will, muß sie erst gewinnen; wer gutartige, anhängliche Dienerschaft verlangt, die das Wohl und Heil der Familie als ihr eigenes lieben soll, muß sie durch sein weises Betragen bilden und an sich fesseln. — Es ist nicht so oft die Schuld des Gesindes, wenn es nichts taugt, als die Schuld der Herrschaft, wenn sie Leute, die gewöhnlich so viel und so wenig Fehler haben, wie wir Alle, nicht tauglich zu machen weiß. Man kann mit einiger Zuverlässigkeit darauf zählen, daß in einer Haushaltung, welche das Gesinde oft abändert, entweder der Hausvater untauglich ist, oder die Hausmutter gute, friedliche Ordnung zu handhaben und das Wohlsein aller Untergebenen zu bereiten unfähig ist.

Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten; sagt die heilige Schrift, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habet. Kol. 4, 1. In diesen wenigen Worten liegt die ganze Kunst eingeschlossen, ein gutes, treues, anhängliches Gesinde zu erhalten. Behandelt euere dienenden Hausgenossen als Menschen, die euch zwar ihre Dienste um Lohn und Brod verkauft haben auf gewisse Zeit, übrigens aber, als Menschen, euch gleich sind; die gute und üble Eigenschaften besitzen, wie ihr, und mit Recht fordern, daß ihr sie als Menschen behandelt, nicht als willenlose Werkzeuge, nicht als duldsame Thiere, an denen ihr ohne Umstände euern jedesmaligen Launen freies Spiel lassen könnet. Fordert nicht, daß sie vollkommener sein sollen, als ihr selbst seid. Denket euch in ihre Lage lebhaft hinüber, und was ihr an ihrer Stelle selbst leisten würdet; oder wie euch zu Muthe wäre, wenn euch euere Herrschaft behandelte, wie ihr die, welche euch dienen. Vergeßt nicht, daß ihr einen Herrn im Himmel habet! Wie betraget ihr euch gegen ihn, mit welcher Nachsicht verfährt er gegen euch! So seid denn gegen die Eurigen, wie Gott gegen euch: langmüthig, mit Liebe warnend, mit Liebestrafend, mit Liebe noch öfter lohnend.

Gleich bei der ersten Aufnahme eines Gesindes in unsern häuslichen Kreis wird gewöhnlich der Fehler begangen, daß man zwar erklärt, welche Dienste man fordert, und

was man dagegen zu zahlen gedenkt; daß man aber gar nicht in Erwägung zieht, wie diese Personen in noch ganz andere Berührungen mit uns kommen oder mit den Unsrigen; in Berührungen, die gar nicht zu den Geschäften gehören, für die sie besoldet werden; — daß man ihnen nicht gleich anfangs deutlich und fest erklärt, wie man wünscht, daß sie gegen Herrschaft, Kinder und übrige Hausgenossen sein sollen, und wie man dagegen in Rücksicht ihrer sein wolle. — Eine solche gegenseitige Ertlärung setzt das ganze künftige Verhältniß fest; läßt die in unser Haus genommene Person ihre künftige Lage übersehen und wahrnehmen, ob sie zu derselben tauge, und gibt auch der Herrschaft jene würdige Stellung, ohne welche auf die Dauer keine Ordnung statt finden kann.

Dies ist aber die würdigste Stellung der Herrschaft gegen dienende Hausgenossen, daß sie dieselben vom ersten Augenblick an nicht als willenlose Unterthänige, oder als verkaufte Fremdlinge gebieterisch behandle, — denn welche ihr als beständige Fremde ansehet, sehen euch auch nur wie Fremde an, lieben euch nie! — daß sie dieselben nicht wie arme Miethlinge von oben herab behandle, oder ihnen Mißtrauen zeige, — euer Stolz empört ihren Trotz, euer Mißtrauen tödtet ihr Vertrauen zu euch! — sondern daß sie dieselben wie Pflegekinder betrachte, welche sie zu sich aufnimmt, und deren Glück sie machen mochte. Es soll der Hausvater und die Hausmutter also gegen die dienende Person wie ein Vater, wie eine Mutter auftreten, väterlich mild, väterlich nachsichtig, aber auch väterlich ernst, ohne Schwächen zu zeigen, die verächtlich oder verhaßt machen. Die gleiche Sanftmuth, mit welcher Aeltern die Achtung und Anhänglichkeit der Kinder gewinnen, erwirbt Herrschaften die Ehrfurcht und treue Anhänglichkeit der Dienstboten. Zeiget ihnen, daß es euch angelegen sei, sie bei euch froh und zufrieden zu wissen; erfüllet ihnen zuweilen gern billige Bitten; kommet ihnen zuweilen sogar in einem ihrer Wünsche zuvor, gewährt ihnen die Aussicht, daß sie bei euch, so lange sie wollen, das gleiche Glück genießen können: und ihr habt ihre Treue gefesselt.

Es gehört zu dieser väterlichen oder mütterlichen Be-

handlung der Untergebenen keineswegs, daß man ihnen sogleich ein unbedingtes Zutrauen schenke; sie müsse es erst erwerben lernen; noch weniger, daß man sich gegen sie Vertraulichkeiten erlaube, oder ihnen solche gegen ihre Gebieter gestatte; denn sie würden leicht davon Mißbrauch machen, und sich mit denen, welchen sie dienen sollen, auf gleichen Fuß stellen. Leider ist dies ein Hauptfehler unkluger Herrschaften, daß sie selten den rechten Ton anzunehmen und die würdige Mittelstraße zu halten wissen; einmal zu vertraulich und einlässig mit dem Gesinde sind, ein andermal, um ihr Ansehen zu behaupten, wieder zu herrisch und auffahrend werden; einmal allzunachgiebig, und das anderemal, oft um Nichtswürdigkeiten, zu streng und polternd sind; weniger es in Beurtheilung geschehener Arbeiten auf die eigentliche Wichtigkeit von diesen, als auf ihre eigene gute oder üble Laune ankommen lassen. Der, welcher euch seine Dienste vermiethet, hat sich nicht euern fröhlichen und finstern Grillen verkauft. Niemand ist unerträglicher, als ein kleiner Tirann, der für sein Geld, welches er gibt, sich Alles erlauben möchte.

Machet euch mit denen, die in euerm Dienste leben, nie gemein und vertraut, sonst werden sie euere Herren. Aber hingegen ihr Vertrauen suchet zu erwerben, um ihnen Rathgeber und im Nothfall Beschützer zu sein. Dies ist euerer Stellung angemessen, als Pflegeältern der Untergebenen, deren Glück ihr unter euere Obhut nehmet. Die Beweise der Zuversicht, welche sie euch geben, sind Beweise der Hochachtung und dankbaren Zuneigung, die ihr ihnen einflößtet. Hingegen sind allzugroße Offenherzigkeiten von euerer Seite gegen sie Beweise großer Schwäche, in der ihr bekennet, daß ihr von denen geleitet und berathen sein möchtet, die ihr eigentlich leiten und berathen solltet.

Jede Schwäche, welche Väter und Mütter ihren Kindern zeigen, verringern nothwendig die Ehrfurcht derselben; doch kann die angestammte Liebe der Kinder daneben noch immer bestehen. Schwächen aber und Blößen, welche eine Herrschaft dem aufmerksamen Blick des Gesindes wahrnehmen läßt, tilgt die Ehrfurcht aus, während es keine

Kindesliebe empfindet. Wer stellt seine Fehler gern der Welt zur Schau aus? Es ist immer schlimm, die Verschwiegenheit eines Menschen durch Freundschaft und Nachgiebigkeit erkaufen müssen. Den theuersten Preis zahlt aber die Herrschaft dem Gesinde, wenn sie dessen Rache oder Geschwätzigkeit befürchten muß. Oft bleibt dem, welcher den Dienstboten zum Mitwisser seiner Fehler macht, keine andere Wahl übrig, als Abhängigkeit von den Launen des Miethlings, oder Offenbarung seiner Schande.

Willst du Nachsicht gegen deine allfällige Schwäche erwecken, die du nie ganz verbergen, oder nicht so schnell überwinden kannst, so übe schonende Nachsicht auch gegen Uebereilung und unvorsetzliche Fehler deines Gesindes. Mußt du aber zur Erhaltung der Ordnung strafen, so geschehe es mit wahrhaft väterlichem und mütterlichem Geiste, ohne Heftigkeit, ohne Grobheit, ohne Gepolter. Ein solches kann wohl beleidigen aber nicht bessern. Du willst dich ja nicht durch das Strafen rächen, sondern den Fehlenden von künftigen Verirrungen ähnlicher Art zurückführen. Du berechtigst durch Grobheiten deinen Diener zur Erwiederung von Grobheiten; denn weil du dich solchen Tones gegen ihn nicht schämest, hält er leicht dafür, du seiest keiner edlern Sprache des Unwillens gewohnt. Ueberhaupt haben wir schon gefehlt, sobald wir gegen Untergebene wirklichen Aerger und Verdruß blicken lassen. Denn dadurch erheben wir sie höher, als sie sein sollen, weil man nur gegen Seinesgleichen zu zürnen pflegt. Ein vernünftiger Vater kann keinen wahren Zorn gegen ein schwaches, unwissendes Kind fühlen, wenn es sich vergeht. Sind Dienstboten noch dazu ohne ein zarteres Gefühl, ohne wirkliche Neigungen für uns, so wird ihnen unser Aerger sogar Vergnügen machen können, indem nicht sie, sondern wir selbst, den größten Nachtheil haben. Je besonnener, kaltblütiger wir ihnen ihre Fehler nachweisen, und sie davon abmahnen, je mehr fühlen sie unsere Hoheit und Ueberlegenheit; sie können nicht mit Zorn, sondern nur mit Hochachtung uns anhören und antworten. Je ruhiger unser strafender Ernst ist, um so richtiger ist unser Ausdruck über die Art ihres Vergehens: wir übertreiben und ver-

größern dasselbe nicht, wie gewöhnlich bei leidenschaftlicher Hitze geschieht. Der ertheilte Verweis wird dadurch um so treffender und niederbeugender, weil er nur Wahrheit enthält.

Nicht über jedes kleine Versehen predige und schmäle. Entweder gewöhnen sich deine Untergebenen an den Ton, und dann fruchtest du mit demselben zuletzt nichts; oder deine unaufhörliche Unzufriedenheit und die Ueberzeugung, daß sie dir selten oder nie etwas recht machen können, erbittert sie gegen dich; dann vergrößerst du das Uebel, statt es zu vermindern. Schweige lieber schonend zu kleinen Vergehungen, wenn sie dieselben selbst einsehen; oder deute sie ihnen mit freundlichem Ernst an, wenn sie den Fehler nicht erkannt hätten. — Am allermeisten aber hüte dich, wenn du einmal das Tadelnswürdige getadelt hast, davon wieder bei andern Gelegenheiten zu reden. Das Geschehene muß vergessen werden. Wer uns einen Fehler nach Tagen und Wochen noch immer vorhält und immer nachträgt, hat entweder ein schadenfrohes Herz, oder viel Unversöhnlichkeit. Wer könnte solchen lieb gewinnen?

Weit mehr, als durch Strafen, kannst du durch Aufmunterungen, durch kleine Belohnungen und Freuden den Diensteifer und die Anhänglichkeit deiner Untergebenen erwecken. Haß zeugt Haß. Gib den ausbedungenen Lohn gern, ohne Knauserei. Ein treuer Arbeiter ist seines Lohnes werth, sagt die Schrift. Doch damit zahlst du nur deine Schuld ab; der Arbeiter ist dir zu keinem Dank dafür verpflichtet, denn er leistete dir die verheißenen Dienste, so weit er fähig dazu war. Aber erzeige dich gütig gegen ihn über deine Schuld hinaus; ein belobendes Wort aus deinem Munde erfreut ihn mehr, als dein Geld; ein Geschenk, so gering es auch sei, eine Freude, die du ihm machst, verbürgen ihm deine Zufriedenheit, deine Gunst. Dadurch machst du ihn zu deinem Schuldner. Das war nicht zum Lohne einbedungen. Er kann nur mit verdoppeltem Pflichteifer, mit vermehrter Aufmerksamkeit, mit noch gewissenhafterer Treue vergelten. Ein Geringes, welches wir zur Erfreuung unserer dienenden Hausgenossen hinopfern, kann selbst in wirth-

schaftlicher Rücksicht uns hundertfältige Zinsen tragen. Denn ein Anderes ist es von Miethlingen, ein Anderes von dankbaren Hausfreunden umgeben und besorgt zu sein. In deiner Gewalt aber steht es, jene in diese zu verwandeln, wenn ihr Herz nicht ganz verdorben ist.

Um dieses Herz zu retten, um es für Treue und Redlichkeit zu bewahren, reichen aber weder liebreiches und kluges Betragen, noch Geschenke allein hin; wir müssen unserm Gesinde das Beispiel ächter Religiosität geben, und bei ihm für Unterhaltung religiöser Gesinnungen sorgen. Auch der redlichste Mensch hat seine Stunden des Leichtsinns; auch dem Beschränktesten begegnen Gelegenheiten der Versuchung. Da, wo er allein stehet und dein Auge ihn nicht beobachtet, da wo alle seine Neigung für dich viel zu schwach ist gegen die Macht einer in ihm erwachten sträflichen Begierde, wird die Erinnerung an den allgegenwärtigen Gott ihn noch zu seiner Pflicht zurückführen, wenn er schon anfing, sich von ihr zu entfernen. Religiosität wird sein Betragen gegen dich adeln. Du hast keinen besoldeten Dienstboten mehr, nein, du hast einen Bruder, eine Schwester gewonnen, wenn dein Untergebener in der Stille seine Hände zu Gott emporfaltet, und auch für dich betet! — Dies ist der höchste Triumph eines weisen Betragens der Herrschaft gegen dienende Hausgenossen. Du erhältst diesen Triumph, wenn du selbst und mit Ehrfurcht von göttlichen Dingen zu den Deinigen redest; wenn du selbst und mit Ehrfurcht im Kreise der Deinigen zu Gott betest; wenn du selbst und mit Andacht in Gesellschaft der Deinigen den Tempel des Herrn besuchest, um Lehren und Ermunterungen zur Frömmigkeit zu empfangen; wenn in deinen Worten, Werken und Geberden, ohne Ziererei, der Geist einer Alles mit Würde und Liebe umfassenden Jesusreligion sich verkündet. Was du selbst bist, dazu hast du das Recht empfangen, deine Untergebenen zu ermahnen. Sie werden unvermerkt, gleichsam unwillkührlich, deinem Beispiel folgen; denn das, was Vorgesetzte sind, wirkt mit unwiderstehlicher Macht auf diejenigen zurück, welche da sind zum Gehorsam.

Vergib ihnen lieber eine Ungeschicklichkeit, als die kleinste Unwahrhaftigkeit; siehe ihnen lieber eine Beschädigung deines kostbarsten Hausgeräthes, als eine Klatscherei über das Thun und Lassen deiner Nachbarn, als ein Wiedersagen boshaften Geschwätzes und liebloser Urtheile nach; halte ihnen lieber die Versäumung einer nöthigen Arbeit, als die Unterlassung einer Pflicht der Menschenfreundlichkeit zu gut, die sie hätten gegen Andere üben können.

Mache dein Haus zu einem Gottestempel; sei mehr durch That als durch Worte ein Priester des Höchsten, und Friede und Glückseligkeit wird, als Segen des Himmels, zu deiner Wohnung eingehen.

XVIII.

Der letzte Wille.

2 Korinth. 9, 6. 7.

O wie lohnt's mit Gottesfreuden,
Der Verlaßnen Helfer sein,
Selbst wenn wir vom Leben scheiden,
Noch ihr Leben zu erfreu'n!
Drüben wird's den Geist noch laben,
Brüder hier erquickt zu haben.

Eile, deine Schuld zu zahlen,
Mensch, dein Herz gebeut es laut!
Was hast du von Grabesmalen
Die die Eitelkeit dir baut?
Schöner sei, als Marmorsteine,
Dank dir, den die Armuth weine!

Die Tage, in welchen wir das Abnehmen unserer Gesundheit, oder schon die wirkliche Krankheit fühlen, welche dem irdischen Dasein vielleicht ein Ende zu machen bestimmt ist; desgleichen die Tage höhern Alters, in denen wir, auch bei allem äusserlichen und scheinbaren Wohl-

befinden, auf keine große Reihe von Jahren mehr Rechnung machen dürfen, sind Mahnungen der Vorsehung an unser Gemüth, sich auf Grab und Ewigkeit, auf Verantwortung und Gericht gefaßt zu machen. Kein Sterblicher thut diesen Schritt mit Leichtsinn, so lange er zum Ueberlegen Kraft hat, und nicht von Verzweifelung betäubt oder von körperlichen Leiden zu sehr überwältigt und zerstreut ist.

Dann richtet sich das Auge des Geistes hin auf das, was kommen soll, und eben dieser Blick auf die verhängnißvolle Zukunft nöthigt ihn wieder auf das durchlebte Vergangene zu sehen. Er möchte aus diesem wenigstens errathen, welches Loos seiner Seele dort bevorsteht. Der seiner Scheidestunde nahe Mensch kann sich nicht verhehlen, daß sein Geist, so erhaben oder so niedrig derselbe hier im Leben war, es auch dort sein müsse; daß er hier nothwendig das Loos seiner Ewigkeit schon gezogen habe. Die Religion und ihre Offenbarung sagt es; und wenn er wirklich aus irrigen Vorstellungen oder aus Vornehmthuerei wenig von Religion und Offenbarung wußte oder wissen wollte, so sagte es ihm seine eigene Vernunft. — Ist aber die Ewigkeit nothwendig Richterin und Vergelterin dessen, was wir auf Erde waren und thaten, so wird die Frage bedeutend: Was hat sie zu vergelten an uns? Denn was der Mensch säet, das wird er ärnten, spricht Christus Jesus.

Unser Zweck auf Erden sollte sein eine fortwährende Veredelung und Erhöhung des unsterblichen Geistes, und dieses Gottähnlicherwerden sollte sich offenbaren in Beglückung der Menschen. — Wie viele haben wir durch Rath und That, durch eigene Arbeit und eigene Aufopferung, durch Sanftmuth, Versöhnlichkeit, Liebe und gemeinnützigen Sinn beglückt? — Und wenn uns auch auf Erden vieles Gute, das wir stiften wollten, nicht allezeit gelang, haben wir den redlichen, reinen Willen wirklich dazu gehabt? Haben wir alle Schritte dazu gethan, die wir hätten thun müssen, wenn es uns ganz Ernst gewesen wäre?

Doch Reue ist dann wohl vergebens: Das Vergangene kehrt nicht wieder um. Es bleibt uns für die noch ver-

handenen Augenblicke unsers Daseins nichts mehr übrig, als zu überlegen: Was kann noch jetzt von uns Gutes gethan werden? Wie können wir unser Leben wenigstens auf die würdigste Weise beschliessen? — Wie können wir in dem kurzen übrigen Zeitraum noch so handeln, daß zwischen dieser und jener Welt für uns ein vortheilhafter Zusammenhang entstehe?

Zu großen, verwickelten Unternehmungen, zur Erfüllung vielleicht manches alten, nützlichen Wunsches, bleiben weder Kräfte noch Zeit genug übrig. Die warnende Stimme ruft: Bestelle dein Haus! Es ist dem Kranken noch vergönnt, ehe es zu spät ist, seinen letzten Willen zu äussern, wodurch er über das verfügt, was er als Eigenthum besaß, und wie es damit nach seinem Absterben gehalten werden solle.

Der letzte Wille! — schon das bloße Wort erinnert an die Wichtigkeit der Sache. Soll auch das Letzte etwas sein, was an Alltäglichkeit oder wohl gar an Leidenschaftlichkeit dem ähnlich ist, was wir sonst wohl immer thaten? Wollen wir nicht noch unsern letzten Willen zum wohlthätigsten und schönsten Willen machen? — Wir nehmen nichts mit aus der Welt. Nackt, wie wir eintraten, treten wir wieder aus dem Leben. Wir haben über unser Gut zu verfügen; — was wir sonst nicht immer mit Weisheit, Demuth und Menschenliebe gebraucht, sondern mehr für unsere eigene Bequemlichkeit und Eitelkeit angewandt haben: sollten wir in unserm letzten Willen nicht endlich einmal damit edelherzig verfahren?

Wohlthätigkeit muß auch den letzten Willen des Christen bezeichnen. Er gibt ja nur hinweg, was er selbst nicht behalten darf. So streue er den Segen aus über eine Welt, die er verlassen muß; er streue ihn mit Freudigkeit und dem Willen aus, andere Menschen wahrhaft mit dem zu beglücken, was ihm selbst nicht mehr nach dem Tode nützen kann. Wer da kärglich säet, sagt die heilige Schrift, der wird auch kärglich ärnten; und wer da säet in Segen, der wird auch ärnten in Segen. Ein jeglicher nach seiner Willkühr; nicht mit

Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. 2 Kor. 9, 6. 7.

Es war eine edle Sitte unserer Vorfahren, daß sie gern in ihren Vermächtnissen für Kirchen, Schulen, Armenanstalten und andere milde Stiftungen, sobald sie es irgend vermochten, beträchtliche Summen aussetzten. Gar viele dieser Stiftungen bestehen noch heutiges Tages segensvoll fort, und sind eine fortdauernde Wohlthat für Unzählige, die nach und nach daran Theil nehmen. Die Edeln der Vorwelt haben noch nicht aufgehört unter uns zu leben; ihre Hand wirkt noch immer gemeinnützig auf unsere Zeiten fort.

Aber wie selten sind heutiges Tages Vermächtnisse und Stiftungen solcher Art! Es fehlt wohl nicht an Geld; denn zum Besuch der Schauspiele, Bälle und anderer Belustigungsörter, zu großen Schmausereien, oder Anschaffung zierlicher Geräthe, Wohnungen, kostbarer Kleider, ist überall Vorrath. Es herrscht heute noch so viel und vielleicht mehr Reichthum, als ehemals. Es fehlt auch wohl nicht an Gelegenheiten, zu milden Stiftungen. Denn sind gleich fast überall die Kirchen vom Staate oder durch frühere Vermächtnisse zu ihrem Zwecke hinlänglich versorgt; sind die Armen- und Krankenhäuser gleich meistens reichlich genug ausgestattet: o, wieviel bleibt selbst an solchen Orten zu thun übrig, wo alle solche Anstalten im vortrefflichsten Stande sind! — Nein, es fehlt nicht an Mitteln, nicht an Gelegenheiten zum Guten, sondern am hochherzigen, christlichschönen Willen dazu.

Allerdings muß unser letzter Wille zuerst auf diejenigen Bedacht nehmen, welche uns durch die Bande des Bluts am nächsten stehen. Es ist Pflicht, unsere Gatten und Kinder, unsere leiblichen Brüder und Schwestern zu versorgen, daß sie nicht Noth leiden. Gott verknüpfte uns unmittelbar mit ihnen. Wir dürfen in Rücksicht ihrer keine leidenschaftlichen Parteilichkeiten ausüben; wir müssen die am liebsten bedenken, welche des Beistandes und der Unterstützung zu ihrem Fortkommen am meisten bedürfen. Es wäre Ungerechtigkeit, ihnen das Nöthigste zu entziehen, um es Fremden hinzugeben. Doch haben wir die Ueber-

zeugung, daß sie hinlänglich versorgt sind; daß sie wohl, ohne deswegen sehr zu leiden, einen größern oder geringern Theil unserer Hinterlassenschaft entbehren können; daß sie ihn wohl mehr zum eigenen Wohlleben, als zur wohlthuenden Hilfe Anderer anwenden dürften: dann ist es unsere Sache, Besseres zu verfügen, und mit unserm Vermögen diejenigen zu beglücken, welche dessen am meisten bedürftig sein können.

Es kommt, wie bei allen unsern Handlungen, auch hier weniger darauf an, ob wir zu wohlthätigen Zwecken große oder kleine Summen auszusetzen haben. Nicht was und wieviel der Mensch gibt, sondern wie und in welcher Absicht er seine Gabe bringt, macht den größern oder geringern Werth derselben aus. Wer reich ist, gebe als ein Reicher; wessen Kräfte schwächer sind, leiste nach seinen Kräften. Wie theuer und werth wurde im Evangelium nicht das Scherflein der Wittwe geachtet! Wer da säet im Segen, mit der Absicht, noch in seinem letzten Willen einen gottgefälligen Willen zu zeigen, der wird auch ärnten im Segen.

Noch weniger muß uns bei Errichtung eines Vermächtnisses zum Besten hilfsbedürftiger Personen oder gemeinnütziger Anstalten die Bedenklichkeit an Ausübung der gottgefälligen That hindern: ob das, was wir aus unserer Hinterlassenschaft dazu verwenden wollen, auch nach unserm Tode wirklich seinen wahren Zweck erreichen werde; ob es nicht über kurz oder lang anders benutzt wird, als wir es wünschen; ob nicht vielleicht wohl gar ein Mißbrauch getrieben werden könne. — Du, mein Christ, bist Gott keine Rechenschaft über den Erfolg deiner Thaten, sondern über die rechtschaffenen Zwecke und Wünsche schuldig, die du damit verknüpft hast. Denn der Wunsch und die Absicht allein gehört dir; der Erfolg steht in Gottes Willen. Und wenn du dich auch durch dergleichen Bedenklichkeiten an der Ausführung eines guten Werks hindern lassen wolltest: wärest du dann gesicherter, daß die, welchen dein hinterlassenes Vermögen nach Landesrechten zufällt, davon bessern Gebrauch machen, als du im Willen hast? — werden sie die Hilfsbedürftigen reichlicher bedenken, als

du, der nach dem Tode nichts mehr vonnöthen hat, während die Lebenden auch an sich und die Ihrigen sorgsam denken wollen?

Doch ist gewiß, daß auch bei Verfügungen über unsere Hinterlassenschaft kluge Erwägung der Umstände statt finden müsse. Geben, und in guter Absicht geben, ist an sich eine leichte Sache, besonders wenn man das weggibt, was wir ohnehin nicht länger behalten können. Aber mit Weisheit geben, ist schwieriger. Darum sollen wir die Verfügung über unser Vermögen zur rechten Zeit treffen, da wir noch bei vollen Kräften des Geistes und bei hinlänglicher Kenntniß dessen sind, was uns zu einer segensvollen Bestimmung von einem Theil unsers Vermögens lenken soll. Es ist wohlgethan, schon in gesunden Tagen daran zu denken, und die Arbeit gethan zu haben, ehe uns ein plötzlicher Tod oder eine Krankheit mit ihren Beschwerlichkeiten hindert. Die Vorausbeschliessung des letzten Willens beschleunigt keineswegs das Lebensende; warum also sie vermeiden? Was wir auf den Fall unsers Todes anordnen, raubt uns, so lange wir leben, nicht die Fähigkeit, etwas Anderes anzuordnen, wenn wir es uns oder Andern nöthig finden. Warum also eine nützliche Handlung von Tag zu Tag verschieben, da Niemand weiß, wie lange er zu leben hat, und welche uns ganz unschädlich ist, so lange wir noch leben? Mancher Sterbende bereute wohl schon seine Saumseligkeit zu spät, und hätte noch verfügen mögen, da seine Hand zu schwach, seine Zunge zu gelähmt war, den letzten Wunsch auszudrücken!

Es muß bei Entscheidung über Vertheilung unsers Vermögens uns kein aberglaubiges Vorurtheil oder ein irriges Frommthun leiten, indem wir zum Beispiel wähnen, was wir einem Kloster, oder einer Kirche, oder einem Armenhause, oder einer andern Gottesanstalt widmen, sei Gott unmittelbar dargereicht. Wir müssen nicht glauben, daß gewisse dafür erkaufte und gleichsam bezahlte Gebete uns einen höhern Grad von Seligkeit in jenem Leben erwerben können. Jesus Christus versicherte dies niemals; er forderte auch

niemals dazu auf, wohl aber, daß wir dem helfen sollen, der am meisten der Hilfe von Andern benöthigt ist. Was ihr, sprach er, einem von den geringsten von euern Brüdern thut, das habt ihr mir gethan.

Der Reiche und in einem gewissen Wohlstand Befindliche soll also, wenn er mit seinem Vermögen auch nach dem Tode wohlthätig werden will, zunächst für die Aermern im Volk sorgen, die sich sonst keiner kräftigen Unterstützung erfreuen können. Für Bettler, die meistens ohne Scham Andern zur Last fallen, ist schon aller Orten gesorgt. Gebt ihnen, so viel ihr wollt, sie werden ihre Armuth als einen Beruf ansehen, und ihre zerrissenen Kleider als ein Werkzeug, womit sie sich Lebensunterhalt verdienen. Aber verhütet, daß Familien rechtschaffener Personen, die in ihren Glücksumständen zurückgekommen sind, nicht wirkliche Bettler werden, und endlich alle Scham verläugnen müssen. Wendet einem braven Hausvater, dem es Mühe kostet die Seinigen zu ernähren, eine Summe zu, durch die er in Stand gesetzt wird, seine Schulden zu tilgen, oder sein Gewerb zu erweitern. Helfet Andern zu Arbeitsstoff und dem nöthigen Werkgeräth. Bringet verlassenen Söhnen und Töchtern eine Hilfe, daß sie irgend etwas Nützliches erlernen, womit sie ihren Unterhalt verdienen können. O wie viele Gelegenheiten habet ihr, durch einen grösern oder geringern Theil eures Vermögens lange nach euerm Tode noch beglückte Menschen zu machen! Vergesset nicht, daß ihr einen ansehnlichen Theil eures Wohlstandes doch auch der ärmern Volksklasse verdanket. Durch sie empfinget ihr die euch nützlichsten Arbeiten aller Art; von ihr bezoget ihr, o ihr Reichen, den Zins euerer Kapitalien; durch ihre Steuern und Abgaben, die sie, oft mit Seufzen, dem Staat entrichten mußten, genosset ihr, o ihr Beamten, zum Theil die Besoldungen, von denen ihr bequem gelebt habet. Euer Vermächtniß an die Armen ist gewissermaßen nur Rückgabe von dem, was aus ihrer Hand an euch gekommen ist.

Inzwischen wird darum nicht gesagt, daß nicht Vermächtnisse zu milden Stiftungen oft noch weit zweckmäßiger sind, als Gaben an einzelne Haushaltungen. Jede gemein-

nützige Anstalt ist eine öffentliche Sorgfalt für Hilfsbedürftige, und wir können über die zweckmäßige Anwendung unserer Gaben weit ruhiger sein, da solche die Pflicht der Vorsteher der Anstalten ist, welche von höhern Orten her bewacht werden. Das unvermuthete, reichliche Vermächtniß an eine arme Haushaltung, deren Denkart wir nicht ganz genau kennen, kann zuweilen, wider unsere beste Absicht, mehr Uebels als Gutes stiften, und zu leichtsinnigen, übereilten Dingen verführen. Es fehlt leider daran nicht an Erfahrung. Hingegen ist das, was wir zur Verbesserung einer wohlthätigen Armen- und Kranken-, Erziehungs- oder Lehranstalt aussetzen, oder zur Unterstützung einer Versorgungsanstalt für betagte Personen, die nicht mehr arbeiten können, oder für Taubstumme und Blindgeborne ohne Vermögen, immerdar und auf bleibende Weise gut angelegt. Wir können mit der Ueberzeugung aus der Welt gehen, daß unser Vermächtniß auf jeden Fall den von uns beabsichtigten Zweck nicht gänzlich verfehlen könne, und manchen Leidenden zu statten kommen werde.

Doch denen, welche durch Gottes Gnade eines ansehnlichen Vermögens theilhaftig geworden sind, fehlt es weniger an Gelegenheiten, davon auch nach dem Tode Andere zu beglücken, als an dem erforderlichen tugendhaften Sinn dafür, und an dem lebendigen Gefühl ihrer Christenpflicht. — Mit Gebeten, Fürbitten, Seelenmessen, glauben sie es abthun zu können; oder vielleicht, wenn sie etwa hoffen, das Grab begrabe Alles — Alles! — Aberglaube und Unglaube, so weit auch diese Geisteskrankheiten in ihren Aeusserungen von einander abweichen, führen immer zu einerlei Ziel. Es gibt vielerlei Krankheiten, vielerlei Irrthümer, doch nur eine Gesundheit, nur einerlei Wahrheit.

Wer da säet im Segen, der wird ärnten im Segen, Der Christ kann seine Laufbahn nicht edler schliessen! als daß er seinen letzten Willen durch eine schöne That adelt, die vor Gott gilt. Hast du bisher mehr für deinen Eigennutz und dein Vergnügen gelebt, so fange am Ende deines Lebens auch an, für das Glück Anderer zu athmen.

Das Gute geschieht niemals zu spät; das Schlechte aber immer zu früh!

Laß andere über ihre Gräber Denkmäler von Erz und Marmor mit Goldschrift bauen! Die Thoren, sie lebten für den Staub; laß ihnen den traurigen Triumph der Eitelkeit — den Staub! Wer sieht nach wenigen Jahren noch auf das übertünchte Grab, unter welchem Moder und Unflath ruht? Es wird verstäuben. Stifte du dir lieber ein Denkmal, o Geist des Christen, im Gebiete der Geister, im Gemüth der Dankbarkeit, in dem Beifall deines himmlischen Vaters. Ende auf Erden mit einer That, würdig frommer Geister, und beginne drüben mit dem Glück derselben.

Wohlthätigkeit nach dem Tode ist eine Verklärung unsers Namens bei der spätern Welt, ein Segen für unsere Kinder und Kindeskinder. Was auch diesen noch begegnen mag, wenn wir längst nicht mehr sind, die Erinnerung künftiger Geschlechter an das Gute, welches wir noch mit dem letzten Hauche gestiftet haben, wird ihnen zur Empfehlung, zum Schutz dienen, und ihnen unerwartete Freundschaften unter den Rechtschaffenen erwerben. Wer da säet im Segen, ärntet im Segen.

Allein nicht bloß aus dieser Rücksicht entschliesse dich, etwas zu thun, wodurch du nach deinem Tode wohlthätig fortwirkst. — Zwar ist sie der zärtlichen Liebe für deine Hinterlassenen anständig, und darum, obwohl sie nicht aus reinster Christentugend stammt, verzeihlich; doch lebst und handelst du in höherm Sinn; im Geiste Jesu, wenn du, unbekümmert um alles Irdische, das Göttliche und Gute nur um Gottes und des Guten willen allein thust. Du denkst vielleicht bei dir, das ist doch zuviel von mir begehrt! — O was du jetzt nicht ganz verstehen kannst, nicht ganz verstehen willst, deine Todesstunde wird dir es offenbaren. Dann kommt ein Augenblick, wo du mit Gott und Ewigkeit ernster, als mit deinen liebsten Hinterlassenen, beschäftig seint wirst; dann ein Augenblick, wo du himmlische Beruhigung in dem Gedanken finden wirst: wenn ich nun vor Gott stehe, o die dankbaren

Gebete, o die segnenden Freudenthränen durch mich noch nach meinem Tode beglückter Menschen werden mich dort begleiten! Auch darin ist Segen, und überschwenglich viel in dem, daß viele Gott danken für diesen unsern treuen Dienst. 2. Kor. 9, 12.

Wer da säet im Segen, der wird ärnten im Segen, hier und dort! Auch dort, in den heiligen Gefilden, dort, für die ich hienieden lebe und sterbe, für die mein Jesus mich im Heiligthum seiner Offenbarung und Lehre vorbereitet hat; denen ich geweiht war von Dir, mein Gott, mein Herr, mein Schöpfer, ehe ich war.

Aber was habe ich hienieden schon ausgesäet, daß ich mich droben in schönern Welten, bei Gott und allen Vollendeten, der Aernte freuen könnte? Wo sind denn die durch mich beglückten Familien? Wo denn die Augen, deren Thränen ich trocknete? Wo die frommen, ohne alle Eitelkeit, ohne allen Eigennutz von Keinem gesehenen Thaten?

Allwissender Gott, ich verhülle mein Antlitz vor Dir! Ich bin nicht Deiner Treue würdig und Deiner Gnade!

Aber diese Stunde der Andacht bleibe mir gesegnet und theuer. Ihr Andenken soll einst meiner Todesstunde begegnen! Ich will im Stillen Himmelssaaten ausstreuen, bis ich nicht mehr kann — Liebe, Versöhnung, Erbarmen, Hilfe! Und einst mein letzter Athemzug, mein letzter Wille, wirke noch segensvoll über mein Grab, auf die nach mir Lebenden fort! Amen.

XIX.

Die Verirrungen guter Menschen in Beurtheilung des Lebens.

Johannis 16, 1—4.

Fordre nicht, um deinen Wunsch zu stillen,
Eine bess're Welt;
Sie ist besser, denn wofür dein Eigenwillen
Sie oft hält.

Du denkst edel — bist du sonder Mängel?
Schlägt dein Herz stets rein?
Fordre denn auch nicht, daß Andre hier schon Engel
Der Vollendung sei'n.

Jeder wandre still in dem Geleise
Eigener Natur;
Suche still und duldend nur in seinem Kreise
Gottes Spur!

In dem Gemüth aller Sterblichen ist ein Bild dessen, was gut, vollkommen und heilig ist. Dieses Urbild der Vollendung wird der Maasstab, nach welchem wir die Höhe oder Niedrigkeit unserer eigenen Handlungen richten. Wir erkennen durch Vergleichung unsers Lebens und wirklichen Seins mit dem, was wir sein sollten, wie weit wir noch vom hohen Ziel der Vollkommenheit entfernt stehen. Daraus entsteht in allen vortrefflichen Gemüthern das heiße Streben, immer das Beste zu begehren, und nach dem Vollendetsten in seiner Art zu ringen. Daher entsteht, daß jeder Mensch sich für die Thätigkeit seiner Kräfte, selbst für sein bürgerliches und häusliches Leben, immer ein noch höheres Ziel erwählt. Ohne jenes in uns wohnende Urbild des Vollkommenen würden wir beinahe ohne alle Wünsche nach einem bessern Zustande sein.

Gott selbst gab uns dasselbe. Es sollte unsere Leuchte sein in der Finsterniß. Er gab es, daß Jeder wisse, wohin er solle; was er leisten müsse. Er gab es Jedem zur richtigern Beurtheilung seiner eigenen innern Welt, nicht, um darnach die äussere Welt zu richten. Denn die Mannigfaltigkeit von den Erscheinungen in dieser letztern kann uns oft verwirren. Was ich selbst bin, und wie ich selbst sein soll, das weiß ich bei einiger Selbstbeobachtung sehr leicht. Aber was andere Menschen wirklich sind, und wie die Welt wohl sein sollte, dies ist nicht so leicht zu entscheiden. Dazu gehört eine ausgebreitete Erfahrung des Lebens und seiner Verhältnisse; eine Weltkenntniß, die nur in einer längern Reihe von Jahren erworben werden kann; ein geübter Blick, der nach mancher wahrgenommenen Täuschung den Schein endlich vom Wesentlichen zu unterscheiden fähig ist. Junge, unbescheidene Leute, welche sich Urtheile über die Welt, bei aller ihrer Unkunde des menschlichen Herzens, erlauben, pflegen daher übereilt und vorschnell abzusprechen. Erfahrnere, einsichtsvollere Personen urtheilen mit größerer Umsicht, und eben darum bedächtiger.

Die Anwendung der Urbilder des Vollkommenen und Guten auf das wirkliche Leben ist manchem Mißbrauch unterworfen. Dieser Mißbrauch kann besonders auf doppelte Art geschehen, entweder indem man seine eigenen Vorstellungen von menschlicher Seelengüte und Vollkommenheit, oder menschlicher Verworfenheit mit der Wirklichkeit verwechselt; oder man ohne Berücksichtigung der verschiedenen Anlagen und Denkarten der Sterblichen, ohne ihre mannigfaltigen Verhältnisse, Gemüthsstimmungen und Ansichten in Anschlag zu bringen, sich versetzt, vermittelst ihrer ein uns vorschwebendes Bild der Vollkommenheit in dem wirklichen Leben zur That zu machen, und auszuführen.

Dieser Mißbrauch von den in uns wohnenden Urbildern des Vollkommenen ist ein Fehler, der gewöhnlich bei den edelgesinntesten, gutmüthigsten, oft bei den geistvollsten Personen am häufigsten wahrgenommen wird, die mit der Erkenntniß dessen, was sein sollte, eine lebendige

Einbildungskraft, einen starken Willen vereinigen. Solche Gemüthseigenschaften sind besonders der Jugend eigen. Daher auch nichts gemeiner, als daß junge Leute sich beständig selbst täuschen in ihren Urtheilen über die Welt; keine ruhige Mittelstraße zu halten wissen; immer von einem Aussenende zum entgegengesetzten übertaumeln; den, der ihnen gefällt, für einen Engel, den, der ihnen mißfällt, für einen Teufel halten; in Allem sogleich das Herrlichste oder das Gemeinste finden, die gesammte Menschheit verbessern und beglücken möchten; von allen Leuten fordern, daß sie mit gleichem Feuereifer sich ihrer Sache annehmen, und zuletzt Alles verdammen, was nicht mit ihnen übereinstimmend wünscht und wirkt. Sie leben nur unter ihren erhabenen Vorstellungen, unter ihren Urbildern des Schönen und Guten; unbekannt mit der Wirklichkeit, verachten sie Alles, was ihnen nicht entspricht, oder sie vergöttern mit schwärmerischer Liebe, was denselben ähnlich zu sein scheint. Solche fehlerhafte Stimmung bleibt aber oft bis ins spätere Alter herrschend, wenn besonders bei Personen die Einbildungskraft ein unmäßiges Uebergewicht gegen den prüfenden Verstand gewonnen hat, wo sie dann zwar immer im Geiste ihr Ziel sehen, aber unfähig bleiben, die dazu tauglichsten Mittel und Wege in der wirklichen Welt zu würdigen.

Schwebte jemals einem Sterblichen das Urbild des Vollkommensten vor, hat jemals ein Sterblicher den kühnsten Entwurf zur Beförderung des allgemeinen Wohls gefaßt, und zur Verbesserung der Welt den ungeheuren Plan mit tiefster Liebe gefühlt, mit dem stärksten Willen ausgeführt: so war es Christus Jesus. Wer kam ihm je gleich? Aber bei seinem göttlich großen Ziel, und seinem göttlich großen Eifer, der ihn noch in der Sterbestunde am Kreuze nicht verließ, nahm er immerdar die Welt, wie sie wirklich war, um sie in das zu verwandeln, was sie nach seiner hohen Vorstellung sein sollte; er erwartete nie mehr von den Leuten, als sie sein konnten.

Er begann sein hohes Unternehmen erst in demjenigen Alter, welches auf der Grenzscheide zwischen Jugend und Mannheit die warme Begeisterung und Innigkeit von jener,

mit Erfahrung, Bedachtsamkeit und ausdauernder Kraft von dieser verbindet. Er stellte sich die Menschen nicht vortrefflicher, nicht schlechter vor, als sie waren. Er empfahl zur Sanftmuth der Tauben die Klugheit der Schlangen, zur Unschuld des Gemüths die Vorsichtigkeit gegen Andere. Er zeigte seinen Jüngern, was sie von den Menschen zu erwarten hätten; denn auch sie erwarteten vielleicht noch zuviel, und hielten dafür, Jeder denke wie sie, und sei für das Heiligste entflammt wie sie. Darum sprach er: Solches habe ich zu euch geredet, daß ihr euch nicht ärgert. Es kommt die Zeit, daß, wer euch tödtet, meinen wird, er thue Gott einen Dienst daran. Aber solches habe ich zu euch geredet, auf daß, wenn die Zeit kommen wird, ihr daran gedenket, daß ich es euch gesagt habe. Joh. 16, 2. 4. So warnte Jesus, der tiefe Menschenkenner, seine allzugutmüthigen, allzueifrigen, von der Güte ihrer Sache allzuvollen Jünger. Was die Welt sein sollte, um vollkommener und glückseliger zu sein, davon gaber ihnen ein hohes Urbild, dem Jeder nachzustreben hätte. Was aber die Welt wäre, davon theilte er ihnen seine Erfahrungen mit, und dazu munterte er sie auf, Erfahrungen zu machen, auf daß sie sich mit ihren Wünschen immerdar inner den Grenzen der Wirklichkeit hielten.

Die Warnung an seine Jünger, nicht das Unerreichbare zu hoffen, nicht ihre Vorstellungen von der Welt mit der Wirklichkeit zu verwechseln, und so in Gefühlen und täuschenden Träumen zu leben, die dem, was ausser ihnen sei, nicht entsprechen, ist zugleich Warnung für mich und Jeden, der in einen ähnlichen Fehler seiner Vorstellungsart verfallen könnte. Die Warnung ist in unsern Tagen um so wichtiger, da die Jugend eines Theils sorgfältiger als jemals erzogen, nur mit Beispielen des Edelsten aller Zeiten umringt, und nur für Alles, was groß und gut ist, begeistert wird, wo sie dann leicht beim Eintritt in die Welt, mit Schwärmerei an hohen Vorbildern hangend, die überspanntesten Forderungen im Leben macht, und nur erst mit bittern Erfahrungen zur Erkenntniß ihrer Selbsttäuschungen gelangt;

andern Theils aber zu nachläſſig erzogen wird, mehr lieſet als lebt; die Welt nur aus Büchern, das menſchliche Herz nur aus Romanen und Schauſpielen kennen lernt, deren Verfaſſer, oft ſelbſt noch jung und ohne Erfahrung, ihre Einbildungen von der Welt für Kenntniß der Welt, und Schattenſpiele ihrer Phantaſie für Abſchattungen der Wirklichkeit geben.

Das Streben, die Urbilder des Vollkommenen auſſer uns in dem wirklichen Leben zu finden, und das, was in uns iſt, auf die Auſſenwelt zu übertragen, iſt ein Fehler. Und als ſolcher wird er die Quelle mannigfaltiger Uebel für uns und Andere.

Es verleitet uns die falſche Einbildung, welche wir uns von den Menſchen machen, zu einer falſchen Behandlung derſelben. Wer alle entweder für vollkommene Weſen oder für Teufel hält, wird in ſeiner Verehrung, wie in ſeinem Widerwillen, zu den nachtheiligſten Ausſchweifungen gerathen. Er wird ſich dem Einen zu unbedingt hingeben und vertrauen; keine Schwachheit an ihm vermuthen, Alles göttlich an ihm finden, und oft nur durch einige glänzende Eigenſchaften geblendet ſein, ihn für den Beſitzer aller Vollkommenheit zu halten. Er wird den Andern, vielleicht nur weil er kälter, bedächtiger, anſpruchloſer iſt, ohne weiteres Prüfen verdammen, verachten, meiden, und ſelbſt gegen ſeine unläugbaren Verdienſte ein Vorurtheil nähren. Er wird ſich ſo unaufhörlich betrügen, nicht mit den wirklichen Menſchen, ſondern mit ſeinen Einbildungen von ihnen, umgehen; Keinen verſtehen und von Keinem verſtanden werden. — Es fehlt leider an dergleichen Schwärmern nicht, von denen man zu ſagen pflegt, daß ſie nirgends ganz hinpaſſen; die man zwar lieben, aber zugleich bemitleiden muß. Sehr oft machen ſie durch ihre phantaſtiſchen Vorſtellungen das Unglück derer, die nach denſelben unrichtig handeln. Noch öfterer machen ſie ſich ſelbſt elend, entweder wenn ſie Betrügern in die Hände fallen, die ihre Thorheit benutzen, oder wenn ſie, beſtändig betrogen in ihren Erwartungen, endlich überall Betrug und Verrath fürchten, Keinem mehr vertrauen wollen, Ekel an der wirklichen Welt empfinden,

die sie nie kannten, und eben dann am meisten verkennen, wenn ihre ehemalige Begeisterung und Liebe für die Menschheit sich in bittere Menschenverachtung oder gar in Menschenhaß umkehrt. Es verachtet Niemand die Menschen mehr, als der sie vorher allzugutmüthig und heiß geliebt hatte. Aber sowohl sein Haß, wie seine Liebe, sind keine Zeugen vom Werth oder Unwerth der Menschheit, sondern von der Fehlerhaftigkeit seiner Vorstellungsart von der wirklichen Welt.

Personen von feuriger Einbildungskraft und lebhaftem Sinn für das Gute, die sich gewöhnt haben, mehr in sich und mit ihren Urbildern von Vollkommenheit, als in der wirklichen Welt und mit den Menschen, wie sie sind, zu leben, verlieren sich leicht in diese Fehler, ohne Prüfung der Zeiten, der Umstände, der Menschen, das, was sie für das Höchste und Beste halten, im alltäglichen Leben auszuführen. Sie sind immer voll großer und schöner Entwürfe, an deren Gelingen sie ihre eigene Begeisterung nie zweifeln läßt. Die Güte ihrer Absichten scheint ihnen auch das Glück derselben zu verbürgen. Ihrem innigen, ihr ganzes Wesen erfüllenden Wunsch scheint nichts unmöglich, und das Schwerste ausführbar. Sie stiften wohlthätige Anstalten, und träumen sich von denselben nur unvergängliche oder doch lange Dauer, ohne zu erwägen, wie mancherlei Unfälle dazwischen treten können, die deren Werth mindern, deren Zweck vereiteln. Sie stiften Gesellschaften zu vortrefflichen Zwecken, aber trauen den Gliedern die gleiche Begeisterung zu, in welcher sie selber athmen, und muthen ihnen mehr Thätigkeit zu, als dieselben bei ihren anderweitigen Pflichten und Verhältnissen anwenden dürfen und können. Ihre Unbekanntschaft mit den verschiedenen Neigungen, Interessen, Leidenschaften und besondern Zielen aller einzelnen Personen, Familien und Staaten, wird immer selbst das erste und wichtigste Zerstörungsmittel ihrer gutgemeinten Anschläge. Sie möchten Alles verbessern, Alles auf den Gipfel der Vollkommenheit erheben, davon sie vor sich das Urbild schweben sehen: die Erziehung der Menschheit, die Einrichtung der Staaten, die Sitten der Völker, die Eintracht der Kirche — und versäumen über das Allerbeste, was sie fordern, das Nützliche und Gute, was schon vorhanden ist.

Ungerechnet, daß dem menschlichen Geschlecht durch die kühnen Verbesserungsversuche solcher wohldenkenden, aber mit der Wirklichkeit allzuunbekannten Eiferer vielerlei Elend erwachsen ist, muß schon die vergebliche Verschwendung von Zeit und Kräften zur Ausführung an sich unausführbarer Entwürfe mit Recht getadelt werden. Die nothwendige Unzufriedenheit, welche in uns gegen die Welt entstehen muß, die für unsere hohen und kühnen Gedanken keine Empfänglichkeit zu haben scheint, selbst der allmälig sich aus dem beständigen Mißlingen unserer menschenfreundlichsten Absichten entwickelnde Menschenhaß, muß uns endlich lehren, daß der Fehler nicht sowohl an der Welt und den Menschen, als an uns selbst liege. Viele bilden sich gern ein — denn es kitzelt ihre Eigenliebe — sie seien von der Welt nicht verstanden, sie seien verkannt von ihr; aber im Grunde verkennen sie die Welt, und verstehen das Leben nicht.

Christus, der hohe Weise, warnte vor diesem Fehler. Aber es ist sehr schwer, das wirkliche Dasein eines solchen Fehlers in uns selber wahrzunehmen. Denn, wie kann ich immer wissen, ob ich bei meinen Wünschen, irgend eine gute Sache auszuführen, Welt- und Lebenskenntniß genug dazu habe? Wie kann ich wissen, ob meine Vorstellungen von den Menschen übertrieben sind?

Hüte dich vor allen Dingen, an die Zuverlässigkeit deiner Urtheile über Personen und Sachen zu glauben, wenn du weißt, daß du mit einer oft allzulebhaften Einbildungskraft begabt bist. Traue dir selber nicht. Höre das Urtheil älterer, erfahrnerer, umsichtigerer Personen. Noch mehr, bemühe dich, die Lebhaftigkeit deiner Einbildungskraft zu mäßigen, und zwar dadurch, daß du sie weniger, dafür aber mehr den ruhig berechnenden Verstand beschäftigst. Die Einbildungskraft, eine so herrliche Gabe Gottes sie ist, wird für das Gemüth nachtheilig, wenn sie sich an die Stelle des Verstandes schwingt. Sie ist nur ein untergeordnetes Vermögen der Seele. Der Geist, ruhig prüfend, soll allein herrschen. Die meisten Verirrungen der Jugend, so wie aller guten Menschen in Beurtheilung der Welt, entspringen aus dem Uebergewicht, welches sie der Einbildungskraft gegen die Erfahrung einräumen. Da-

durch versetzen sie sich in eine selbst gedichtete Welt, welche nirgends, als in ihnen ist, und verwechseln ihre Träume und Vorstellungen mit der wirklichen Welt, die sie sich viel zu wenig Mühe gaben, kennen zu lernen.

Versäume keine Gelegenheit, mit und unter den Menschen ein thätiges Leben zu führen, nicht bloß ein stilles, betrachtendes in deinem Zimmer. Nur dadurch wirst du zur Erkenntniß der mannigfaltigsten Gemüthsarten gelangen, und den wahren Grund vieler Handlungen erfahren, den du jetzt nur durch Schlüsse folgerst, und aus Voraussetzungen herleitest, die du dir machtest, aber nicht in der Natur derer fandest, die mit dir umgehen. Da wirst du einsehen lernen, daß Jemand der vortrefflichste Mensch sein, und doch in seinen Ansichten von dir abweichen kann; daß das Glänzende gewiß nicht immer das Beste, und das Schlichte, Unscheinbare nicht immer das Verwerflichste ist.

Meide jedes Urtheil, meide jeden Entschluß, sobald du dich dabei von allzulebhaften Empfindungen des Wohlwollens oder Mißfallens ergriffen fühlst. Alle Aufwallungen, alle zu tiefe Rührungen, verdunkeln die Klarheit des Urtheils; bringen die Einbildungskraft in Flammen; vermischen Traum und Wahrheit; machen uns einem Berauschten gleich, oder einem Fieberhaften, der Dinge auffer sich zu sehen wähnt, die nur allein in seiner Einbildung wohnen. Je mehr du zu heftigen Empfindungen geneigt bist, je fester sei versichert, daß du in Uebertreibungen verfällst, worin du den Gegenstand, der dich beschäftigt, zu schön oder zu häßlich erblickst, Alles für zu leicht ausführbar oder für zu gefährlich hältst; daß du Andern im Lobe oder Tadel meistens, dir selbst aber jedesmal, unrecht thust! Es ist um ein gefühlvolles Herz ein köstliches Ding, so lange es dem zur Alleinherrschaft bestimmten Geiste gehorcht; aber es ist die Quelle der größten Leiden, wenn es gebietet, statt zu gehorsamen, Empfindungen für untrügliche Urtheile gibt, und blindlings liebt und verdammt, weil es ihm nicht anders gemüthlich ist.

Halte überhaupt auch den besten Menschen in deiner

Bekanntschaft, den geliebtesten unter deinen Freunden, nicht für so gut, daß er nicht einen Fehler habe, der je nach den Umständen ihn zu einem ihm und dir gefährlichen Schritt verleiten könnte. Suche diese seine vielleicht schon sehr entwickelte Anlage zum Bösen, diese Schwäche, in welcher der Keim eines Verbrechens liegt — ein solcher Keim ist in jeglicher Schwäche! — kennen zu lernen, um den Freund von dieser Seite mit Vorsicht zu behandeln. Aber halte auch den dir verhaßten, widerlichsten Menschen nicht für so schlecht, daß er nicht eine oder die andere tugendhafte Eigenschaft besäße, in welcher er dich bei weitem übertrifft. Auch der Verbrecher, von seinen Verbrechen auf das Blutgerüst geführt, hat noch edle Züge des Gemüths, die ihn achtungswürdig machen könnten, wenn sie so bekannt wären, als die Ausbrüche seiner Rohheit.

Vergiß nie, auch bei den vortrefflichsten Entwürfen, die du zur Beglückung deiner Mitmenschen machst, und zu deren Ausführung du mit hoher Begeisterung schreitest: daß es gefährlich sei, alles Vorhandene umzuwerfen, seiner Mängel wegen, während du vielleicht das Gute nicht hinlänglich gekannt hast, welches doch auch darin liegen möchte; zerstören ist oft leicht, aber auch kein Verdienst; das Bessere aber immer zweifelhaft, was man noch zu bauen gedenkt. Vergiß nie, daß die Natur nicht plötzlich das Vollkommenste darstellt, sondern stufenweise Fortschritte verlangt. Vergiß nie, daß nur ein Thor das Gute verschmäht, weil er nicht das Beste haben kann. Mindere die Mängel; entwickele das vorhandene Gute; verlange nicht die Ehre der That, sondern gewähre sie Andern: dies ist der Weg, auf welchem du allmälig zum Ziel gelangst, dasjenige in der Wirklichkeit darzustellen, wozu dich die Vorstellung des Vollkommenen beseelte.

Gott selbst gab das Urbild der Vollkommenheit und die hohe Liebe desselben jeglichem Geiste, nicht daß er nach demselben die Welt ändere, sondern sich selbst. So erforsche denn dich zuvor, was dir fehlt, um in deiner Lage und in allen Beziehungen der Vollkommenste zu sein. Suche erst

dich selbst zu veredeln, ehe du an Andere die Forderung machst, daß sie deiner Vorstellung von Vollkommenheiten entsprechen. Verachte darum Niemanden, weil er nicht ist, was er sein könnte; denn auch du bist nicht, was du in deinen häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen, in deinen Berufsgeschäften, in deinen freundschaftlichen Verbindungen, in dem weiten Kreise deiner Christenpflicht, sein solltest. Auch in dir wohnen mehr Fähigkeiten und Kräfte, als du mit Weisheit zum Besten deiner Umgebungen anzuwenden weißt. Die Welt, die ganze Menschheit wird dir vortrefflicher zu sein scheinen, wenn du selbst vortrefflich bist, und dein Gemüth, fern von Eigendünkel, aufhört, der Taummelplatz kleinlicher Leidenschaften und betäubender Gefühle zu sein, sondern nur Liebe und nichts als Liebe zur Menschheit ist.

So warst Du, Gottessohn, Welterlöser, die Liebe selbst! Du verkanntest die Welt nicht, aber sie verkannte Dich. Du sahest um Dich her Bosheit, die Dich hassen mußte; Trägheit, der Du gleichgültig bliebst; Leichtsinn, der Dir anhing, um Dich wieder zu verlassen; Schwachheit, die nicht Muth hatte, Dir zu folgen; Blödsinn, der Dein erhabenes Ziel nicht begriff: und dennoch liebtest Du alle mit gleicher Zärtlichkeit, und Deine Liebe überwand die Welt. Wie die Sonne wandelt durch Regenschauer und in reiner Himmelsbläue, liebend, segnend, unaufhaltsam ihre Bahn, wohlthätige Strahlen sendend auf das Feld des Reichen und des Armen, des Gerechten und des Missethäters: so warst Du, mein Heiland, Urbild stiller, göttlicher Größe! Dir will ich nachwandeln; leben, wirken, wie Du, nach meiner Kraft in Demuth, zur Glückseligkeit Aller, auf die ich zu wirken fähig bin. Amen.

XX.

Die häusliche Familie und der Staat.

Gal. 6, 2.

Jedem ist hier seine Arbeit angewiesen,
In der Hütte, wie auf goldnem Thron;
Und der große Hausherr reichet jedem
Seiner Knechte den verdienten Lohn.

Keine Hoheit kann dein Auge blenden,
Denn vor Dir, o Herr, ist Alles gleich;
Keine That kann sich vor Dir verbergen,
Denn Dein Blick durchschaut das Geisterreich.

O so laß mich treulich denn vollbringen
Jede Pflicht, die Du mir aufgelegt;
Laß mich Samen streuen, der noch drüben
Lohnend mir des Lebens Früchte trägt!

Zu den bewundernswürdigen, weisen Einrichtungen Gottes für das menschliche Geschlecht gehört auch die Stufenreihe aller Ordnungen in der Natur und im Leben. Es ist da kein plötzlicher Sprung von Einem zum Andern, sondern ein allmäliger Uebergang. Eines bereitet gleichsam das Andere vor. In dem Kleinsten erblicken wir schon gewissermaßen das Größere; aus dem Bekannten ahnen wir schon die Beschaffenheit dessen, was uns noch unbekannt ist.

Diese stufenweise Ordnung erleichtert dem Menschen sowohl die Uebersicht der ihn umgebenden Dinge in der Welt, als auch die Erkenntniß derselben. Was er in einer Sache erlernte, ist ihm schon wieder für die andere nützlich und brauchbar. Was er im Kleinen sah oder machte, hilft ihm nachher bei größern Kräften im Großen fort. Ja, seine ganze Erziehung, von der Wiege an, ist ein

solch allmäliges Fortschreiten vom Leichtern zum Schwerern, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom bloßen Theil zum Ganzen.

Der Sterbliche ist von Gott bestimmt, mit Seinesgleichen zu leben, und nicht in der Einsamkeit. Alle Menschen sind ihrer Natur nach verbrüdert und Kinder eines Vaters. Durch gemeinschaftliches Beisammensein, wo man sich gegenseitig belehren, rathen, schützen und helfen kann, werden allein die göttlichen Absichten zu unserer Vollkommenheit erreichbar. Jeder von uns, wie er in die Welt tritt, hat daher auch schon die Bestimmung, Mitglied einer großen, mannigfaltigen Gesellschaft, Mitglied eines ganzen Volkes zu werden, dessen Einrichtungen, Gesetzen, Sitten, Sprachen, Obrigkeiten und Bedürfnissen er sich zu unterwerfen genöthigt ist. Aber in diese äusserst zusammengesetzten und verwickelten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens oder des Staats tritt der Mensch nicht plötzlich und ohne alle Vorbereitung ein. Er empfängt schon einen Begriff davon, ehe er noch das Wort Staat kennt. Er lernt schon Fürsten, Obrigkeiten, Unterthanen, Rangordnungen und Stände kennen, ehe er sie gesehen, ja ehe er von ihnen gehört hat. Denn die häusliche Familie, in der er geboren ward, in der er Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Personen von ganz ungleichem Alter, von ungleichen Einsichten, von ungleichem Vermögen findet, ist wirklich das Bild eines großen Staats, eines ganzen Volkes im Kleinen.

Hier lernt er gehorchen, lieben, ehren; hier die Verschiedenheit des Alters und der Stände schätzen; hier den großen Nutzen erkennen, der daraus entspringt, daß nicht Alle gleiches Recht haben, daß nicht Alle befehlen, daß nicht Alle ein und dasselbe Geschäft treiben. Er lernt es, weil es die Natur so mit sich bringt; denn die Aeltern sind geborne Befehlshaber; die Kinder gehorchen, weil diese sich selbst noch nicht berathen können; sie gewöhnen sich von der andern Seite an Werthschätzung von Ihresgleichen in den Spielen mit Geschwistern; an Achtung derer, die uns Hilfe reichen, im Umgang mit Dienstboten; an Ehrfurcht vor größern Einsichten in den Gesprächen mit Personen, die uns an Jahren und Erfahrung übertreffen. — So gewöhnt

von Kindesbeinen an durch die Verfügungen der Natur, finden wir nachher in der Stellung und Verbindung eines ganzen großen Volks gar nichts Unnatürliches; wir erkennen die Einrichtungen eines Staates, mögen sie auch die ungebundene Freiheit einzelner Glieder beschränken, für nothwendig. Wir verstehen den Spruch der heiligen Schrift: Alle Obrigkeit ist von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott eingesetzt! und begreifen den Sinn davon durch sich selbst, ohne weitere Erklärung. Wir sind von erster Jugend an zur Erfüllung jener Pflicht gewöhnt, die uns das Wort Gottes vorschreibt: Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. Gal. 6, 2.

Allein wider diese Gewohnheit, wider diese natürliche und heilige Pflicht kämpft nachher oft der Ehrgeiz der Menschen heftig an, wenn ihre Leidenschaften erwachen. Sie suchen sich durch mancherlei Scheingründe zu rechtfertigen, wenn sie geneigt sind, den Vorgesetzten keinen Gehorsam zu leisten, Einsichtsvollern die Achtung zu versagen, die Begüterten um ihr größeres Vermögen zu beneiden, und Personen, die um das Volk oder auch nur um die Gemeinde wohl verdient sind, in ihrem ihnen zu Theil gewordenen Ansehen zu beeinträchtigen und sie zu verlästern. Sie möchten dann gern Alles für menschliche Stiftung halten und ausgeben, was an sich offenbar eine göttliche Anordnung ist, und glauben, weil sie in Allem Menschen sehen, es sei Alles nur von Menschen gemacht.

Schon die Gestalt einer Familie beweiset, es sei die Ungleichheit der Stände eine göttliche Stiftung, und aus Familien bestehe das Volk. Wären von Natur in einer Familie die Aeltern und Kinder zugleich von ungefähr einerlei Alter, Kraft und Einsicht; hätten alle Glieder darin von Natur gleiches Vermögen, gleiche Rechte, gleiche Neigungen zu Beschäftigungsarten — wie lange würden sie in Frieden beisammen wohnen? Aber, wie in Allem, was Gott schuf, die größte Mannigfaltigkeit herrscht, so durch ihn auch unter den Menschen die allermannigfaltigste Ungleichheit seiner Gaben, auf daß einer desto williger mit der Gabe diene, die er empfangen hat. Es müssen nothwendig Gehorchende und Befehlende, Arme

und Reiche, Dienstleute und Herrschaften, Unwissende und Kenntnißvolle sein. Und wie sehr man auch künstele, die Natur wird immerdar Gottes ewigen Willen vollstrecken.

Es ist möglich, daß viele Einrichtungen und Gesetze im Staat willkührlich, einseitig, mangelhaft sind: aber Gesetze müssen sein; es ist der Fehler menschlicher Unvollkommenheit, wenn nicht Alles immer am vollkommensten ist, oder daß nicht Alles, was zum Besten des Ganzen dienen mag, auch jedem Einzelnen vortheilhaft ist. — Es ist gar wohl möglich, daß manche obrigkeitliche Personen ihrer Stelle nicht ganz würdig sind, daß sie oft von ihren Untergebenen an Einsicht oder Fleiß, oder Unbestechlichkeit, oder gemeinnützigem Eifer übertroffen werden. Aber Obrigkeiten müssen sein. Und kannst dü nicht den Menschen hochachten, der da steht ohne Verdienst und Würdigkeit zu dem ihm anvertrauten Beruf: so bist du verpflichtet, seinen Beruf als Vorgesetzter zu ehren, denn dieser Beruf ist das Göttliche! — Es kann sein, daß viele zu Lehrern und geistlichen Aemtern erwählte Personen nicht immer diejenigen Eigenschaften besitzen, welche ihnen wohl zu wünschen wären. Es mag sein, daß Einige träg sind; Andere ihr Amt mit Unlust versehen, nur um des Broderwerbs willen; daß Andere ihre Stelle mißbrauchen, um sich allerlei Einfluß zu verschaffen, der ihnen nicht zusteht; daß Andere auf den Lehrstühlen gegen Sünden eifern, denen sie im Stillen selbst ergeben sind; daß Andere zu geringe Kenntniß besitzen, um ihren wichtigen Wirkungskreis wohlthätig auszufüllen; daß Andere zu den traurigen Halbwissern gehören, die selbst nicht glauben, was sie predigen, oder wohl gar unter Vertrauten über Amtsgeschäfte sich lustig machen, die sie verrichten müssen. Aber diese Menschen sind nur das Menschliche bei der Sache; ihr Lehramt ist das Göttliche! Dies Lehramt sollst du ehrenwerth halten, und nicht in den jetzt häufigen Ton des witzigen Pöbels einstimmen, der die Würde des geistlichen Amtes lächerlich zu machen sucht, um einiger Nebendinge willen, die nicht zum Amt überhaupt, sondern zum einzelnen Menschen gehören, welcher sich vielleicht einer oder der andern Schwäche schuldig macht.

Auch in der Familie finden sich ja nicht alle Mitglieder

von Fehlern rein. Es gibt ja nachlässige Aeltern, die sich durch Trunkenheit, Zanksucht, Zwietracht, Ungerechtigkeit, schlechte Ordnung oder unsittsame Aufführung die stille Mißbilligung ihrer Kinder zuziehen.

Dennoch aber sind die Aeltern immer Aeltern, die Kinder immer Kinder. Welches menschliche Herz würde sich nicht empören, wenn Jemand guthieße, daß Kinder ihre eigenen Aeltern verspotteten und lächerlich machten? Sie sollen ihre Augen vor den Blößen ihrer bedauernswürdigen Aeltern schliessen, aber ihnen gehorchen, ihnen Ehrerbietung bezeugen, und sie kindlich lieben. Und dies Verhältniß soll auch der Unterthan gegen die Obrigkeit, der Schüler gegen den Lehrer, das Gesinde gegen die Herrschaft, der Arme gegen den Reichen, der Jüngere gegen den Greis beobachten.

Man hat wohl oft gegen die Ungleichheit der Stände noch in unsern Tagen die Stimme erhoben. Aber wer erhob sie? Der Ehrgeiz derer, welche eine weit größere Ungleichheit einzuführen trachteten, indem sie Obere in die Tiefe zu stürzen und die Reichern in Armuth zu bringen suchten. Was war aber von all den fürchterlichen Umwälzungen die Folge? Ungerechnet die Entweihung aller Gerechtigkeit, die Zerstörung alles öffentlichen und häuslichen Glücks, das lange Blutvergiessen und gegenseitige Verfolgen, kehrte dennoch endlich Alles wieder in die nothwendigen bürgerlichen Verhältnisse von Obrigkeiten zu Unterthanen, Herren zu Dienern, Lehrern zu Schülern, zurück. Denn dies ist Naturgebot; und ein reines Naturgesetz ist der Wille Gottes.

So haben sich in manchen Ländern mehrmals die Aermern gegen die Reichern empört, und eine Gemeinschaft der Güter, oder doch gleiches Recht, verlangt. Sie begehrten das Unmögliche, und brachten sich nebst tausend Unschuldigen in namenloses Elend. Denn gesetzt, daß man auch einmal versuchen wollte, den gesammten Reichthum eines Landes auf das gewissenhafteste unter alle Einwohner zu vertheilen, daß ein Jeglicher gleichviel davon empfinge: was müßte in kurzer Zeit daraus erfolgen? Ungerechnet, daß nun Einer weniger Neigung hätte dem Andern zu geben, daß die Wohlhabenden ohne ihr Verschulden um

das gerechte Eigenthum gebracht, die Aermern ohne ihr Verdienst bereichert worden wären, würde diese Gleichheit des Besitzes sehr schnell wieder verloren gehen. Denn der Eine ist sparsamer, der Andere verschwenderischer; der Eine klüger, der Andere unwissender; der Eine arbeitsamer, der Andere träger. Jeder würde nach seiner Art eifrigst beitragen, die Ungleichheit der Güter wieder zurückzuführen; und bald ständen wieder Reiche neben Armen, Herren neben Dienern.

Wo in einer häuslichen Familie Kinder ohne Achtung und Dankbarkeit gegen Aeltern, Jüngere ohne Rücksicht gegen Erwachsene, Dienstboten ohne Folgsamkeit gegen Herrschaften sind, herrscht Zerrüttung, kehrt Verarmung und Unglück ein. Eben so ist es in einem Lande, wo man Fürsten und ihre ersten Staatsdiener, obrigkeitliche Personen, Feldherren und Hauptleute, Priester und Lehrer zu Gegenständen der Verspottung macht; wo ein Stand eifersüchtig oder schadenfroh die Rechte des andern schmälert; wo der Adel sich mit leerem Stolz gegen den Bürger, der Krieger sich mit übelangebrachter Rohheit gegen den Handelsstand, der Gelehrte sich gegen den Handwerksmann, der Stadtbewohner sich gegen den Bauer brüstet. Sie Alle sind Brüder, Unterthanen des gleichen Gesetzes, Untergebene des gleichen Fürsten, Kinder des gleichen Gottes. Ihre verschiedenen Stände sind dasselbe, was die verschiedenen Stufen des Alters und der Brauchbarkeit unter Geschwistern in einer häuslichen Familie sind. Auch hier haben die Erwachsenern, die Einsichtsvollern, schon ihrer Natur nach gewisse Vorrechte gegen die Jüngern und Unerfahrnern. Aber diese haben dennoch für die Aeltern gleichen Werth mit jenen. — So soll denn, von Gott geordnet, eine Mannigfaltigkeit der Stände sein, daß einer trage des andern Last. Jeder Stand ist in seiner Art nothwendig, jeder in seiner Art brauchbar; jeder in seiner Art höchst ehrwürdig. Keiner könnte sicher oder glücklich ohne den andern bestehen.

Je mehr ein Volk in seiner innern Ausbildung vorschreitet, je mehr Kenntnisse sich da sammeln, je allgemeiner der Wohlstand wird, um so mehr wird sich auch die Ver-

fassung und Gesetzgebung des Landes vervollkommnern. Für rohe Barbaren sind andere Gesetze nothwendig, als für gesittetere Nationen. Hier wird mit Recht auf Abschaffung vieler Willkühr und Grausamkeit gedrungen, die oft nothwendig sein kann, Halbwilde im Zaum zu halten. Diese Verbesserung der Staaten und das Freierwerden des Volks steht im gleichen Verhältnisse mit dem allmäligen Aufwachsen der Kinder in einer Familie. Sie werden schonender, edler von den Aeltern behandelt, je mehr sie an Jahren zunehmen. Die Ruthe, welche wohl oft als Heilmittel des Eigensinns bei den ungezogenen Kleinen angewendet werden mußte, ist nicht mehr zur Zucht des reifern Jünglings dienlich. Ihm werden mehr Freiheiten gestattet, als zu jener Zeit, da er noch allzujung und erfahrungslos war.

Wenn Aeltern fortfahren wollten, ihre mannbar gewordenen Söhne und Töchter auf die gleiche Weise zu belohnen oder zu züchtigen, wie ehemals in deren unmündigem Alter: sie würden sich selbst verächtlich machen und den Unwillen der Ihrigen erregen, oder diese an Geist und Herz verkrüppeln, und zu beständig untauglichen Geschöpfen verkehren. Eben so wäre es, wenn die Vorsteher eines Volkes dasselbe, in unwürdige Sklaverei niedergedrückt, beständig wie Barbaren oder Leibeigene behandeln, die Freiheit des Denkens ertödten, die Freiheit des Gewissens beschränken, die öffentlichen Stellen nur nach Geburt und Herkommen, nicht nach Verdienst und Würdigkeit, vertheilen, und die für ganz andere Zeiten passend gewesenen Ordnungen und Einrichtungen veredeln wollten, wie es den Begriffen und Bedürfnissen eines hellern Zeitalters, eines gesittetern Volks angemessen ist. Die Unweisheit der Landesherren (der Aeltern), der Stolz und Eigennutz der höhern Stände (der früher erwachsenen Geschwister in der Familie), hat eben durch solche Vergehungen schon die traurigsten Wirkungen in den Völkern, endlich Empörung und Zertrümmerung der Staaten veranlaßt. Denn keinerlei Sünde, von welcher Art und von wem sie auch begangen werde, bleibt ohne ihre Strafe. Das ist Naturgesetz, das Gottes Wille.

Erwachsene Söhne und Töchter in der Familie, selbst wenn sie ihren Aeltern schon mit Rath und That Hilfe leisten können, erhalten jedoch durch ihr mündiges Alter kein Recht, ihnen die schuldigen Pflichten der Ehrerbietung und des Gehorsams zu versagen. Vielmehr müssen die Gefühle der Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit mit den Jahren wachsen, und mit der Erkenntniß dessen, was Aeltern sind, und wieviel Verbindlichkeiten man ihnen zu entrichten hat. Eben so sollen sich Völker, je mehr Ansprüche sie auf Vorzüge vor andern Nationen in Absicht ihrer Bildung und Sitte machen, je würdiger sie größerer Freiheit sind, durch vermehrte freiwillige Ehrfurcht vor Obrigkeiten und deren Anordnungen, so wie durch ungeheuchelte Achtung aller Stände auszeichnen. Ein Volk, welches, mag bei ihm noch so viel Wissenschaft und Kunst blühen, die ersten heiligen Pflichten gegen Obrigkeiten und Stände versäumt, gleicht einem ungerathenen Sohn, der, ungeachtet seiner erworbenen Kenntnisse, mit strengen Mitteln zur Pflicht angehalten werden muß.

Wie in einer Familie mit der Zeit die jüngern Kinder ihren mehrjährigen Schwestern und Brüdern nachwachsen, daß endlich auf Verschiedenheit des Alters kaum mehr Rücksicht genommen wird: so geschieht auch in einem Staate, wo die ehemals gering geachteten, niedern Stände an Einsicht und Wohlstand den höhern gleich oder nahe gekommen sind. Hier verschwindet unvermerkt der vormals durch die Natur der Dinge eingeführt gewesene scharfe Unterschied der Volkstheile, des Rangs und Herkommens. Was vor Zeiten unausbleiblich nothwendig, und darum nützlich und ehrwürdig gewesen, wird dann entbehrlicher; eine scharfe Absonderung fortan oft nachtheilig, in einzelnen Theilen aber, oder gar in Kleinigkeiten angebracht, lächerlich und zum Unwillen reizend. Jedes Volk und der bei ihm herrschende Unterschied der Stände muß also nach Maasgabe des dort herrschenden Grades öffentlicher Bildung beurtheilt werden. Wir dürfen eben so wenig ein Volk wegen der bei ihm herrschenden Rangordnungen loben oder tadeln, oder bei Allen das Gleiche verlangen, was wir bei uns finden, als wir fordern können, daß in allen

Familien das gleiche Verhältniß zwischen Geschwistern oder zwischen Aeltern und Kindern statt finde.

So wie wir in unserer Familie allgemach Eines um das Andere erwachsen und reifer werden; wie wir nun jüngere Brüder und Schwestern erziehen helfen müssen, nachdem uns vorher Mehrjährige erziehen halfen; so wie wir endlich selbst ein eigenes Hauswesen beginnen, und Häupter einer Familie werden: eben so rücken wir mit den Jahren auch in den bürgerlichen Verhältnissen des Staates vor. Mancher von uns wird selbst ein Befehlender, Lehrer, Anführer; schwingt sich aus der Dürftigkeit zu einem gewissen Wohlstand empor. Da ist es der Augenblick, vollkommen dasjenige zu werden, was wir selbst vorher gewünscht haben, daß Andere hätten sein sollen. Behandle jetzt die Jüngern mit derjenigen Sorgfalt, Liebe und Schonung, wie du als Kind selbst gewünscht hast behandelt worden zu sein. Beweise nun als Vorgesetzter, als Beamter, die Pflichttreue, den Geschäftseifer, die sanfte Menschlichkeit, die Unbestechlichkeit, den redlichen Sinn, die Demuth, welche du sonst gern von Andern zu sehen begehrtest. Du tadeltest ehemals des Einen Hochmuth, des Andern Leichtsinn, des Dritten Ränkesucht, des Vierten herrisches, gewaltthätiges Wesen. Siehe, welcher Fehler dich nun auch beflecken möge, er wird nun doppelt strafbar an dir, und Andere richten dich. Sie ehren vielleicht dein Amt, aber haben Verachtung gegen deine Person; erweisen dir die äusserliche Ehrerbietung, und verschmähen dich in ihrem Gemüthe. Setze dich in Gedanken einmal in den Fall, daß du deiner Stellen beraubt, deiner jetzigen Würde entkleidet würdest; daß du deinen Wohlstand verloren hättest, und Andere um die Dienste ansprechen müßtest, welche du jetzt selbst zu erzeigen im Stande bist: was würde dir in solchem Augenblick von der Gefälligkeit, von der Ehrerbietung der Leute übrig bleiben, die sie jetzt dir noch deiner äussern Verhältnisse wegen, beweisen? Würdest du auch als bloßer Mensch noch etwas bei ihnen gelten, und allgemeine Achtung und Liebe finden?

Nie, o himmlischer Vater, nie laß mich das vergessen, und mich nicht selbst verblenden über das, was ich werth

bin, und wozu ich gegen Hohe und Niedere, wie gegen Meinesgleichen verpflichtet bin. Alle sind sie Deine Kinder, Alle haben sie von Dir ihre besondern Vorzüge, Rechte und Gaben empfangen. Alle sollen wir unter einander uns dienen, und Einer des Andern Last tragen helfen, daß wir das Gesetz Christi erfüllen! Dazu sind Throne und Bettlerstäbe, Altar und Pflug, Paläste und Hütten, Würden und Geistesgaben vertheilt, daß wir damit Vollkommenheiten erwerben, die uns jenseits ein schöneres Loos zusichern. Nur der Gerechtere ist Dir der Vorzüglichere. O daß ich keiner der Unwürdigsten in Deinem heiligen Reiche würde! Amen.

XXI.

Wie man zum Abfall der Religion verleitet.

Matth. 10, 37 — 39.

Ich weiß, ich weiß an wen ich glaube,
Ich glaube fest und zweifle nicht.
Der Sinnenmenschen Irrlicht raube
Mir nie der Wahrheit ew'ges Licht.
Des Lebens Räthsel werden nie
So klar gelöset, als durch sie!

Ja, du, der Geister Stolz und Wonne,
Begleite mich bis an mein Grab.
Dann leuchte du, gleich einer Sonne,
Vor mir ins Todesthal hinab,
Und mir empor zum Gottesthron,
O heilige Religion!

In jenen Tagen, da sich der Glaube an Jesum mit jugendlicher Kraft über den Trümmern Jerusalems und seines Tempels, über den Trümmern abgöttischer Altäre und Reiche erhob: in welcher Herrlichkeit strahlte er über die Verwandelungen der Welt herab! Mit welchem Entzücken bekannten ihn die Herzen aller Erleuchteten! Wer hätte

sich damals von der Liebe zu Jesu scheiden lassen? Nicht Ketten und Foltern, nicht Gefängniß und Löwengruben, nicht Scheiterhaufen, nicht Blutgerüste, nicht Todesarten der gräßlichsten Art, schreckten den glaubigen Bekenner zurück. Fürsten selbst verliessen ihre Paläste, warfen den Purpur ab, weihten sich dem Elende, und zogen hinaus in die Welt, das Wort des Gekreuzigten zu predigen, als neue Jünger desselben.

Wenn denn auch damals schon der fromme Eifer vieler Glaubigen sich zuweilen auf Abwege verirrte, Manches erfand, behauptete, lehrte, verrichtete, was nicht in den heiligen Sinn des Glaubensstifters gekommen war — dennoch blieb die edle Begeisterung der gesammten Kirche und ihre heldensinnige Tugend ehrwürdig. Damals war noch Lauheit in der Religion ein Verbrechen, welches jedes fühlende Herz empörte und mit Recht! Denn wer kann, ohne seiner Menschenwürde abzuschwören, gleichgültig sein, ob er die Wahrheit ergriffen habe, oder sich am Irrthum ergötze, oder die Bestimmung seines unsterblichen Geistes um einen Irrthum verkaufe? — Damals gehörte noch der Abfall vom beseligenden Glauben zum Ungeheuersten, dessen die menschliche Natur fähig ist.

Jesus selbst forderte seine Freunde zur ewigen Treue auf; das heißt: er ermunterte sie, nur standhaft zu sein gegen alle irdische Schrecken. Er sah den Aufruhr des Heidenthums gegen die Verehrung des einzigen und lebendigen Gottes, den Streit der wilden Leidenschaften gegen die Wahrheit voraus. Darum sprach er zu seinen Schülern: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger; und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein. Matth. 10, 34 — 36. Aber, fügte er hinzu, fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, sondern vielmehr vor jenen, welche durch die Macht des Irrthums die Seele tödten!

Er ermunterte zur Standhaftigkeit und Treue; aber

er befahl sie nicht. Denn Liebe und Treue kann man nicht durch Gebote erzwingen; das Herz muß sie freiwillig bringen. — Wer einmal von großen Ueberzeugungen und Wahrheiten durchdrungen ist, der kann sie auch nie wieder fahren lassen. Es ist wohl möglich, Jemanden sein Leben, aber unmöglich, Jemanden seine Ueberzeugungen zu rauben. Wer nicht von der Lehre Jesu ganz erfüllt und gleichsam eins mit ihr ist; wer nicht in der höchsten Selbstvollendung des Geistes durch Tugend sein Ziel, nicht in dem Blick weit über die Tage dieses Lebens hinaus zur Ewigkeit seine Seligkeit findet: der ist kein Christ, möge er auch durch die Taufe geweiht sein! Darum sprach auch Jesus mit ernster Bestimmtheit: Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, der ist meiner nicht werth. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt, und folget mir nach, der ist meiner nicht werth. Wer sein Leben findet, das heißt, nur Wohlsein im Irdischen sucht und findet, der wird es verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden. Matth. 10, 37 — 39.

Auf diese Weise also bezeichnet der göttliche Stifter unsers Glaubens selber diejenigen, in denen er seine wahren Schüler erkennt. Sie opfern für ihre Ueberzeugungen das Liebste auf, was sie haben; nicht weil sie müssen, sondern weil es ihr eigener Wille ist. Aeltern lassen eher von ihren Kindern, Kinder von ihren Aeltern los, als von den heiligsten Wahrheiten ihres Gemüths. Wohlstand, Ehre, Vaterland und selbst das Leben können sie verlieren, aber nicht das höchste Gut ihres Geistes, welches unvertilgbar und ewig ist, wie er selber.

Aber was erblicken wir heutiges Tages?

Ich sehe Tausende, die da sprechen: ich glaube an Jesum; aber die ihn in ihren Werken verläugnen. Ich sehe Tausende, die da beten, aber ohne Andacht und Wahrheit; Tausende, die zu den Kirchen gehen, aber ohne von Begierde nach Belehrung und Heiligung getrieben zu sein, sondern geleitet von herkommlicher, guter Sitte, oder von Neugier, oder von Eitelkeit, um zu sehen und gesehen zu werden; Tausende, die alle kirchlichen Gebräuche mitmachen, aber gedankenlos und in der Meinung, darin bestehe das

Christenthum, damit werde Gottes Huld erworben, so wie die Heiden thaten, wenn sie den Zorn ihrer Götter mit Opfern und Feierlichkeiten stillen zu können glaubten; Tausende, welche die Taufe oder Einsegnung ihrer Kinder, die Knüpfung der Ehen vor dem Altar Gottes nur noch als eine nützliche, bürgerliche Einrichtung schätzen, ohne daran eine höhere religiöse Bedeutung wahrzunehmen; Tausende, welche wegen einiger ausserwesentlichen Lehrsätze der Kirche, an deren Werth sie zweifeln, das gesammte Christenthum wie ein Mährchen verwerfen, oder welche, wegen der Tadelhaftigkeit einiger unwürdigen Geistlichen, alle Lehrer der Religion für Betrüger oder Betrogene halten, und zur Zielscheibe ihres schadenlustigen Witzes machen; Tausende, welche einst im Hause frommer Aeltern oder unter den ehrwürdigen Feierlichkeiten gottesdienstlicher Versammlungen mit gerührtem Gemüthe dem Glauben an Jesum zusagten, und nun, abtrünnig von ihrer ersten Liebe, weniger glauben, lieben und hoffen, als des heidnischen Alterthums erleuchtete Weisen.

Was frommen denselben doch Taufe, Nachtmahl, Kirche, — was frommt ihnen der Name der Christen? — Sie sind keine Bekenner Jesu mehr, wie sie Jesus verlangte. Was frommt es, daß die Kirche sie noch zu den Ihrigen zählt? Sie sind in der That abgefallen von der Religion; sie verhehlen zum Theil ihren Abfall selbst nicht, und rechnen ihn sich zum Ruhm.

Woran liegt wohl die Schuld? — Wie? sind die großen, trostvollen, seelerhebenden Wahrheiten, die vor tausend Jahren es waren, heutiges Tages weniger wahr und groß und trostvoll und seelerhebend? Oder ist das menschliche Gemüth jetzt weniger fähig, sie aufzunehmen, und nicht mehr das Gemüth, wie es die Menschheit vor Jahrtausenden trug? Oder ist ein Prophet aufgestanden, der einen andern und erhabenern Gott, eine heiligere Bestimmung der menschlichen Geister, eine reinere Tugend, eine begeisterndere Ansicht der ewigen Weltordnung gepredigt hätte, als Jesus von Nazareth! — — Nein, das Alles nicht! Und was denn bewegt jene Tausende zur Abtrünnigkeit? Ach, wohl man-

cherlei Ursache! Und viele Schuld tragen wir selbst, die wir uns noch des Glaubens an Jesum rühmen.

Väter, Mütter, Lehrer, Erzieher, Seelsorger! ihr selbst seid, o nur zu oft, die ersten, welche zum Abfall von der Religion verleiten, die ihr bekennet! Es ist vielleicht nicht euer Wille; wahrlich aber ist es euere That. Ihr leget schon in der zarten Jugend euerer Kinder und Zöglinge den ersten Grund nachheriger Irreligion und Abtrünnigkeit durch mangelhafte Erziehung.

Es geschieht, Aeltern, wenn ihr selbst unterlasset, euern Kindern, sobald es deren schwache Verstandeskräfte gestatten, diesen angemessene, würdige und freudige Vorstellungen von Gott und der Zukunft unserer unsterblichen Geister beizubringen. Würdig sollen diese Vorstellungen von Gott und der Ewigkeit sein, wie Jesus sie Greisen und Kindern, Gelehrten und Unwissenden gab. Gott soll als aller Dinge Schöpfer, als allgegenwärtiges, unsere Gedanken durchschauendes, unsichtbares Wesen, dem kindlichen Gemüthe Ehrfurcht erregend erscheinen. Freudig sollen diese Vorstellungen sein, nie schreckhaft. Die Kinder sollen Gott lieben, wie er sie liebt; aus ihrer Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen euch muß sich ihre Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen den himmlischen Vater entwickeln. Liebe ist das höchste und letzte Gebot Jesu; Liebe soll auch die erste Wurzel in der Brust des Unmündigen sein.

Aber es ist genug, Kindern vom Zorn Gottes zu reden, ihnen die Schrecken der Hölle oder die ewige Pein der Verdammten, oder die Macht des Teufels zu schildern, um ihnen die Religion Jesu in eine Ruthe zu verwandeln, oder ihnen bald den Teufel wichtiger, als Gott selbst zu machen. Sie werden kaum mit Wohlgefallen an das Religiöse denken, und in spätern Jahren gehört dann nur wenig dazu, die Irrigkeit eines dieser unchristlichen Begriffe einzusehen. Sie werden voller Abscheus gegen die Schreckbilder, mit denen ihr weiland ihre jugendliche Einbildungskraft erhitztet, wegen einiger Irrthümer, die sie erkannten, auch Zweifel in alles Uebrige setzen, was ihr lehrtet, euch für Heuchler oder Betrogene

halten, und von Christo abfallen, dem ihr sie in der Taufe geweiht hattet.

Ihr befördert diese Abtrünnigkeit, wenn ihr durch euer eigenes Benehmen in jungen Leuten die Vermuthung erreget, die Religion sei nicht Herzenssache, sondern herkommliche Gewohnheit; Frömmigkeit bestehe nicht in Werken der Menschenfreundlichkeit, sondern in bloßen äusserlichen, von der Kirche vorgeschriebenen Uebungen und Formeln. Ihr thut es aber, wenn ihr in ihrer Gegenwart mit offenbarer Andachtlosigkeit Gebete herplaudern lasset, bei denen sich Keiner etwas denkt, als daß sie einmal gebetet sein müssen; wenn ihr die Kinder beten lehret aus dem Gedächtniß, statt aus ihrem eigenen Herzen; wenn ihr in die Predigt, oder zum Abendmahl des Herrn, oder in die Messe, oder zu andern frommen Verrichtungen gehet, aber dann ohne Bedenken im Hause zanket, fluchet, schwöret, Nachbarn Böses nachredet, euch auf die liebloseste Art über Andere lustig machet, euch eine Lüge nicht übel nehmet, immer Geld genug zum Genuß eines Vergnügens, selten zur Hilfe Anderer habt, mit Geberden und Worten die Sittsamkeit verletzet, und keine andere Sünde zu kennen scheinet, als die gemeinen bürgerlichen Verbrechen. Ihr befördert Abtrünnigkeit, wenn ihr vielleicht mit allzugroßem Leichtsinn von kirchlichen Gegenständen scherzet, oder mit allzugroßem Eifer andere Kirchparteien und andere Religionsgenossen verachtet; wenn ihr den Kindern nicht früh genug begreiflich machet, daß in jeder Religion, welche den lebendigen Gott in frommen Gesinnungen verehren lehrt, etwas Ehrwürdiges sei; daß in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, ihm angenehm sei (Apostelgesch. 10, 35); wenn ihr die Kinder, ehe sie noch den Nutzen und wahren Zweck gottesdienstlicher Versammlungen und kirchlicher Uebungen verstehen, zwinget an denselben Theil zu nehmen; sie zum Besuch der Kirche wider ihren Willen treibet, daß sie da Langeweile und Ueberdruß empfinden, und sich frühzeitig gewöhnen lernen, in den Kirchen gedankenlos zu träumen, oder leichtsinnig umherzugaffen, nie aber mit innigem Vergnügen an den Besuch des Gotteshauses zu denken.—

Diese ersten traurigen Eindrücke verlieren sich nie, bewahren sich oft noch im spätesten Alter. Und ihr tragt die Schuld, wenn die erwachsene Jugend, frei von euerm Zwang, gegen die Religion nur Kälte, gegen die Kirche nur Ueberdruß fühlt, und sich freut, mit dem Zwang zugleich Religion und Kirche zu beseitigen.

Ihr befördert diese Abtrünnigkeit, Aeltern, Erzieher, Lehrer, durch euere Sorglosigkeit bei den Lesereien der Jugend, wenn ihr es dem blinden Zufall überlasset, ihnen Schriften in die Hände zu spielen. Noch zu unerfahren, um zu urtheilen, nehmen sie das Wahrscheinliche für die Wahrheit, und ihrer regen Einbildungskraft wird das Mögliche bald zur Wirklichkeit. Ein witziger Einfall gilt ihnen schon statt des Beweises, und die glänzende Schreibart für Gründlichkeit. So werden sie von seichten Schriftstellern leicht in ihren religiösen Meinungen irre gemacht, und allzufrühe Zweifelsucht entwurzelt grübelnd ihren schwachen Glauben. Sie fassen geheimen Argwohn gegen die Wahrheit der Christusreligion, weil sie sich von der Unwahrheit einiger Nebenlehren der Kirche überzeugt zu haben meinen, und setzen Verdacht in die Offenbarung Jesu, weil sie gelesen und gehört haben, daß die Verkünder Jesu oft so irreligiös, als ihre Zuhörer waren. Und ihr selbst, geistliche Hirten, Seelsorger, Diener des Altars, Prediger des Gekreuzigten, oder mit welchem Namen ihr euch schmücket, ihr selbst bestärket sie in ihrem Wahn und Abfall, wenn ihr unverhohlen euer Amt nur als ein einträgliches Erwerbsmittel betrachtet; anders predigt und anders handelt; in der Gemeinde selbst das Beispiel der Heuchelei, der Habsucht, der Ueppigkeit, der Lieblosigkeit, des Ehrgeizes, der Verfolgungslust gebet, und Thaten, wie diese, mit frommen Namen und Vorwänden ummäntelt; wenn ihr ohne Weihe, ohne innern Trieb, ohne die sorgfältigste Vorbereitung den heiligen Lehrstuhl betretet; wenn ihr da lieber auf Besserung des Glaubens, als, wie Jesus, auf Besserung des Herzens dringet, lieber Glaubensstreitigkeiten anrühret, als einleuchtend zeiget, wie die christliche Tugend erworben werde, oder wie die Hindernisse zu beseitigen sind, welche es dem

Menschen oft erschweren, den Willen des Vaters im Himmel zu erfüllen.

Nicht geringen Antheil am Verfall der Religion hat überhaupt die unduldsame Neigung vieler Menschen, andere Religionsparteien verächtlich zu machen, und Glieder derselben zu verfolgen. Denn indem jede Partei fortfährt, der andern Irrthümer vorzuwerfen, oder eine wohl gar die andere verdammt, muß derjenige, welcher diesen Streit mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, Verachtung gegen alle zugleich fühlen. Wie kann diejenige Religion göttlichen Ursprungs sein, die zur Ungerechtigkeit und Härte gegen Andersdenkende anfeuert? Ist denn Gott nicht ein Vater aller seiner Kinder? Ist die Mannigfaltigkeit der Verehrungsarten, welche seine Kinder ihm weihen, in seinen Augen ein Verbrechen, er, dem Jeder lieb und angenehm ist, der ihn fürchtet und recht thut? Hat denn Jesus seine Jünger zur Verfolgung der Juden aufgemuntert, oder ihnen zur Ausrottung der Heiden ein Schwert geliehen? — Wie viele Irrthümer, wie viele Grausamkeiten begingen die Menschen schon im Namen der Religion!

Noch immer nicht ganz ist die Thorheit des Bekehrungseifers verschwunden. Können wir Andere von der seligmachenden Kraft unsers Glaubens überzeugen, so ist es wohlgethan. Aber die Ueberzeugung muß sich in dem, welchen wir belehren, freiwillig ergeben; aufzwingen läßt sich keine Ueberzeugung, oder sie ist es nicht mehr. Wer aber die Ueberzeugung hat, der reißt sich nicht mehr von ihr los, denn sie ist eins geworden mit seinem ganzen Wesen.

Darum ist auch das leichtsinnige Uebergehen von einer Religion, oder von einer Kirche in die andere, allerdings zu tadeln. Gewöhnlich liegt dem Umtausch des Glaubensbekenntnisses irgend eine sehr weltliche Absicht zum Grunde. Man möchte sich ein Ansehen machen, oder eine Stelle bekommen, an welcher das bisherige Glaubensbekenntniß hinderte; oder man hofft von der Glaubenspartei, zu der man übertrat, mehr Unterstützung und leibliche Versorgung. Selten ist eine tiefe, innere Ueberzeugung die wahre, und

dann allerdings achtungswürdige Ursache des Uebertritts zu einer andern Religionspartei.

Der Triumph, welchen diejenigen haben, zu deren Kirche ein Abtrünniger kommt, ist folglich sehr gering. Es ist nicht die Wahrheit, sondern ein geheimer Eigennutz, welcher in Personen siegte, die entweder bei ihren alten Glaubensgenossen nicht fanden, was sie wünschten, oder sich überhaupt in keine eingeführte Ordnung fügen möchten, oder bei ihren Glaubensbrüdern ein besseres Fortkommen hofften. Schon daß man solche Leute noch in den Unterricht nehmen muß, um ihnen die Vortrefflichkeit und den ganzen Inhalt des Glaubensbekenntnisses zu enthüllen, das sie annehmen wollen, beweiset offenbar die Unlauterkeit ihres Beginnens. Denn warum ziehen sie ihrer bisherigen Religion eine andere vor, die sie noch nicht genau kennen? Und wenn sie sie so kennen, daß sie dieselbe aus voller Ueberzeugung annehmen: wozu bedürfen sie denn noch des Unterrichts? Nein, ihnen ist alle Religion nur Spiel und Werkzeug zu niedrigen Vortheilen, nach denen sie gelüsten. Sie gehören, zwar nicht der That, aber doch dem in ihnen lebenden Sinn nach, zu denjenigen Menschen, welche sich überhaupt schämen, eine Religion zu haben.

Sich schämen, eine Religion zu haben! — Welch ein Wahnsinn! und doch: ist diese Schmach der Menschheit ganz hinwegzuläugnen? Sich schämen, eine Religion zu haben! — Sich schämen, an einen Gott und Schöpfer des Weltalls zu glauben! Sich schämen des Gedankens an Ewigkeit und der ewigen Wahrheit, mit welcher Jesus die Geisterwelt erleuchtete! — Sich schämen, zu Gott zu beten! — ihn in der Gemeinschaft der Menschen auf jener ehrwürdigen Stätte, in jenem Tempel zu verehren, wo unsere Brüder, Schwestern, Aeltern, alle unsere längst verklärten Vorfahren beteten, Trost fanden und Selbstheiligung! — Sich schämen, eine Religion zu haben, — heißt das nicht, sich schämen, ein Mensch zu sein? seines eigenen Daseins sich zu schämen?

Nimmermehr! ich kann und will den abscheulichsten aller Gedanken nicht glauben. Denn auch ich bin ein Mensch: wie sollte ich solch eine Entehrung des Geschlechts für möglich

halten, dessen Mitglied ich bin? — Das wäre Selbstmord der Vernunft, das die Sünde wider den heiligen Geist!

Auch ihr, die ihr euch Christi, euch der Gottesverehrung, euch des Gebetes, euch des Tempels schämt, auch ihr habt Religion! — Was ihr öffentlich hinwegscherzen mochtet, es lebt und webt in euerm Innern! — Warum errothet ihr, euer Innerstes zu zeigen? Warum lüget ihr euch viel schlechter, als ihr je gewesen seid, und jemals werden könnet? — Aus Modeton? aus Furcht von Euersgleichen belächelt zu werden? aus Besorgniß, man möchte an euerer Aufklärung zweifeln? Eitle, furchtsame, schwache Wesen! in euerer allerlächerlichsten Schwäche wähnet ihr Stärke des Geistes zu zeigen? Ihr betrüget euch selber Einer den Andern. Das ist die Stärke des Geistes, die den Halbwissern und Thoren kühn entgegen tritt, mit tief gefühlter Wahrheit deren Innerstes erschütternd. Das ist die Feigheit der schwachen Geister, welche Jesum um einige Silberlinge und die ewige Wahrheit um einen witzigen Einfall verräth.

Aber eben diese Feigheit vieler Christen ist eine der gemeinsten Ursachen, wodurch Andere zur Religionsverläugnung verführt, und zum Abfall vom Allerheiligsten verleitet werden. Nie, o nie will ich mich derselben schuldig machen. Möge es die Welt wissen, Gott, mein Gott! daß ich Dich liebe, daß ich Dich anbete; möge es die Welt wissen, daß Jesus, den Du zur Beseligung meines Lebens in die Welt gesandt hast, mein Stolz ist; möge es die Welt wissen, daß aus Glauben, Hoffen und Lieben mein ganzes Wohl erblüht — — ich will Dich, ich will Jesum mit Freudigkeit bekennen; ich bekenne damit ja nur meine eigene Würde, mein eigenes, unzerstörbares Glück! O hätte ich Kraft! O könnte ich Irrende enttäuschen, und zur Achtung ihres eigenen Werthes zurückbringen! An Muth soll mir es nie gebrechen, durch Beispiel den Furchtsamen zu ermuthigen, Dich, Gott, mein Gott, und seinen Glauben an Jesum zu bekennen. O verleihe Du, Vater, Deinen Segen; inbrünstig flehe ich darum zu Dir! Amen.

XXII.

Wenn unser Wohlstand abnimmt.

Hiob, 2, 10.

Wenn gleich aus tiefer Mitternacht
Gewitter um mich blitzen,
So zag' ich nicht; mein Vater wacht,
Er wacht, dich zu beschützen.
Die Güte, die mich werden hieß,
Die den Bedrängten nie verließ,
Die wird mich nie verlassen.

Sein Auge schaut auf meinen Schmerz,
Und seine Blicke zählen
Die Sorgen, die mein armes Herz
Mit Angst und Kummer quälen.
Er sandte mir das Leiden zu,
Daß nicht mein Herz in stolzer Ruh
Des Ewigen vergesse.

Gesegnet sind die Leiden mir,
Die mich zum Himmel ziehen,
Mich lehren, Gott allein zu Dir,
Als meinem Vater, fliehen.
Ich weiß es, nach der finstern Nacht
Gibst Du mir wieder Tagespracht,
Die Alles umgestaltet.

Gewöhnlich machen sich die Menschen ihre meiste Sorge über die Aufnahme oder Abnahme ihrer Glücksumstände, und woher sie Geld genug nehmen werden, um ihre verschiedenartigen Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn man aber alle Jahre den Wechsel der Glücksumstände bei so vielen Tausenden sieht; wenn man sieht, wie nichts Ungewisseres als Geld und Gut ist, und wie doch endlich, wenn die Umstände auch noch so schlimm werden, kein Einziger ganz verloren geht, sondern immer wieder, wenn die Noth am allergrößten wird, durch Gottes besondere Leitung und guter

Menschen Beistand Rettung findet: sollte man da nicht glauben, der Kummer um kleines Hab und Gut, und wovon wir leben, müsse der allergeringste sein? — Aber dennoch ist er es keineswegs. Denn an unserm Mehr- oder Wenigerhaben hängt noch manches Andere, als die Sorge, wovon wir leben, uns nähren und kleiden wollen. Daran hängen noch die Besorgnisse unserer Eitelkeit, die kleinen Gelüste unserer Bequemlichkeit, die Aussichten für unsere Kinder oder Freunde, und eine zahllose Menge von sich alltäglich verändernden Wünschen und Planen für die Zukunft.

Es ist in unsern Tagen unter tausend Haushaltungen vielleicht kaum eine einzige, welche nicht von Nahrungssorgen mehr oder weniger gedrückt würde, oder doch ihr Besitzthum und ihre ehemaligen Einkünfte nicht sehr geschmälert sähe.

Und unter diesen Tausenden mache auch ich keine Ausnahme.

Doch, den Muth darf ich nicht sinken lassen. Wer seine Standhaftigkeit aufrecht erhält, hat noch die Möglichkeit, sich aus seinem bedrängten Verhältniß wieder hervorzuschwingen. Man muß nie an sich selbst verzweifeln, noch weniger an der Vorsehung, der tausend uns unbekannte Mittel und Wege zu Gebote stehen, uns wieder in eine andere Lage zu versetzen, wenn es die rechte Zeit für uns ist. Das haben ja Millionen schon vor mir erfahren; das erfahren Millionen noch alle Tage.

Ich will standhaft sein, unerschrocken ausharren, wie es dann auch kommen möge. — Mir gleichviel! Ich kann es nicht ändern. Alles hängt ja von der Hand des Allerhöchsten ab. Ihm müssen wir uns schweigend unterwerfen.

Doch diese Ergebung in Gottes Willen soll und darf mich nicht in Unthätigkeit gerathen lassen. Will ich den Segen des Herrn hoffen, so muß ich mich durch Anstrengungen desselben wenigstens würdig machen. Ein fauler Knecht wird auch vom besten Herrn verstoßen. Nur dem, der keine Mühe spart, sich selber nach allen Kräften zu helfen, hilft Jedermann freundlich. So will auch ich mit Gottes Beistand thun. Er wird mich nie ganz verlassen.

Es ist Zeit, daß ich einmal recht ernsthaft überlege, wie

mir zu helfen sei. Und will ich das, so muß ich ohne Schonung meiner Eigenliebe prüfen, woher die Abnahme meiner Glücksumstände rührt? — Bin ich nicht vielleicht selbst zum Theil Schuld daran. — War ich nicht vielleicht in meinen Unternehmungen zuweilen unvorsichtig? — War ich nicht vielleicht in meinen Ausgaben reichlicher, als ich nach Maasgabe meiner Umstände hätte sein können? — Verleitete mich nicht mitunter falscher Stolz, falsche Scham zu unrechten Schritten? — Wenn dies war: so trage ich jetzt nur die Schuld meiner Fehler. Und ich werde sie so lange büßen müssen, als ich nicht Muth habe, sie abzulegen, und ganz das tugendhafte Gegentheil von dem zu werden, was ich bisher war.

Ist aber die Verschlimmerung meiner Vermögensumstände hauptsächlich nur die Folge der schlechten Zeiten; ist meine gegenwärtige bedrängte Lage nicht eigentlich mein eigenes Verschulden, mein eigenes Werk; o so ist es Gottes Werk! Dann kann ich schon ruhiger, ja sogar freudiger sein. Ich habe nicht Ursache, mich vor mir selber zu schämen, oder vor andern Leuten meine Verhältnisse zu verbergen. So spreche ich mit dem ebenfalls viel geprüften Dulder Hiob: Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? Hiob 2, 10.

Freilich, das Böse fällt uns schmerzlich auf. Aber worin bestände denn mein gottergebenes Christenthum, wenn ich nicht getrosten Muthes Alles tragen könnte, was der Herr der Schicksale mir zu tragen gibt? So lange dem Menschen Alles nach Wunsch geht, kennt er sich selbst noch nicht ganz. Erst an bösen Tagen erfährt er deutlich, was an ihm selber sei. —— Freilich, unserer Eitelkeit, unsern gewohnten Bequemlichkeiten geschieht Abbruch. Aber eben dies war auch vielleicht der Grund, warum durch Gottes Fügungen unsere Glücksumstände in Verfall gerathen mußten. Wir sollten nicht eingebildet und hoffärtig sein; wir sollten uns nicht in Bequemlichkeiten verweichlichen, nicht alle Sorge für die Lust des Leibes verwenden. Was hülfe es dem Menschen, spricht der göttliche Heiland, wenn er

die ganze Welt gewänne, und Schaden nähme an seiner Seele?

Ertrage freudig deinen Zustand — er ist ja Gottes Werk. Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? Doch an dir liegt viel, deine Lage zu verbessern, wenn du es nur mit rechtem Ernst willst, und es auf die gehörige Weise anfängst. Dann tritt auch deines Gottes Segen hinzu. Und woran du manches Jahr verzweifelst, kann dir ein einziger Tag verschaffen.

Verschaffe dir vor allen Dingen die genaueste und deutlichste Erkenntniß vom gegenwärtigen Zustande deines Vermögens. Ohne diese Einsicht, welche dir täglich klar sein muß, stehst du in einer fortwährenden Ungewißheit und Unruhe, und deine Maasregeln werden schwankend, weil du nie zuverlässig weißt, ob du zuviel oder zu wenig thust. Verhülle und verhehle dir nichts; verschönere dir nichts. Baue auf keine Hoffnungen, sondern siehe an, was ist. Rechne auf nichts, als was du wirklich hast, und dir unwidersprechlich gehört. Und wäre es noch so wenig, viel weniger, als du selbst glaubtest: genug, daß dich schon die Gewißheit davon ruhig und fest in deinen Entschlüssen macht. Je größer das Uebel, je größer der Muth. Nur hüte dich vor falscher Scham. Ergreife einen ächten Stolz; den Stolz, daß du dein Schicksal unverschuldet trägst. Was Gottes Werk ist, dessen darf der Mensch sich nicht schämen.

Und von diesem Augenblick an entwirf deinen Lebensplan. Entferne Alles, was entbehrlich genannt werden kann, ohne Zeitverlust. Begnüge dich mit dem Wenigsten. Deine Kraft sei größer als Alles; dein Vertrauen auf Gottes Beistand am allergrößten. Dieser Muth in bösen Umständen wird dich mit ungewohnter Heiterkeit erfüllen. Deine kaltblütige Entschlossenheit wird dir selbst ein Gefühl eigener Größe geben, das du noch nie hattest. Du wirst zuletzt über dein Schicksal erhaben hinblicken, und über mancherlei Entbehrungen sogar scherzen können, über welche die Schwächern seufzen.

Laß dich von diesem Entschlusse durch keine falsche Scham abwendig machen. Sei nur

wahr gegen dich und Andere. Nenne die Dinge, wie sie sind, und du wirst nichts mehr fürchten. Wer aber ohne Furcht lebt, der ist schon ein halbbeglückter Mensch. Deine Festigkeit, deine Offenheit werden von allen Rechtschaffenen geachtet sein, und selbst ihr Mitleiden wird sich gegen dich mit einer gewissen Ehrfurcht vermischen. Wer aus Eitelkeit nicht gern Andere wissen lassen will, wie übel es mit ihm stehe, muß sich in jeder Stunde zum Heuchler machen; ein frohes Gesicht machen, wo er seufzen möchte; Ausgaben thun, wo er nothwendig sparen sollte. Er verschlimmert seinen Zustand mit jeder Woche, und lebt doch dabei in beständiger Angst und in der Ueberzeugung, daß seine Lage früher oder später dennoch kund werden müsse. Wozu also diesen Zustand von Bangigkeit verlängern? Man sieht doch sehr bald durch die angenommene äussere Herrlichkeit das innere Elend, sieht die mühsam zusammengesetzte Miene, und vermuthet eben darum noch weit schlimmere Dinge, als wirklich vorhanden sind.

Warte nie bis zum letzten Augenblick mit Anwendung deiner Hilfsmittel, die dich, wo nicht aus der Verarmung, doch aus der Verlegenheit retten können, reicher zu scheinen, als du bist. Wer reicher scheinen will, als er ist, ist in der That ärmer, als er selbst scheint. Warum zögerst du mit deinen Einschränkungen? Was du heute noch, um die Leute zu täuschen, ausgibst, könnte dich, wärest du ehrlich gegen dich und die Welt, nach mehrern Wochen noch aus großen Verlegenheiten ziehen. Für wessen Glück lebst du? Ist es nicht für das deinige? Für wen machst du Aufwand, der dir überflüssig, wohl gar schädlich ist? Geschieht es nicht für Andere, ohne daß sie davon einen Nutzen haben?

Werde genügsam mit dem Wenigsten. Deine Einkünfte verringern sich; es steht nur bei dir, sie durch hohe Sparsamkeit wieder zu vergrößern. Armuth ist keine Schande; aber Hang zur Bequemlichkeit, Ueppigkeit, Verschwendung ist Schande. Verschwender ist aber auch der Dürftigste, sobald er genießt, was er wohl entbehren könnte, und ausgibt, was er nicht eingenommen hat. Sei genügsam mit dem Wenigsten, und du wirst dich plötzlich reich sehen. Du

wirst noch immer mehr haben, als du vonnöthen hast, während du in glücklichen Tagen, wo du mehr besaßest, oft weniger hattest, als du gebrauchtest. Dies Entbehren wird deinem Körper Gesundheit, deinem Geist eine höhere Kraft verleihen. Siehe da schon ein Segen Gottes, der jeder Tugend nachfolgt! Was du deinem Körper versagst, hast du deiner Seele gegeben.

Aber hüte dich, darum in den Fehler des Geizes zu fallen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß schwache Menschen, erschreckt durch den Verfall ihres Vermögens, in Kargheit übergehen, und sich und Andern das Nothwendige versagen, um Geld zu häufen. Sie nennen es Sparsamkeit; aber sie sparen auch da und dann noch, wo und wann es ihnen nicht nur ohne Nutzen, sondern sogar nachtheilig wird. Verschwender, wenn sie sich plötzlich bekehren wollen, sind am meisten der Gefahr ausgesetzt, Geizige zu werden. — Sparsamkeit will nur sammeln, um nicht Mangel zu leiden, und Mittel zu haben, sich und Andern zu helfen. Kargheit aber will selbst da sparen, wo die Pflicht es verbietet. Geiz will Vermögen sammeln, weder um es selbst zu geniessen, noch Andere davon geniessen zu lassen, sondern aus bloßem Wohlgefallen am Gelde.

Deine Genügsamkeit entarte aber auch nicht in Unanständigkeit, wodurch du deine Nebenmenschen von dir zurückstößest. Du mußt selbst deine Armuth ehrenvoll, und dich in deiner Lage liebenswürdig machen können. Du bist freilich nicht vermögend, in deinem Hause zu glänzen mit theuerm Hausgeräth; aber deine Wohnung kann durch geschmackvolle Ordnung gefallen und durch strenge Reinlichkeit. Du kannst freilich nicht in kostbaren Kleidern erscheinen; aber eine hohe Sauberkeit derselben schafft dir bei allen Personen Achtung und Zutritt. Reinlichkeit ist eines der wichtigsten Mittel für Jeden, der im Hauswesen zu ersparen gedenkt. Unreinlichkeit ist eine der gewöhnlichsten Verschwendungsarten dürftiger Familien. Sie bilden sich ein, was ihnen nicht kostbar sei, bedürfe auch keiner ausgezeichneten Sorgfalt. Aber ihre Nachlässigkeit und Verwahrlosung dessen, was sie haben, vergrößert ihre Ver-

armung, und deutet denen, welche helfen könnten, an, daß hier nicht mehr zu helfen sei, weil man nicht hauszuhalten versteht.

Verdoppele deine Arbeitsamkeit. Den Fleißigen segnet Gott. Verdoppele deine Aufmerksamkeit, sowohl um dasjenige, was du besitzest, unverletzt zu behalten, als es mit neuem Erwerb zu vermehren. In deinem Hauptberuf und Geschäft hindern dich vielleicht die Zeiten, hinreichend für deine Bedürfnisse zu gewinnen. Denke nach, wo du dir auf irgend eine andere Weise neue Gewinnsquellen eröffnen kannst, wären sie endlich auch noch so klein. Verschmähe das Geringere nie; denn es wird nichts groß, ohne aus der Zusammensetzung vieler kleiner Theile. Mit dem Fleißigen ist Gott!

Laß dich durch deine beschränkten Umstände nicht mürrisch machen, nicht neidisch, nicht ungefällig gegen Andere. Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen? — Nimm es mit der Zuversicht auf Gottes Weisheit und Liebe; nimm es mit Dankbarkeit. Hebt dich dein Glaube an Gott: so wirst du nie aufhören, heiter zu sein. Der Heitere ist jederzeit geneigt, andern Menschen gefällig und dienstfertig zu sein. Dem Dienstfertigen wieder zu dienen ist Jedem ein Vergnügen. Siehe, das wirkt der Glaube an Gott! — Verlasse das Vertrauen nicht auf Gott, und die Menschen werden dich auch nicht verlassen. Kommen die Stunden des Trübsinns, laß sie kommen. Sie sind dir heilsam. Aber überlasse dich ihnen nicht ganz, sondern schwinge dich aus ihnen auf den Flügeln der Andacht und des Gebetes zu dem Ewigen empor, der dich noch immer liebt, und dein Geist wird von seinem Thron erheitert zurückkehren. Du wirst freilich manche ehemals gewohnte Lustbarkeiten entbehren müssen; nie aber, wenn du nur selbst willst, die Lust. Sie lächelt Jedem, der reinen Herzens ist, und seine Pflicht thut. Es werden dir scheinbar kleine Freuden aus Umständen erblühen, die du ehemals kaum der Aufmerksamkeit würdig hieltest, und sie werden dich mehr erquicken, als vormals die kostspieligsten Zerstreuungen.

Dies sind deine Pflichten; dies sei deine Weisheit!

Auf diese Art wirst du dich, bei aller Zerrüttung deiner Vermögensumstände, Gott gefällig und den Menschen achtungswürdig emporhalten, und nicht untergehen.

Dies sind deine Pflichten. Aber eine hängt in der andern. Wähle nicht die eine, und versäume die andern. Dir würde nur halb geholfen sein; und du selbst begehrst nicht halbe Hilfe. Halte an Gott, und er wird auch dich halten!

An Dir, Vater der Welt, Allbarmherziger, der Du Keinen verlässest, will sich auch meine bekümmerte Seele festhalten. Ich erkenne, auch in diesen trüben Tagen, wo mein irdischer Wohlstand weicht, Deine väterliche Weisheit, und verzweifele an Deiner Liebe nicht. Haben wir Gutes empfangen von Dir, und sollten das Böse nicht auch annehmen? — Ich erkenne, was ich in diesen meinen Umständen zu thun schuldig bin mir und den Meinigen. Und ich will es thun. Gib Du mir nur Kraft und Deinen segenvollen Beistand. Ich werde mit Dir Alles, auch das Schwerste, überwinden. Ich werde meine Freudigkeit nicht verlieren, die denen bleibt, die Dich lieben. Hilf mir, Vater, Deinem Kinde; mit Inbrunst flehe ich Dich an, hilf mir! Amen.

XXIII.

Häusliche Sorge, häusliches Glück.

Römer 8, 28.

Du, Herr, kannst Alles enden,
Was mich jetzt drückt und plagt,
Kannst mir noch Hilfe senden,
Wenn schon mein Muth verzagt.

O so geschehʼ Dein Wille,
Er ist der beste doch;
Und aus des Kummers Fülle
Rufst Du mir Freuden noch.

Ein jeder neue Morgen
Sei Zeuge, daß ich frei
Von ängstlich bangen Sorgen,
Nur Dir ergeben sei.

Kein Uebel ist so groß, daß nicht die Furcht vor demselben ein größeres Uebel wäre, als das Unglück selbst, welches man vor sich zu sehen meint. Jedermann weiß es aus eigenen Erfahrungen. Aber es gehört schon viel Geistesstärke dazu, sich dieser Erfahrung und ihrer Lehre immer bewußt zu bleiben, und sie zu benutzen. Die meisten Menschen sind so schwach, so kleinmüthig, so schnell bei jeder Gefahr verzagt, so wenig bedacht auf Alles, was ihnen schon ihre Vergangenheit sagte, so wenig mit muthiger Zuversicht auf die himmlische Vorsehung hinblickend, daß sie bei jeder neuen Drohung der Schicksale in neue Furcht gerathen.

Die Sorge ist der Leiden größtes; nicht weil alles Sorgen an sich selbst schon ein Uebel wäre, sondern weil der kleinmüthige Sterbliche es zum Uebel macht. Denn jeder Gedanke an die Zukunft, und das Bestreben, künftigen Uebeln vorzubeugen, ist Pflicht; aber mit Angst und Zittern das Kommende erwarten, ist gegen die Pflicht des Christen, der einen Gott glaubt und Jesu tröstendes Wort im Herzen trägt.

Jeder Mensch, er sei noch so glücklich, hat seine eigenen Sorgen; keiner ist davon befreit; denn jeglicher richtet forschend seinen Blick auf die bevorstehenden Zeiten; aber was sie ihm bringen, kennt er nicht. Der Beglückteste weiß nicht, ob er es noch den folgenden Tag ist.

Die Sorgen wachsen, wie die Erkenntniß der Menschen von der Unzuverlässigkeit der äussern Glücksgüter wächst. Das unwissende Kind sorgt am wenigsten, weil es noch mit dem Wechsel der Dinge zu unbekannt ist. Es glaubt, was es hat, zu haben, so lang es ihm gefällt; es fürchtet keine bösen Ereignisse, weil ihm noch keine erschienen sind.

Die Sorgen wachsen, wie die Anhänglichkeit der Menschen an äussere Glücksgüter wächst. Wer die meisten leidenschaftlichen Neigungen hat, der hat die meisten und schwersten Sorgen. Wer von unmäßiger Ehrliebe beherrscht wird, und zuviel Werth auf das günstige Urtheil des großen Haufens setzt, wird beständig vor der Möglichkeit zittern, durch irgend einen Umstand sein bisher genossenes

Ansehen zu verlieren. Wer zuviel auf Erwerb oder Besitz zeitlichen Vermögens hält, wird beim leichtesten Anschein von Gefährdung desselben in Schrecken gerathen. Willst du weniger von Sorgen gequält werden, so mindere nur deine allzuheftige Neigung für das, was dir am liebsten ist. Brich die Macht der dich beherrschenden Leidenschaft. Lerne den Werth dessen richtiger schätzen, was für dich bisher einen übertriebenen Werth hatte. Was uns jeder Zufall rauben kann, darauf müssen wir nicht das gesammte Gebäude unserer Glückseligkeit errichten. Kinder sind darum am glücklichsten, weil sie ihr Herz noch nicht fest an gewisse Dinge hängen. Sie beweinen und vergessen, und finden wieder neue Freuden auf. Sie betrachten die Veränderlichkeit der Umstände wie ein Spiel, das nur flüchtig ergötzt. Der Weise muß aus Grundsätzen werden, was sie von Natur sind. Wenn ihr nicht umkehrt und werdet, wie die Kinder, sprach Jesus, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Die Sorgen wachsen, wie die Zahl der Berührung wächst, in welche wir mit der Welt treten. Je zurückgezogener der Mensch von mancherlei Verhältnissen lebt, je weniger Bedürfnisse er sich macht, je leichtern Herzens kann er sein; wenigstens hat er den Vortheil, nicht durch das Schicksal von allzuvielen Seiten her bedroht zu werden. Aber darum hat er nicht weniger Sorge, wenn er einen schwachen, kleinmüthigen Sinn hat. Auch in der tiefsten Einsamkeit ereilt ihn der Schwarm von Bekümmernissen, wenn er das furchtsame Gemüth mit sich dahin bringt. Er zittert da freilich keineswegs vor der Mannigfaltigkeit der Unglücksfälle, aber desto tiefer vor den wenigen, die ihn noch bedrohen. Alle Unfälle des Lebens sind nur das, wozu wir sie machen, und jedes Uebel ist uns das, wofür wir es halten. Was man für kein großes Unglück hält, ist auch keines. Darum geschieht, daß der Eine sehr gleichgültig bei Dingen ist, die den Andern in Angst und Noth bringen.

Man ist gewöhnlich der Meinung, daß häusliche Sorgen die schwersten sind. Da hat man nicht bloß für sich selbst zu denken, sondern auch für Gattin, Kinder,

Dienstboten, Arbeiter, Verwandte. Man muß für ihren Unterhalt, für ihr Auskommen, für ihre Ehre, für ihre Gesundheit sorgen. Wäre ich frei, spricht Mancher, wenn er eine düstere Zukunft sieht, das alles würde mir wenig Kummer machen. Ich wüßte schon, wie ich mich retten könnte; aber das Schicksal der Meinigen liegt mir am Herzen! — Aus eben diesem Grunde sieht man in unsern Tagen, besonders in Städten, wo viel Aufwand herrscht, wirklich viele Personen die eheliche Verbindung scheuen, und im unvermählten Stande bleiben.

Diese Gesinnungen entspringen aber offenbar aus einer falschen Ansicht des Lebens, und aus einem Mangel wahrer Religiosität. Aus Mangel an wahrer Religiosität, weil dergleichen Aeusserungen ein Geständniß von gewissen geheim gehaltenen Leidenschaften sind, die mächtiger selbst als der Naturtrieb wirken, und ein schwaches Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, so wie auf das Wort der heiligen Schrift, verrathen: daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Röm. 8, 28. Ein Wort, dessen tiefen Sinn dergleichen Menschen selten ergründet haben.

Es ist wahr, daß das häusliche Leben die Zahl der Sorgen vermehrt, aber nicht das Gewicht der Sorgen. Auf vielerlei Dinge Bedacht nehmen müssen, ist kein Unglück; aber mit beständiger Aengstlichkeit, mit immerwährender Furcht auf etwas Bedacht nehmen, das ist Unglück! Und dieses kann der Mensch eben so sehr im vermählten, als im unvermählten Stande haben!

Wer aus Furcht vor der Last der Sorgen das eheliche Leben meidet, ergibt sich all den traurigen Erwartungen und Bekümmernissen, welche der Stand der Unvermählten bringt: Schwächung der Gesundheit; einsam stehen mit seinen Leiden und Freuden; beständig ein Fremdling in der Welt sein; Verzicht thun auf das Glück geliebt zu sein; erkaufte Pflege in Krankheit von fremder Hand; Einsamkeit in alten Tagen, ohne alle Erquickung der Zärtlichkeit der Unserigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Freilich nicht Jedem, sondern nur dem, der im hohen Sinne

Jesu das Leben betrachtet, und daher überzeugt ist, daß alle Dinge denen zum Besten dienen, die Gott lieben.— Wer Gott wahrhaft liebt, bezeugt es durch gewissenhafte, strenge Vollziehung aller Pflichten. Wer seine Pflicht redlich erfüllt hat, der hat nichts zu befürchten, es komme auch über ihn, was wolle. Und nähme ihm Gott auch das Liebste, er weiß, daß es zu seinem und der Seinigen Besten dient. Warum sollte er also ein Raub des Kummers werden? Wer will sich denn also über das betrüben, was gewiß sein und der Seinigen Glück ist? Er weiß ja, ohne den Willen Gottes kann auch das Kleinste nicht geschehen: er weiß ja, Gottes Weisheit ist höher, als aller Menschen Vernunft; er weiß ja, daß dieser Weisheit nichts gleich kommt, als die göttliche Liebe zu uns.

Ohne Gott ist keine Welt, und ohne inniges Glauben an Gott keine Seligkeit in der Welt. Christliche Religiosität oder Frömmigkeit ist die höchste irdische Weisheit, die den Schlüssel zu allen Räthseln des Lebens hat, die uns eine gewisse Ueberzeugung gibt, daß kein wahres Uebel zu finden sei unter dem Himmel, als die Sünde, die Pflichtverletzung, die allzugroße Einwurzelung unserer Neigungen in das, was zeitlich und unabänderlich ist.

Das eheliche und häusliche Leben macht den Menschen aber zur Frömmigkeit geneigter, als das unhäusliche, einsame Dasein. Je mannigfaltigere Sorgen, je öftere Hinblicke auf Gott. Wer nur für sich allein sorgt, gewöhnt sich leicht, zu sehr auf eigene Kraft zu trauen. Je mehr wir durch Bande der Liebe an die Menschheit gekettet sind, je milder werden wir in ihrer Beurtheilung und Behandlung, je mehr sind wir zärtlichen Gefühlen offen. Die Liebe führt uns an weicher Hand zur Tugend. Der Blick auf Gatten und Kinder hat schon von Unthaten zurückgehalten, die der Unabhängige mit frechem Muthe verübt hätte. Die Liebe lenkt die Hoffnung und Sehnsucht des Sterblichen am öftersten mit sanfter Gewalt zum Himmel, zur Ewigkeit. Wer an Gott und Ewigkeit glaubt, und vor beiden mit Jesu großem Sinn wandelt: kann der wahrhaft unglücklich sein? Kann er jemals unglücklich werden? Was hat er mit Furcht und Zittern

zu sorgen, er, dem gewiß Alles, was geschieht, zum Besten dienen muß?

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Wer möchte auch ganz ohne Sorge sein wollen? Sie ist die wirkliche Würze des Lebens. Wer keine Sorge hat, ist auch ohne Wünsche. So lange wir athmen auf Erden, wünschen wir. Es ist auch gut, daß wir wünschen, damit wir nicht still stehen in todtenhafter Unthätigkeit, sondern immer vorwärts schreiten zum Bessern. Das Bessere findet der Mensch durch Klugheit in äusserlichen Verhältnissen; das Beste aber, nämlich Seelenfreudigkeit, durch Tugend in sich selber.

Sorge vergrößert das häusliche Glück. Sorglosigkeit um die Zukunft zerstört das Hauswesen. Wer nur an die gegenwärtigen Umstände denkt, nicht an die möglichen Folgen seiner Handlung; wer über den Besitz einer einzigen Sache alles Uebrige vergißt: der rennt mit strafbarem Leichtsinn in den Abgrund seines Verderbens. — Was ist es denn, das dem Menschen die meiste Freude macht, wenn es nicht das Gelingen seiner Mühe ist, sich ein besseres Loos zu bereiten, oder Uebeln abzuwehren, die im Anzuge sind? Ein Glück, ein Vortheil, so uns ohne unser Zuthun erwächst, macht nicht den zehnten Theil des Vergnügens, als was die Frucht unsers Nachdenkens und Fleißes war. Denn in dieser erkennen wir unsere eigene Kraft, und die Wahrnehmung derselben erfüllt uns mit Achtung für uns selbst. Wir lieben, was wir durch Sorge und Arbeit erworben haben; denn es ist erst durch uns da, es würde ohne uns nicht gewesen sein, es ist gleichsam aus uns hervorgegangen, es ist Eines mit uns. So liebt auch Gott seine Geschöpfe.

Je mannigfaltiger daher häusliche Sorge ist, je häufiger wir bald diese, bald jene kleine Gefahr von uns, oder dem Haupte der Unserigen abzuwenden haben; je verschiedener die kleinen Hindernisse sind, welche wir zur Zufriedenheit unserer Familie bald hier, bald da, aus dem Wege räumen müssen; je öfterer uns unsere Fürsorge, unsere Unternehmung, unser Rath, unser Anschlag gelingt: um so mannigfaltiger, um so häufiger ist das Glück, welches

wir genießen. Wir leben doppelt selig im Anschauen unserer Werke; denn es sind unsere Werke; sind redende Zeugen unserer Sorgfalt, unserer Einsicht, unserer Kraft. Hundert Kleinigkeiten, welche das Auge der Fremden gar nicht bemerkt, werden auf diese Weise Quellen unserer Freude. Wir fühlen es tief, daß häusliche Sorge das wahre häusliche Glück bringt.

Wenn Jesus lehrte: «Sorget nicht für den andern Morgen", wollte er uns damit nicht zur Unthätigkeit verdammen, oder den Leichtsinn empfehlen. Er selbst bewies von diesem in seinem ganzen Lebenslauf das Gegentheil. Er sorgte für seine Jünger, er sorgte für das Glück des ganzen menschlichen Geschlechts. Er eiferte gegen Leichtsinn, Wohlleben und Müßiggang. Er empfahl die Tugend der Arbeitsamkeit, und lehrte bei jeder schicklichen Gelegenheit das: Bete und arbeite! jenes Gottesgesetz: Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen. Aber er warnte vor der ängstlichen Sorge, welche einen Mangel des Vertrauens auf Gott verräth; vor jener beständigen Unruhe des Gemüths um irdische Angelegenheiten, welche die edelsten Kräfte des Geistes und der Gesundheit verzehrt, und untüchtig macht, sich über die Sinnlichkeit zu erheben.

Fürsorge ist gut; sie stählt unsern Muth; aber bange Besorgniß ist schädlich, sie schwächt unsern Muth und nimmt uns die Kraft, möglichen Unfällen auf die zweckmäßigste Weise vorzubeugen, oder wenn wir sie nicht verhindern können, doch ihre nachtheiligen Folgen zu verkleinern. Daher, wer den Muth nicht verliert, hat den Sieg schon halb gewonnen. Auf Alles gefaßt sein, heißt schon den meisten Gefahren entronnen sein.

Ueberwinde dich selbst, und du hast die Welt überwunden. Sei mäßig in deinen Wünschen, und deine Besorgnisse werden sich von selbst mäßigen. Liebe nichts mit allzuunbegrenzter Liebe, als deine Tugend; und der Verlust dessen, was irdisch ist, und folglich doch einmal, sei es früh oder spät, verloren sein muß, wird dich weniger erschrecken. Was würde dir wohl auf Erden am bittersten sein, wenn du es einbüßen solltest? Sind es deine Kinder? Ist es dein Gemahl? Ist es dein Freund, dein Ver-

mögen, oder dein Stand, oder dein Ansehen, oder dein Vaterland? Worüber würdest du am alleruntröstlichsten sein? — Gut, denke, daß es dir nach Gottes Rathschluß genommen werden könne; mache dich sogar vertraut mit diesem Gedanken. Denn wahrscheinlich bist du bestimmt, das einzubüßen, woran dein Herz am allerfestesten hängt, weil es dich eben durch diese Leidenschaftlichkeit hindert, inniger an Gott und Ewigkeit zu hangen; dich hindert, dein Glück durch Tugenden in dir selbst unerschütterlich zu gründen. Es ist der Gottheit Wille, deinen Geist von dem, was vergänglich ist, emporzuziehen nach dem Unvergänglichen. Bereite dich also auch auf das Schwerste vor, um, wenn der prüfende Augenblick kommt, nicht alle Glückseligkeit mit einem Schlage zu verlieren. Liebst du Gott, so bist du überzeugt, daß alle Dinge zu deinem Besten dienen müssen.

Prüfe dich selbst, du Vater, du Mutter, wenn du nun plötzlich kinderlos daständest — würdest du ganz elend sein, oder noch in deinem Innern eine Freudigkeit behalten, mit der du in jenes bessere Leben hinüberblicken, und ruhig und einsam deinen Lebensweg auf Erden vollenden könntest? — Prüfe dich selbst, wenn unvermuthet alle deine Stützen fielen, wenn du unausweichlich in die größte Armuth eingehen, vielleicht dein dürftiges Brod mühsam auf andere Art oder in andern Ländern suchen müßtest: würdest du darum in deinem Innersten vollkommen unglücklich sein, oder noch einen aufrechten Muth behalten? — Der Weise, der wahre Christ, trägt noch etwas in seinem Gemüth, das ihn von allem äussern Unglück unabhängig macht, und nicht auf die Urtheile der Welt achten läßt. Er steht wie ein Fels Gottes in Gewittern. Er ist größer, als jedes Schicksal. Denn in ihm ist ein Glaube an Gott, eine Hoffnung des bessern Seins, eine Hochachtung seiner selbst. — Zwar die Sorge ist ihm nicht fremd; aber die heimliche Furcht vor dem Mißlingen seiner Wünsche. Das Zeugniß seines Gewissens gilt ihm mehr, als das Reden der Menschen. Er befiehlt dem Herrn seine Wege; er weiß, der wirds wohl machen. Denen, die Gott lieben, müssen endlich alle Dinge zum Besten dienen.

Und auch nur einem solchen rein christlichen Gemüthe bringt häusliche Sorge häusliches Glück. Für den Weisen ist die Sorge nur der leichte Schatten, welcher im Gemälde seines Lebens die einfallenden Lichtstrahlen mildert, oder glänzender hervortreten läßt. Eben dadurch wird, was ihn umgibt, werthvoller. Was uns einen kleinen Kummer machte, erweckt dafür desto lebhaftere Freude. Es achtet ja niemand seiner eigenen Gesundheit, und freut sich Keiner derselben so herzlich, als wer sie bedroht sah. Wie Vieles würde gleichgültig bleiben, und uns arm an Vergnügen lassen, wenn es nicht auch unsere Theilnahme und Besorgnisse erregen könnte. Es wachsen tausend Pflanzen, aber die einzige, die wir selber besorgten und pflegten, macht uns mehr Lust als die tausend übrigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. Wie süß ist es nicht an sich schon, das Sorgengefühl für geliebte Wesen, die uns Gott gegeben! Würde eine Mutter wohl vorziehen, lieber ihr Kind nicht zu haben, als die Sorge um dasselbe zu empfinden? Würde sich der Gatte seine Sorge um die theure Gattin, der Sohn die Sorge um den guten Vater nehmen lassen? Liegt nicht in der Sorgfalt um das, was wir haben, der schönere Theil unsers Lebens? — Und geht es dann auch einmal nicht nach unsern Wünschen — Alles wird durch die Liebe wieder gut. Man trägt leichter was Andere freudig mit uns tragen. Man sendet sich durch Wort und Blicke gegenseitig Trost ins Herz. Nach einem Sturme thut wieder die Ruhe wohl. Nach jedem überstandenen Unglück fühlen wir uns erhabener. Der Mensch ist dann immer am größten, wenn er besteht im Zusammensturz des Unbeständigen.

Häusliche Sorge bringt häusliches Glück. — Wir müssen ja sorgen, um glücklich zu sein. Was unsere Sorge von uns nicht abwenden kann, da ist auch kein Unglück, sondern Gottes Werk, der es sendet. Es muß zu unserm Besten dienen! Daher ist jede Furcht und Aengstlichkeit vergebens. — Es gibt nur ein einziges wahrhaftes Unglück — dies sind die Folgen der Sünde, die Folgen schlechter, unredlicher Handlungen. Gegen Begehung des Fehlers können wir Sorge tragen, aber gegen

die Wirkungen des schon Begangenen ist unser Sorgen zu spät. Hier helfen auch keine Trostgründe. Wer will uns trösten, da unser eigenes Gewissen uns den Trost versagt? Was hilft, daß uns Andere lossprechen möchten, da uns das eigene Bewußtsein verdammt? — Sollen wir jemals Angst und Schrecken fühlen vor dem Untergang unsers häuslichen Glücks oder eines Theils von demselben, so sei es, insofern wir selber auf dem Wege sind, es durch eine leidenschaftliche Uebereilung, durch eine strafbare Begierde, durch eine Verletzung göttlicher und menschlicher Ordnungen zu zerstören.

Vater im Himmel, ich liebe Dich mit den Gefühlen des Kindes, welches seine Ohnmacht, seine beschränkten Einsichten kennt, und Vertrauen hat auf des Vaters höhere Macht und Weisheit. Darum bin ich ruhig in Deinen heiligen Willen ergeben, ohne Bangigkeit wegen meiner und der Meinigen Zukunft. Füge Du es mit ihnen und mit mir, wie Du willst. Wir wissen es, denen, die Dich lieben, gereicht Alles zum Besten.

Darum will ich auch nicht mehr mit Furcht und Bangigkeit sorgen, sondern mit Muth und ruhigem Herzen. Nur so belohnt sich die Sorge, nur so ist sie dem durch die Lehre Deines Sohnes Jesu Christi geheiligten Gemüthe angemessen. Jede andere ist entweder störrischer Eigenwille oder allzuinbrünstiges Festhalten an dem, was nicht unser ist und sein soll; oder allzugeringes Vertrauen auf Deine väterliche Weisheit und Vorsehung. Warum sollte ich denn auch zaghaft sorgen, da Du am besten weißt, was mir nütze ist, und Du mit Deiner Vaterliebe beständig für mich und die Meinigen Fürsorge trägst? — Ich will meine Pflichten erfüllen; für das, was ich in meinem Verhältnisse, in meinem Stand thun muß, Sorge tragen — alles Andere überlasse ich Deiner Leitung. Da werfe ich meine Sorgen auf Dich, o Herr, Du wirst es wohl machen. Amen.

XXIV.

Der Werth des Lebens für die Menschen.

Philipp. 2, 13. 14.

Es flieht der Mensch von Traum zu Traum,
Mit Hassen und mit Liebe,
Durch seines Daseins engen Raum,
Als ob ein Geist ihn triebe.
Er sieht aus sich hinaus und fordert Seligkeit,
Und was er sich ergreift, ist Eitelkeit der Zeit!

Sei Weltgebieter
Umstrahlt von alles Glückes Sonnenlicht,
Sei Herr der schönsten Erdengüter;
Doch Seligkeit, die hast du nicht!

Denn Seligkeit wohnt nur im heiligen Gemüthe,
Sie ist nicht die Frucht des Goldes oder Ruhms;
Sie ist nur Blüthe
Des Geisterthums!

Drum nicht im Weltgetümmel,
Hier zwischen Trug und Schein:
Dein Wandel soll im Himmel
Mit Jesu sein!

Flüchtige Tage! Flüchtige Jahre! Wir erwarten mit Ungeduld die Erscheinung des blumenreichen Frühlings, und nach weniger Zeit seufzen wir: er ist schon gewesen! Was wir Monden, Jahre, Ewigkeiten nennen, ehe es kommt, nennen wir Augenblicke, wenn es vorüber ist. Das Kind begehrt nach der Jünglingsstunde, der Jüngling nach dem reifern männlichen Alter. Zu schnell kommt die Stunde, zu schnell das Alter. Sie blicken mit wehmüthiger Sehnsucht in das Verschwundene, wie in einen schönen Traum, zurück; ihr Haar ist eisgrau geworden. So war es vor tausend und abermal tausend Jahren unter den Menschen; alle Geschlechter der Vorzeit sind längst verschwunden;

ihre Asche ist längst verweht. Aber wir, mit unsern Begierden, Erwartungen und Klagen sind noch wie sie gewesen sind. Und wie wir heute sind, so werden unsere Nachkommen nach tausend und abermal tausend Jahren sein, wenn wir und unsere Familien längst verschwunden sind, und unsere Asche schon längst von allen Winden verweht ist.

Dies Drängen und Treiben der Sterblichen nimmt kein Ende, und doch nimmt jeder Mensch sein Ende so früh. Jedes Hundert Jahre sieht drei neue Menschengeschlechter kommen und gehen. Aber Alle drängen und treiben, als hätte das Leben kein Ende. Sie scharren Gut und Geld zusammen, als hätten sie für ein mehrhundertjähriges Auskommen zu sorgen; sie streiten, sie kriegen und unterhandeln, als müßten sie ewig herrschen; sie werben und ringen um Ehre und Würden, als könnten sie auf Erden das Unendliche haben; sie kaufen und sorgen, hadern und bauen, als würden sie ihre Häuser und Güter nie verlassen. Und darüber gehen sie zum Grabe und hinterlassen Andern die Frucht ihrer Mühen; wie sie sich über Erbschaften von ihren verstorbenen Verwandten gefreut haben, so erfreuen sich nun Andere über den Gewinn ihrer Hinterlassenschaft.

Betrachtet man das Spielen und Tändeln, das Wirken und Schaffen der Menschen, man sollte glauben, es wäre kein Tod in der Welt. Und sehen sie Kinder, Jungfrauen, Jünglinge, Männer, Greise aus dem Leben scheiden, so ist es, als wenn nur diese sterblich gewesen, alle Ueberlebenden aber Unsterbliche wären. Sie gehen weinend oder lächelnd von den Gräbern der Freunde oder Bekannten zurück, und vergessen der Todten; so wie die Krieger im Schlachtfeld links und rechts in den Reihen des Heeres ihre Gefährten gleichgültig fallen sehen, und Sieg jauchzen, als wäre der Sieg von ihnen allein erfochten.

Man spricht vom Frieden, vom Krieg, vom Theilen der Länder und Völker, von eigenen Entwürfen, von gelungenen und mißlungenen Arbeiten, von Festen und Lustbarkeiten, von Feindschaften, Heirathen, Reisen —

von Allem. — Wer hört eben so in Gesellschaften, oder unter Zweien und Dreien von der Ewigkeit sprechen? Glauben sollte man fast, der Gedanke an die Ewigkeit sei ein weggeworfenes Mährchen, welches Keiner mehr möge erzählen horen, oder er sei gar nicht in dem Sterblichen vorhanden. Und doch dies Alles ist nur äusserer Schein. Nein, die Menschen schweigen nur von dem, was vor ihnen da steht; aber ernst und finster ist ihr innerer Blick fast ununterbrochen dahin gerichtet. Sie schweigen und glauben; sie lächeln vielleicht bei dem Worte zweifelhaft, aber glauben und zittern. Die Jungfrau schmückt sich zum Tanz; aber auch vor dem Spiegel fliegt der Gedanke an das Grab durch ihre Seele. Der gewerbfleißige Mann überrechnet seinen Gewinn; aber unter dem Klange des Geldes erhebt sich die Erinnerung an die Todesstunde. Der Fürst hüllt sich in seine Pracht und nimmt den gebietenden Zepter; aber auch auf dem Thron, mitten im Gefühl seiner Hoheit, durchzuckt ihn unwillkührlich der Gedanke an die Ewigkeit. — Was Alle verschweigen, daran denken Alle. Der Schein ist von aussen; die Wahrheit im Herzen verborgen und heimlich.

Und so knüpft Jeglicher sein äusseres Leben still an sein inneres, und sagt Niemanden davon. Jeder hat den Glauben an Gott und Ewigkeit; aber wie er ihn hat und bewahrt, das ist sein eigenes, tiefes Geheimniß. Da findet nur zwischen ihm und der Gottheit Mittheilung und Offenbarung und Zuversicht statt. Da fürchtet Jeder, würde er sein Allergeheimstes dem Andern offenbaren, er könne es entweihen; und jeder, auch der zarteste Einwurf würde ihn verwunden, ohne daß er ihn zu widerlegen Neigung hätte. Denn das, was wir in unserm Innersten glauben und in unserm Innersten sind, das sind wir wirklich selbst; daran mögen wir kein fremdes Auge und keinen fremden Zweifel rühren lassen. Alles, was wir nach Aussen hin gegen die Welt sind, ist nur Klugheit und Schein. Das weiß Einer vom Andern, und Jeder ehrt des Andern Geheimniß, und daneben noch seinen Schein; weil er das Gleiche für sich von allen Uebrigen fordert.

Es ist gar nicht nöthig, dem Menschen zu sagen, er

lebe schon hienieden ein zweifaches Leben. Er lebt es ja wirklich und weiß es von sich.

Nur die Verbindung dieser zweierlei Leben ist bei Allen verschieden, nach den Graden ihrer geistigen Ausbildung. Dem Einen hat das irdische, sinnliche Dasein mehr Werth, als sein Inneres und Ewiges; dem Andern stehen beide im Range gleich; der Dritte fühlt klar, daß der Werth des Erdenlebens tief unter dem des ewigen sei.

Der rohe Wilde, welcher noch mit unentfalteten Kräften der Vernunft der Stillung seiner Triebe und körperlichen Bedürfnisse nachjagt; das Kind, welches noch unerfahren mit dem Augenblick der Gegenwart tändelt, und mit den Blumen über Gräbern spielt, ohne zu ahnen, daß es einst selbst unter der Erde schlafen müsse; der verbildete, durch falsche Entwickelung seiner Verstandeskräfte, und durch Gewalt seiner Leidenschaften wieder verthierte Mann, der sich in seiner Ueberverfeinerung bereden möchte, Alles sei Staub, Alles Zufall, Alles für den Menschen mit seinem letzten Athemzug zu Ende — — sämmtlich stehen diese auf einerlei und zwar auf der niedrigsten Geistesstufe. Mit dem Irdischen noch auf das engste und innigste verwachsen, wie das Thier, ahnen sie keine Erhöhung des Geistes über dasselbe, kein erhabeneres Leben. Die Welt, wie sie sie jetzt und hier haben, ist ihnen noch Eins und Alles. Ausser diesem Leben unterm Himmel hat nichts für sie Werth.

Bei weitem aber der größte Theil der Erdenbewohner hat seine innere Religiosität, die mehr oder weniger derjenigen nahe kommt, die er mit den Lippen bekennt. Er weiß, daß er auch nach dem Tode des Leibes nicht aufhören werde, da zu sein. Er weiß, daß er auch für sein besseres Loos jenseits des Grabes zu sorgen habe.

Doch seine Vorstellungen vom Werthe dieses und jenes Lebens sind noch verworren und unvollkommen. Allzuenge mit seinen Begierden an das angeschlossen, was ihn täglich umgibt, was seinen Sinnen und Neigungen wohlthut, legt er der Erde so vielen Werth bei, als dem Himmel. Er möchte hier Alles genießen, Alles haben, und weiht diesem den größten Theil seines Sorgens und Thuns; in den Nebenstunden bedenkt er auch wohl das

Ewige, und schmeichelt sich durch Hersagen langer Gebete, durch Mittheilen von Almosen, die ihm zu geben Mühe machen, durch den Besuch der Kirchen, durch den Gebrauch der Sakramente, die Gottheit hinlänglich zu befriedigen, und sie zu bewegen, seiner Seele dereinst nach diesem Leben ein anderes und besseres zu gewähren. — Für ihn ist zwischen dem Dort und Hier kein großer, allgemeiner Zusammenhang. Er will hier gern seinen thierischen Neigungen ein Genüge thun, und doch dort plötzlich ein höherer Geist sein; er erlaubt sich hier die Werke des Stolzes, des Betrugs, der Wollust, des Neides, und hofft durch das Verdienst Jesu Christi, oder durch die Fürbitte der Heiligen, Vergebung aller Sünden, und dort die höchste Vollkommenheit. Er gehört überhaupt der Gegenwart an; diese Welt ist ihm Hauptsache, so lange sie ihm gehört, gehört er ihr. Seinem beschränkten Blick steht die Ewigkeit zu tief im Hintergrunde. Er fühlt seine eigene Würde, als Geist, noch zu wenig; darum ist ihm das Irdische und was nicht des Geistes ist, noch so vielwichtig.

Je mehr der Mensch selbst werth ist, je weniger ist ihm das flüchtige Leben mit allen Vergänglichkeiten werth; je mehr geht ihm Ewigkeit, Tugend und Gottheit über Alles. Wer einmal so weit gekommen ist, daß er mit Wenigem zufrieden sein kann: was fragt der nach Tonnen Goldes? Wer so weit gekommen ist, zu erfahren oder einzusehen, wie blindlings die Menschen nach dem Schein urtheilen, und wie wenig sie das wahre Verdienst zu erkennen und zu ehren, oder gegen Wohlthaten dankbar zu sein geneigt sind: was fragt der noch ängstlich nach dem Urtheil des großen Haufens, nach Ansehen und Berühmtheit? Wer einmal den bittern Schmerz eines gebrochenen Herzens beim Verlust seines ganzen Vermogens, oder bei der Schändung seines guten Namens durch menschliche Bosheit, oder beim Sarge eines über Alles theuern Geliebten, einer Freundin, eines Vaters, einer Mutter, eines Kindes, gefühlt hat: wird der noch mit zuversichtlicher Leidenschaft an irgend einem Gute dieses Lebens hängen, da er voraus weiß und sich sagen muß: Wer sein ganzes Herz an dieses Vergängliche hängt, schafft sich wohl selbst die grausamsten Schmerzen!

So, indem der Weise die Nichtigkeit des Irdischen erkennt, und um seiner eigenen Ruhe willen sich der leidenschaftlichen Vorliebe für irgend einen Theil desselben erwehrt; indem er sehr gut einsieht, daß er in der Erfüllung äusserer Wünsche sein inneres, unzerstörbares Glück unmöglich gründen kann; daß diese unmittelbare Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths vom Trieb nach Wohlleben, Ruhm, Liebe, Reichthum nur vernichtet, keineswegs vermehrt wird, daß nur Bewußtsein vollbrachter, großer Pflichten, Unabhängigkeit vom Einflusse der Leidenschaften und gemeiner Vorurtheile, Einssein mit Gott, Wandel durch dieses bunte Leben im hohen und doch bescheidenen Geiste Jesu eine dauerhafte Seligkeit des Herzens bewirkt: wird er göttlicher, und das Leben sinkt für ihn im Preise. Mag er auch zuweilen noch lebhafter sein Herz für dies oder jenes auf Erden schlagen fühlen: er kann doch das herrliche Wort des weisen und erfahrungsreichen und über alle Schicksale hocherhabenen Jüngers Jesu mitsprechen: Meine Brüder, ich schätze mich selbst noch nicht, daß ich es schon ergriffen hätte. Eines aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was davorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu. Philipp. 3, 13. 14.

Wer unter uns, so vollkommen er auch wirklich schon wäre, könnte von sich selber sagen: Ich habe mein Ziel schon ergriffen! Ich habe vollendet! Mein Herz wird durch keine vorherrschende Liebe zu irgend etwas Irdischem mehr gefesselt! — O wer dies sagen könnte, müßte er nicht mehr als Mensch sein? Daher soll man sich hier vor Uebertreibung in denjenigen Vorstellungen hüten, welche man sich von Weltverläugnung macht. Wir wandeln noch in unserm sterblichen Leibe; dieser Leib hat noch seine Bedürfnisse, die nach dem Willen des Schöpfers befriedigt werden müssen, wenn wir nicht selbstmörderisch verfahren wollen; bis zum letzten Augenblick des Lebens fordert nach ewigen Gesetzen der Natur das sinnliche Leben seine Genugthuung. Unsere aus Fleisch und Blut hervor-

gehenden Triebe und Neigungen, insofern sie zur Lebenserhaltung und Bewahrung der körperlichen Gesundheit abzielen, sind keineswegs sündlich, sondern rein und gut. Aber sehr leicht machen wir wieder durch Ueberreizung oder allzuhäufige Befriedigung eine dieser Neigungen zu herrschend; daraus entspringt wieder Leidenschaft des Gemüths, und damit wieder ein unmäßiges Hängen an irgend einem vergänglichen Gegenstand.

Der Mensch ist folglich, so lange er lebt, in einem beständigen Hinneigen zum Sinnlichen und Wiederzurückstoßen desselben. Er zerbricht, was ihn zu stark fesselt, und knüpft sich neue Bande. Er wird nie ganz frei, und doch ist sein immerwährendes Streben, frei vom Einflusse des Sinnlichen zu werden. Auch in der letzten seiner Stunden wird er noch mit Paulus sagen: Nicht daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei!

Aber eins sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was davornen ist. Ich ehre die Einrichtungen und Bedürfnisse des Lebens von aussen, aber mein höheres Leben, das Wandeln in Gott, das tugendhafte Wirken und Wollen, richtet sich über alles Vergängliche auf. Ich beherrsche meine Neigungen, meine Liebe, meinen Widerwillen, und lasse mich nicht von ihnen beherrschen. Ich thue was recht, was Jedem nützlich, was edel ist, so sehr sich auch vielleicht demselben meine andern Begierden widersetzen. Nicht menschlicher Beifall, nicht das Lob der Mitbürger, nicht der Tadel des großen Haufens, nicht Ehrbegier, auch nicht Erwartung von anderm Gewinn, bestimmen mich, das zu thun, was nach meiner innersten Ueberzeugung recht und göttlich und eines Jesuschülers würdig ist. Die Welt kann meinen Geist weder belohnen, noch bestrafen. Er findet seinen Lohn in der Aehnlichkeit mit Gott, und seine furchtbarste Strafe in der Entfernung von Gott. Darum lasse ich alle Genüsse dieses Lebens mich weder zum Bösen, noch zum Guten locken; sie sollen dem Körper, nicht dem Geiste dienen. Ich vergesse, was dahinten ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches

vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu. Diese Welt, mit Allem, was sie Liebens- oder Wünschenswürdiges für mich haben könnte, ist doch nicht das Endziel meines Daseins. Ich bin durch Gott zu etwas Himmlischem gerufen; zum Geisterleben, zu einer Vollendung, von deren Größe und Herrlichkeit ich als Mensch hienieden nicht einmal einen Begriff fassen kann, während die dunkle Ahnung davon doch in meinem Geiste ist. Dies Ewigsein, dies Göttlichsein, dies Gottähnlichwerden, dies Hellerkennen Gottes, meiner Selbst und des Weltalls, dies Heiligsein im unendlichen Heiligthum, — dies ist das Kleinod, dem ich nachjage, dies das Kleinod, welches mir meine Bestimmung, der himmlische Ruf Gottes, vorhält. Meine Bestimmung und die mir von Gott geschehene Berufung erkannte ich aber in Jesu Christo, und durch Jesum Christum. Denn er ist es, der Licht in die große Finsterniß des Lebens brachte; und darum ward er mit Recht das Licht des Lebens genannt. Er ist es, der mich durch sein geoffenbartes Wort aus der ungeheuren Verirrung, von der Tiefe des Wahnes empor zu Gott, zum Vater des Weltalls und zur Seligkeit führt. Ich werde Gott haben, werde in ihm meine Seligkeit finden, wenn ich Jesu Anweisungen folge, denn er, das heißt, seine Tugend, ist der Weg zum wahren Leben. Jesu Tugend aber ist, den Willen des Vaters thun. Der Wille des himmlischen Vaters aber ist, daß wir ihn lieben über Alles, und jeden unserer Mitmenschen, mit dem wir auf irgend eine Weise in Verhältniß kommen, so glücklich zu machen suchen, als uns selbst.

Der wahrhafte Jünger des göttlichen Lehrers legt also nur einen sehr mäßigen Werth auf das gegenwärtige Dasein. Er verschwendet seine Stunden nicht am Putztisch für die Schönheit und beständige Ausschmückung eines Leichnams, dessen Bestimmung ist: Moder zu werden; er sieht die Achtung guter Menschen gern, ohne sich durch Achtung oder Tadel von den Leuten in der Uebung seiner Pflichten wankend machen zu lassen. Was er will und thut, thut er nicht wegen des Urtheils der Leute aus Liebe zu Jesu, das heißt, aus Liebe zur Heiligkeit. Er freut sich der Freundschaft, freut sich zärtlicher Gefühle einer wechselsei-

tigen Liebe und Gegenliebe, aber er bleibt demungeachtet seiner Empfindungen Meister. Liebe ist unsterblich, und die Wesen bleiben einander im unendlichen All — aber der Mensch ist sterblich. Darum bauet der Jünger des Herrn, der Weise, nicht die ganze Glückseligkeit seines Gemüthes auf das gebrechliche Leben eines Menschen. Gattin, liebe den Gatten; Jüngling, die Auserkohrne deines Herzens; Vater und Mutter liebe dein Kind! — Aber denke dir oft, daß der Tod nothwendig einmal Einen vom Andern reissen wird: und wie steht es dann mit der Ruhe des Gemüths, mit deiner Glückseligkeit? Schaudert es dir, und fürchtest du mit dem Verlust des Lieblings alle deine Ruhe und Seligkeit einzubüßen, dann — so fromm und gut du übrigens auch sein mögest — hängst du zu sehr an der Welt, gibst du ihr einen unmäßigen Werth; dann liebst du leidenschaftlich; und darum bist du nicht frei, nicht glücklich, und wirst es nicht werden, bis du auch hier, stark durch Tugend, und erhaben durch die Hoffnung eines ewigen Seins, vom Irdischen dich so weit losgewunden hast, daß du das Liebste auf Erden verlieren kannst, ohne darum dein ganzes inneres Glück und jene Himmelsruhe einzubüßen, welche das Bewußtsein der Tugend gewährt. Je weniger Werth dies Erdenleben für dich hat, mit Allem, was es dir geben kann, um so höher ist dein eigener Werth. Erst dann wirst du mit dem heldenmüthig frommen Apostel sagen: Wir sind getrost alle Zeit, und wissen, daß, dieweil wir im Leibe wohnen, so wallen wir dem Herrn. Wir sind aber getrost, und haben vielmehr Lust ausser dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem Herrn. Darum fleißigen wir uns auch, wir seien daheim oder wallen, daß wir ihm wohlgefallen. 2 Kor. 5, 6. 8. 9.

Was bin ich werth? — Ich erkenne auch den Werth, welchen ich auf das Leben oder einige Gegenstände desselben setze. Je größern Werth dies Leben, dies flüchtige, nichtige, für den Sterblichen hat, je geringern hat er noch in sich selber. Er ist mit dem Vergänglichen noch enger verwandt, als mit dem Unvergänglichen, mit dem, was vom Staub kommt und zum Staub zurückkehrt, enger, als mit Gott und allem Göttlichen.

Wohin hat mich diese Betrachtung geführt? — Da stehe ich, vor mir selbst befremdet, und blicke auf die Welt, auf mich und, o Gott, empor zu Dir! — — Und indem ich auf alles das hinsehe, was mich in dieser Welt besonders an sich zieht; auf Alles, was, wenn ich ihm nahe bin, mein Herz freudiger bewegen, oder was mich in namenlosen Schmerz stürzen würde, wenn ich es verliezen sollte — — so habe ich meinen eigenen Werth gewogen. — Noch bin ich von meiner innern Vollendung fern; ach! ich liebe, ich fürchte noch in diesem Leben und von ihm zu vieles, das weder diese leidenschaftliche Liebe, noch Furcht verdient. Noch hange ich zu sehr an Manchem, mehr als meiner Ruhe, meiner innern Seligkeit und selbst meiner Tugend zuträglich ist. — Nicht daß ich allen schönen Freuden, die Deine Liebe mir auf Erden darbietet, entsagen sollte, aber daß dies Vergängliche nicht völlig beherrsche das Unsterbliche in mir, das ist Dein Gebot; das zu erstreben, mein Ziel!

Herr, lehre mich eingedenk sein, wie flüchtig meine Tage, wie unsicher alle Annehmlichkeiten in dieser Welt sind, auf daß ich sie, ohne von Dir abzufallen, mit weiser Mäßigung geniessen und mit erhabenem Troste verlieren könne. Dies ist die ächte Weltverläugnung, zu welcher mich Dein Sohn Jesus Messias mahnt.

Herr, lehre mich eingedenk sein, daß dies Wohnen auf Erden nur ein kleiner Punkt meines unendlichen Seins ist; daß mein Wandel im Himmel sein soll. Was meinen Geist jenseits der Todesstunde erwartet, ich kann es nicht wissen; und könnte ich es schon jetzt wissen, ich würde es nicht verstehen. Wie mag das unmündige Kind, welches an seinen Spielwerkzeugen mit Begierde hängt, die edeln Freuden des reifern Alters begreifen? So wandeln auch wir hienieden im Glauben und nicht im Schauen.

Herr, lehre mich meines eigenen Werthes eingedenk sein, daß in meinen Augen der Werth dieses Lebens sinke. Gib mir Kraft, Dein Geist sei mit mir; nur so erringe ich die Freiheit vom Zauber des Vergänglichen, und von der Gewalt der Leidenschaften. Du, Herr, bist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Amen.

XXV.

Schädlichkeit bildlicher Vorstellungen von Gott.

Joh. 4, 24.

Es frohnten Völker todten Götzen,
Geschöpfe fielen ohn' Entsetzen
Abgöttisch vor Geschöpfen hin.
Umsonst sprach Gott aus hohen Fernen,
Umsonst von Miriaden Sternen;
Der Ewige sprach laut: Ich bin!
Ich bin allein Gott! — Ach, die Blöden
Vernahmen es mit irrem Sinn.
Sie hielten es für Staubes Reden
Und fielen vor dem Staube hin.

Und meinten, daß sie Götter hätten,
Und schmiedeten sich Sklavenketten,
Und bald war auch das Laster Gott.
Da dünkten Einige sich klüger,
Und lachten dieser Selbstbetrüger;
Ein Thor war bald des andern Spott.
Allein, Gott über alle Götter,
Dich findet auch der Weis're nicht.
Blind ist der Pöbel, blind sein Spötter!
Wer Dich erklärt, irrt ohne Licht.

Urgeist der Geister, Du nur weise,
Hast Alles in des Alles Kreise
Nach Zahl, Gewicht und Maas gestellt.
Es schafft der Wahnsinn nur im Traume
Allmächt'gen Staub im öden Raume
Und schafft aus solchem Deine Welt.
Der Blödsinn hüllt in Dämmerungen,
In menschliche Gestalt Dich ein;
Du kannst von keinem Raum umschlungen,
Von keiner Zeit beschränket sein!

Wenn ich das unbegreiflich Wundervolle in den Werken Gottes mit ehrfurchtvollem Erstaunen betrachte, — oder schaudernd und anbetend den Finger Gottes in den merk-

würdigen Begebenheiten meines eigenen Lebens, und in den Schicksalen anderer Menschen und ganzer Völker erkenne, — oder wenn mich die unbeschreiblich endlose Liebe und Gnade des himmlischen Vaters mit tiefen Rührungen erfüllt — dann bedenke, wie unwürdig, wie schwach, wie ganz nichts der sterbliche Mensch gegen die Majestät des Ewigen ist: so ergreift es meinen Geist mit grauenvoller Furcht. Ich strebe vergebens, mir das allerhöchste Wesen in seiner ganzen unendlichen Hoheit zu denken. Ich schwindle vor den Tiefen seines Reichthums und seiner Erkenntniß.

Man sagt mir, Gott ist allmächtig im Himmel und auf Erden, — wie soll ich mir das Eingreifen dieser Allmacht in das große Weltgebäude denken, die da wirkt in den entlegensten Sonnen, wie in dem Hälmlein des kleinsten Mooses? — Man sagt mir, Gott ist allwissend. Wie soll ich mir denken den Alles durchforschenden Blick, der da im gleichen Augenblick erkennt, was seit Ewigkeiten war, was überall im weiten Reich der Unendlichkeit geschieht, und was in Ewigkeiten sein wird? — Man sagt mir, Gott ist allgegenwärtig. Wie soll ich mir die Möglichkeit dieses Ueberallseins der Gottheit vorbilden? Ich fühle die Grenzen meiner Kraft, die Schranken meiner Endlichkeit. Ich lasse ab von den fruchtlosen Bemühungen, mir eine Art Vorstellung von der Beschaffenheit Gottes zu machen; es ist Alles in mir verworren, Alles dunkel und ungewiß. Es ist mir, wie dem, welcher die Sonne lange beschauen will, um sie durch das blendende Strahlenwerk zu erspähen, und immer weniger sieht, und immer blinder wird. Und doch regt sich dann wieder das Bedürfniß und die Begier meines Gemüthes, vom Höchsten eine, wenn auch noch so schwache, Vorstellung zu bekommen. Täglich bete ich zu ihm, täglich ist er mein Gedanke, und doch weiß ich nicht, wie ich mir ihn vorbilden soll.

Diese Empfindungen haben gewiß auch andere Menschen, und sie sind sehr verzeihlich; sie liegen tief in der Denkart und in den Vorstellungsbedürfnissen der Sterblichen. Wenn man von abwesenden Personen reden hört, die man noch nie gesehen, macht man sich unwillkührlich

von ihnen eine Vorstellung ihres Aeussern. Schon in uralten Zeiten fand man dieselbe Neigung bei den Völkern. Umsonst ward die Gottheit allgegenwärtig geheißen; die blöden Sterblichen dachten sie sich dennoch in einer Gestalt, die von einem engen Raum umgeben wäre, in Gestalt eines Menschen, oder wohl gar eines Thieres. Umsonst verbot Moses, ein Bild von Gott zu machen; die Israeliten kehrten mehr als einmal zu dem Verbotenen zurück.

So kam die Abgötterei in die Welt. Die ersten Menschen verehrten das höchste Wesen in geistiger Reinheit. Dann kamen andere, und suchten ihre Andacht durch bildliche Vorstellungen zu erhöhen, durch welche sie sinnlich an den Ewigen gewöhnt wurden. Darauf kamen wieder andere, welche das Unsichtbare vergaßen, und vor den Bildsäulen und Gemälden knieten, als wohnte die Gottheit in einem Behälter von Stein, Holz, Farben und Erz, das von Menschenhänden gemacht worden. Und also haben sie, wie Paulus sagt, verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel, und der vierfüßigen Thiere und der kriechenden Thiere. Röm. 1, 23.

So ist es auch wohl noch heutiges Tages bei vielen Christen. — Wohl mögen Tausende und Tausende leben, die sich das höchste, das unendliche Wesen, von dem das weite Weltall regiert wird, ganz in menschlicher Gestalt denken. Andere wieder, die wohl vernünftiger zu sein glauben, ächten solche Vorstellungen nicht, aber doch können sie sich nicht verwehren, sich Gott mit allerlei Eigenschaften zu denken, die sie wohl an mächtigen Menschen finden, mit Eigenschaften, die selbst an Menschen sehr fehlerhaft sind. Sie stellen ihn sich bald zornig vor; bald durch menschliche Bitten erweicht und gerührt; bald begierig, von den Menschen geehrt zu werden; bald dankbar für empfangene Ehrenbezeugungen; bald, als müsse er erst von uns um das gebeten und von dem unterrichtet werden, was zu unserm Besten dienen könne. — Auch gibt es wohl Andere, welche glauben, sie haben die edelste Vorstellung von dem weisen und lebendigen Gott, wenn sie sich ihn als eine große

Kraft der Natur, als eine Art von Weltseele denken; oder als den Inbegriff der Kräfte, durch welche alles Sichtbare so und nicht anders ist. Sie verwechseln in verworrenen Begriffen den lebendigwaltenden Gott mit den nach seinen Gesetzen wirkenden todten Kräften, und setzen an die Stelle der schöpferischen Weisheit das von ihr erst Erschaffene.

Wie aber soll ich mir Gott vorstellen? Christus Jesus antwortet dir: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Joh. 4, 24.

Auch in dir, o Sterblicher, ist ein lebendigwirkender, das Heilige fordernder, erhabener Geist, der ewig fortleben wird. Dieser Geist ist ebenfalls unsichtbar, und du kannst dir von seiner Beschaffenheit keine deutliche, noch weniger bildliche Vorstellung machen: und doch ist dieser Geist vorhanden in dir, denn sonst würdest du dies Wort nicht verstehen, diesen Gedanken nicht denken können; du wärest selbst nicht vorhanden.

Auch in dir ist ein Geist. Er ist unsichtbar in allen Theilen deines Körpers gleichsam allgegenwärtig. Er ist es, der das Leben bewirkt, und mit unerklärlicher Kraft und Wetterschnelle im innersten, wie im äussersten Gliede des Körpers wirkt; du weißt dies, du bist vom Dasein dieses deines Geistes überzeugt, weil du überzeugt bist, daß du in der Welt bist: und doch kannst du dir von dir selbst und deinem geistigen Ich keine bildliche Vorstellung machen.

So ist Gott; — er bleibt der lebendige Urgeist des grenzenlosen Alls der Natur; er ist der Allervollkommenste! Wie ich das Dasein meines Geistes daraus erkenne, daß ich mich meiner selbst bewußt bin, und wirksam bin: so erkenne ich die Gottheit aus ihren unläugbaren Wirkungen. So thöricht es mir vorkommen würde, wenn Jemand den menschlichen Geist mit Farben oder mit körperlichen Gestalten abbilden wollte: so thöricht und noch thörichter ist es, Aehnliches von dem allerhöchsten Geiste zu thun. Wie kann man das Unvergängliche durch etwas Gebrechliches, wie kann man das Unendliche durch etwas Endliches, wie kann man das Unsichtbare durch etwas Sichtbares, den Geist durch Körper bezeichnen und vorstellen? Ist es nicht

ein Wahnsinn, welchen selbst das Kind beim ersten Nachdenken verwerfen muß?

Hat der Mensch keine Möglichkeit, sich eine bildliche Vorstellung vom Geiste des andern zu machen: so ist die Unmöglichkeit noch größer, wenn wir eine Vorstellung von Gottes Beschaffenheit verlangen. Unsere Hand kann nicht das Weltmeer umspannen, geschweige die Grenzenlosigkeit des Alls; wir können tausend Kleinigkeiten nicht ergründen, geschweige das Allergrößte; wir sind höchst unvollkommene Wesen: wie können wir das Allervollkommenste erfassen? Wer Gottes Wesen durchschauen und begreifen wollte, müßte selbst Gott sein. Ist es nun an sich ungedenkbar, von der Gottheit in seinen Vorstellungen eine Art Bildniß zu haben; ist jedes Bild, welches wir uns vom höchsten Wesen entwerfen und träumen, immer nur eine unwürdige Einbildung: so ist es auch sündlich und tadelhaft, sich den Allerhöchsten unvollkommener zu denken, als er ist; ja, es schadet der wahren Religiosität, und bringt auf mancherlei Weise Verderben.

Dadurch kam der Götzendienst, die Anbetung von hölzernen, steinernen oder gemalten Gottesbildern unter die Menschen; dadurch entsprang jener falsche Gottesdienst, wo sich die Sterblichen ihren Gott, den sie verehren wollten, wie die sinnliche Verehrungsweise selber erfanden und machten; wo sie eine Speise für rein, die andere für unrein erklärten; wo sie an gewissen Tagen Fasten beobachteten, an andern Wollüste und Ausschweifungen gestatteten. Das ist es, wogegen die heilige Schrift kraftvoll warnt; das, woran Paulus ernst die Bekenner Jesu zurückmahnt: So lasset nun Niemand euch Gewissen machen über Speise, oder über Trank, oder über bestimmte Feiertage, oder Neumonden, oder Sabbathe; welches ist der Schatten von dem, das zukünftig war, aber der Körper selbst ist in Christo; welches ist Menschengebot und Lehre. Kol. 2, 16, 17.

So groß auch die Kunst der Maler sei, ist es doch immer auch von dem Vortrefflichsten unter ihnen eine Verstandesverirrung und nie zu verzeihende Geschmacklosigkeit, den Schöpfer des Weltalls, oder den ewigen hohen Richter der Todten und Lebendigen in der Gestalt eines

starken, weißbärtigen, wohlgekleideten alten Mannes darzustellen. Alle euere angebrachte Majestät in Haltung und Geberden ist nur Ziererei sterblicher Herren; und wie mag das Ewige veralten? Bilder dieser Art sind wahrhaft irreligiös. Sie verleiten das Gemüth der Kinder zu falschen und unwürdigen Vorstellungen, sie bringen eben dergleichen unwissenden Erwachsenen bei. Und warum denn die Reinheit des Gemüths beflecken, und schauspieleristhe Thorheit statt der Wahrheit geben? Wie schwer ist es, die in früher Jugend empfangenen ersten Eindrücke wieder zu vertilgen; und wie leicht wird ein unwissender, roher Mensch geneigt, ein Bild, welches ihm Andacht erwecken soll, für den Gegenstand der Anbetung selbst zu halten!

Oder wissen wir denn nicht, wie im Schoose der christlichen Kirche leider der im Denken wenig geübte Haufe des Volks in ein neues Heidenthum versinkt, wenn er das Zeichen für das hält, was damit doch nur bezeichnet werden soll? Wissen wir denn nicht, daß der rohe, ungelehrte oder vielmehr übelbelehrte Volkshaufen an vielen Orten vor Holz und Stein kniet, wie der Heide davor kniete und Wunder davon erwartet, wie der Heide auch von seinen Bildern erwartete? — Wenn Jesus Messias in seiner heiligen Würde durch unsere ihm geweihten Tempel wandelte; wenn er, der da rief: Gott ist ein Geist, ihr müsset ihn im Geiste verehren und anbeten; wenn er, der da lehrte: Gott ist überall, und nicht in Tempeln allein von Menschenhänden gemacht! wenn er diejenigen sähe, die sich seine Jünger nennen, den Christennamen tragen, wie sie in trauriger Blindheit vor Abbildungen des Göttlichen knien, und besonders von diesem oder jenem Bilde Wunder erwarten — würde er seine Nachfolger in ihnen erkennen?

Was fromme Menschen einst bloß zur Beförderung der Andacht erfanden, das hat eine heidnische Unwissenheit in wahre Abgötterei verkehrt, und unwürdige Priester des Altars bestärkten aus ähnlicher Unwissenheit, oder aus Ehrgeiz und Herrschsucht, den blinden Pöbel in dem Wahn, welchen die Schrift verdammt, Jesus Christus nie, und nie einer seiner Apostel gelehrt hat.

Das sind die Folgen sichtbarer, bildlicher und körperlicher Vorstellungen des Unsichtbaren und Göttlichen!

Wenn man aber auch frei von diesem Heidenthum der Christen ist, so ist man es oft keineswegs von einer andern Art des Heidenthums, da man sich Gott zwar nicht in Gestalt eines betagten Mannes, oder eines Thieres, gleichwie die Taube ist, wohl aber mit allerlei menschlichen Schwachheiten behaftet, auf die unwürdigste Weise verstellt. Wahr ist es, viele heilige Schriftsteller bedienen sich bildlicher Ausdrücke, die vom Menschen hergenommen sind, wenn sie von Gott reden. Sie sprechen von der gewaltigen Hand Gottes, um seine Allmacht zu bezeichnen; vom Auge Gottes, um seine Allwissenheit zu bemerken; allein sie drücken damit nicht aus, daß Gott Augen, Hände und andere menschliche Gliedmaßen habe. Eben so sprechen sie sinnbildlich von der Langmuth Gottes, vom Zorn des Höchsten gegen die Sünder, von mancherlei andern aus der menschlichen Natur entlehnten Empfindungen und Begierden, um gewisse Wirkungen der göttlichen Weltregierung zu bezeichnen. Allein darum wollten sie nicht sagen, Gott habe alle diese kleinen, oft tadelhaften menschlichen Neigungen: sondern sie waren gezwungen, von göttlichen Dingen in der armen menschlichen Sprache zu reden, um sich denen einigermaßen deutlich zu machen, zu welchen sie sprachen.

Die heilige Schrift selbst nennt den Zorn ein Laster. Wie mag man glauben, daß der, der von Ewigkeit Alles voraussah, von Tag zu Tag das Gemüth ändere, bald Freude, bald Traurigkeit abwechselnd empfände — er, der Unveränderliche, in welchem kein Wechsel des Lichtes ist?

Die bildliche Sprache der Bibel mag Manchem, der über den wahren Sinn heiliger Worte nicht genugsam nachdachte, oft zu dergleichen irrigen Vorstellungen Anlaß gegeben haben; aber es ist die Pflicht des Christen, daß er den Verstand der gelesenen oder gehörten Worte nicht oberflächlich, sondern in ihrer tiefern Bedeutung ergreife; es ist Pflicht der Lehrer und Verkündiger des göttlichen Wortes, nicht nur anhaltend dem Wahren und Bessern nachzuforschen,

sondern auch Andere vor den aus Mißverständniß entspringenden Irrthümern zu warnen.

Denn aus diesen Irrthümern entwickelt sich Irreligiosität, kein Christenthum. Könnte Gott wirklich zürnen; warum sollte der Zorn am Menschen eine Sünde heißen? Könnte Gott Rache üben: warum sollte Rachsucht am Menschen strafwürdig sein? Es ist nur allzugewiß, daß derjenige, welcher dem höchsten Wesen menschliche Schwachheiten zutraut, sich eben damit vom wahren Gott entfernt, und einen von seiner eigenen Einbildungskraft geschaffenen Abgott anbetet.

So sind wohl Viele, welche es ganz falsch verstehen, wenn bildlicherweise von Gott gesagt wird, er sei gnädig, langmüthig, und werde von der Reue des Sünders endlich zum Erbarmen bewegt. Sie denken sich ihn wie einen guten, doch schwachen Menschen, der gar ungern zürnt; der, weil er nicht weiß, ob sich sein Untergebener noch bessern wird, Nachsicht mit ihm hat, bis endlich auch die Geduld brach; dann aber dennoch von seinem ersten Vorsatze, den Fehlbaren zu bestrafen, wieder durch Seufzer, Thränen und Bitten zurückgebracht und versöhnt werden kann. Dergleichen falsche, unanständige Begriffe haben den bösesten Einfluß auf das menschliche Herz. Daher sieht man Viele sich unbesorgt den Ausschweifungen hingeben: sie hoffen es bei Gott wohl abbitten zu können. Sie zählen auf seine Langmuth, als hätten sie es mit einem Menschen zu thun, den man täuschen kann. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Er weiß seit Ewigkeit, was euer künftiges Thun und Lassen sein werde; daher ist alle Täuschung unmöglich. Ihr leget dem höchsten Wesen menschliche Gefühle und Schwächen bei, aber ihr machet euern Gott noch schwächer und unweiser, als ihr selbst seid. Denn wenn ihr zum Beispiel mit Gewißheit von einem Mörder und Räuber seine Unverbesserlichkeit wüßtet: würdet ihr Nachsicht mit ihm haben, und ihn frei herum morden und rauben lassen? Gott aber, der Alles kennt, ohne von Langmuth oder Erbarmen, von Freude oder Schmerz bewegt zu werden, hat den Lauf der Dinge geordnet, und Alles so, daß Alles

seine Zeit hat, und Alles sein Ziel zum Segen des Ganzen, zum Untergang des Bösen.

Es sind noch Viele, welche aus Mißverständniß bildlicher Ausdrücke von der Liebe Gottes in dem Irrthum leben, Gott könne größeres Wohlgefallen an einem, als am andern Volk, größeres Wohlgefallen an einer Religionspartei, als an der andern haben. Da hört man dann oft in einem Lande Gebete zum Gott der Heerschaaren um Sieg über ein anderes Land; da hört man oft feindselige Gebete gegen die Ungläubigen, die Ketzer, und wie man sonst noch Leute von andern Glaubensparteien im Hasse bezeichnet. — Aber Gebete wie diese, wahrlich sie sind keine Gottesverehrungen, sondern Gotteslästerungen! Was würde ein irdischer Vater zu einem seiner Kinder sprechen, das ihn um Waffen und Stärkung anriefe, einen Bruder oder eine Schwester zu ermorden? — Gotteslästerer, und ihr betet zu Gott, euch zum Morden, Rauben und Elendmachen euerer Brüder beizustehen? Ist er nicht Vater aller seiner Erschaffenen? Ist er schlechter, als ein irdischer Vater unter euch? Sind wir nicht Alle Kinder Gottes? Wo ist ein Volk, wo eine Kirchengenossenschaft, gegen die er so parteiisch wäre, wie ihr verblendete Thoren? Wer Recht thut und Gott fürchtet in allerlei Volk, der ist ihm angenehm, denn es ist kein Ansehen der Person vor ihm.

Viele Andere sind, welche sich aus Mißverständniß des bildlichen Ausdrucks Gottesdienst einbilden, man könne Gott wirkliche Dienste leisten und etwas Angenehmes erzeigen, wenn man gegen ihn äussere Aufmerksamkeit hat, wie gegen Fürsten, die doch nichts, als schwache Menschen sind. Sie bleiben dabei unreinen Herzens, schwelgen, saufen, betrügen, verführen, hassen, verleumden, spötteln; aber rennen fleißig in die Kirche, beten lange Gebete, singen, geben Almosen, und glauben mit ihren Zeremonien den Herrn des Weltalls, den Richter der Geister zu bestechen; glauben, sie können die Selbststrafe der Sünden abwenden, und einen Segen erwerben, der nur das Erbtheil tugendhafter Geister ist. Oder sie bleiben in ihren Lastern, und trösten sich des Verdienstes Jesu Christi, als wäre

sein Verdienst nicht das Werk des ewigen Vaters selbst gewesen.

Hüten wir uns wohl, den Allerheiligsten mit unsern menschlichen Schwachheiten und Leidenschaften zu bekleiden. In ihm ist kein Ehrgeiz, kein Eigennutz. Wir sollen ihn ehren, nicht weil durch unsere Verehrungen seine Herrlichkeit vergrößert wird, sondern unsere Gemüthsvortrefflichkeit gewinnt. Wir sollen Recht thun und seine Gebote halten, nicht weil wir ihm damit dienen, sondern unser eigenes Glück erweitern. Denn was hätten wir ihm zu geben oder zu leisten, was wir nicht bloß seiner Gnade zu danken haben?

Aber auch diejenigen sinken in Irrthum und Abgötterei, welche in der Meinung, sich Gott auf die würdigste Art vorzustellen, ihn sich wie eine dunkele, das ganze Weltall durchströmende und bewegende Naturkraft denken. Alle Kräfte der Natur, welche wir ausser uns bemerken, wie wunderbar sie auch durch einander treiben, sind der sich durch das Weltall schwingenden denkenden Kraft des menschlichen Geistes noch lange nicht gleich. Der menschliche Geist, frei wollend, frei wirkend, betrachtend, kann, wenn er will, erhabener als die Gewalt der Natur, erhabener als das Schicksal der Natur sein. Machet ihr nun die Kräfte der Natur oder das Schicksal zum Gott, so ist oft der menschliche Geist erhabener, als euer Gott. Dieses Irrthums waren einst und sind noch die heidnischen Völker — wie ist euere Weisheit von ihrem Irrthum verschieden?

Du bist der wahre, lebendige, allein heilige Gott, mein Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Dich begreift nicht der Wurm des Staubes, nicht der erhabenste Menschengeist, nicht der Seraph! — Wie könnte ich, der ich mir selber noch ein dunkeles Räthsel bin, Dich, Unendlicher, erforschen, und Deine Beschaffenheit ergründen? Jene Sonnen, jene Monde, jene Erden, alle die ungeheuern Weltkörper, welche in den unermeßlichen Himmeln mir aus unzuberechnenden Fernen wie kleine Sterne funkeln, und alle, deren Dasein sich in noch weitern Fernen dem menschlichen Auge entzieht — sie mit ihrer Pracht, mit dem Wunderreich ihrer Kräfte, allgewaltiges, heiliges Wesen, sind Staub vor Dir. Du schufest sie aus dem Nichts zum Dasein. Ich kann ihre

Menge nicht mit dem kühnsten Gedanken umfangen. — Herr, Herr, wie vermöchte ich den zu erkennen, und in einer Vorstellung zu fassen, der diesen Staub ins Dasein rief?

Urgeist der Geister, lebendiger, weltbeseligender Gott, zu welchem Jesus mich den Vaternamen mit kindlichem Vertrauen stammeln lehrte! so will auch ich Dich anbeten im Geiste und in der Wahrheit. Aber immer, wenn mein Gedanke sich emporhebt zu Dir und das Hochherrliche Deiner Macht und Weisheit und Güte mich ergreift, und meine Seele in Schauern des Entzückens zittert — immer verschwindet das Wort — ich bin zu schwach — mein Gebet wird zur verstummenden Ehrfurcht. — —

XXVI.

Der Glaube an menschliche Tugend.

Kol. 3, 12. 13.

An der Tugend Dasein zweifeln,
Heißt: sich selbst die Hölle bau'n,
Rings umher ein Heer von Teufeln
Statt verwandter Seelen schau'n.
Unsers Argwohns düstrer Blick
Stößt den Redlichsten zurück.
Willst du Lieb' und Treu begehren,
Mußt du Andern sie gewähren.

Menschen haben ihre Schwächen,
Darum' werd' ich nicht ihr Feind.
Nichts soll da mein Zutrau'n brechen,
Wo der Gottheit Bild erscheint;
Auch der Bösewicht nährt doch
Irgend eine Tugend noch.
Was du forderst, mußt du geben,
Um geliebt und froh zu leben.

Willst du wissen, ob deine Bekannten oder Freunde herzensgute Menschen sind? — Gib nur Acht auf sie, ob sie auch wohl fähig sind, an die Herzensgüte anderer

Menschen zu glauben. Beobachte, wie sie von gewissen in der That lobenswürdigen Gesinnungen und Verrichtungen der Menschen urtheilen; ob sie nicht ein schmälerndes Aber hintennach senden; oder ob sie nicht mit der Miene der Klugheit und Menschenkenntniß einen Versuch machen, die ersten Ursachen der belobten Dinge, irgend eine unrühmliche Triebfeder der gepriesenen Tugenden, aufzuspüren.

Wer ohne Arg gern von seinen Miterschaffenen das Beste glaubt, nicht nur nützliche Thaten, fromme Aeusserungen, großmüthige Unternehmungen für nützlich, fromm und großmüthig hält, und ihnen keinen schlechten Grund unterschiebt: sondern sogar schwer daran zu bringen ist, die Leute für so böse zu halten, als sie zuweilen zu sein scheinen; noch weniger aber sich auf das Urtheil derer einläßt, welche von dem Mitmenschen gern das Lächerlichste oder Nachtheiligste auszuspüren wissen, — der hat gewiß selbst ein gutes Herz; dem vertraue dich; der meint es in Allem, was er dir zusagt, redlich, wiewohl er darum noch nicht ohne Schwächen ist. Wir nennen eine solche Person gutmüthig, und mit Recht, weil sie eines guten Gemüthes ist. Es ist aber noch ein großer Unterschied zwischen Gutmüthigkeit und Leichtglaubigkeit, wiewohl es Leute genug gibt, die diese beiden Dinge gern für einerlei halten. Denn wäre der Gutmüthige zugleich ein Leichtglaubiger, so wäre er nicht mehr gutmüthig, weil er auch das Böse eben so gern glauben würde, was man ihm von Andern erzählt. Allein sein reines Gemüth sträubt sich, so viel Schlechtigkeit im Menschen für möglich oder wenigstens in den einzeln vorgebrachten Fällen für wahr zu halten.

Findest du hingegen unter deinen Bekannten und Freunden Leute, die, wo Jemand belobt wird, bedenklich und zweideutig dazu lächeln, oder eine Bemerkung hinzufügen, die da verräth, daß sie Zweifel an dem reinen Ursprung der belobten Dinge haben; Leute, welche bei jedem Anlasse das Schlimmste argwöhnen; Leute, die sogleich aus jedem Wort, aus jedem Schritt eines Andern eine unlöbliche Absicht vermuthen; Leute, die sogar ein

Gefallen daran finden, den Werth anderer Personen, wenn sie auch anerkannte Verdienste haben, mit hämischen oder witzigen Anmerkungen zu verkleinern; oder Leute, die ein ganz eigenes Talent besitzen, immer das Schiefe, Lächerliche, Kleinliche, Mangelhafte von Abwesenden ausfindig und bemerkbar zu machen — hüte dich vor diesen! Sie selbst sind bösmüthig. Ihr Herz ist ein trüber, unreiner Spiegel, darum muß sich Alles darin unrein abspiegeln. Sie können zwar daneben viele liebenswürdige Eigenschaften besitzen; sie können viele Klugheit, viele Erfahrung haben — dennoch ist etwas Unreines in ihrem Gemüthe, das aus ihrem ganzen Wesen spricht.

Leider werden wir von der Zahl der Letztern weit mehrern in der gesellschaftlichen Welt begegnen, als von der Zahl jener reinen, gutmüthigen und frohherzigen Menschen. Der Glaube an die Tugend ist so selten, das Mißtrauen an Alles, was den Schein und Werth des Edeln, Uneigennützigen und Rechtschaffenen hat, so alltäglich, daß, wenn man nach einer langen Einsamkeit mit einmal in die Gesellschaften träte, man aus den Reden der Menschen schliessen sollte, die ganze Welt wäre nur von Thoren und Lasterhaften bevölkert. Ueberall Stimmen des lieblosen Argwohns; überall Warnungen der Mißtrauischen; überall Betadelung der Menschen, auch wenn sie das Beste vollbracht haben.

Woher dieser böse Geist, der die engern Bande des geselligen Lebens zerschneidet, Brüder von Brüdern zurückstößt, und durch Veranlassung grundloser Furcht oder unheilbringender Mißverständnisse Eiskälte in alle Herzen trägt, die doch dazu geschaffen wären, sich zu lieben? Ist die Menschheit wirklich in eine solche Tiefe von Verderbtheit oder Thorheit versunken, als uns die lebensklugen Leute gern zu glauben machen wollen, welche den Menschen zu kennen vorgeben? Ist die reine, ungeschmückte Tugend wirklich aus jeder Brust entwichen, daß wir sie nicht mehr auf Erden zu suchen haben?

Ach dieser böse Geist geht aus mancherlei traurigen Verhältnissen des Lebens hervor, und zerstört das Werk Jesu Christi auf Erden, die allgemeine Eintracht und Liebe

der Seelen. Am häufigsten steigt er aber aus einem bösmüthigen, von offenbaren oder geheimen Leidenschaften vergifteten Herzen. Denn, weil Jeder so ziemlich sein eigenes Innere, das er Andern klüglich zu verhehlen weiß, am genauesten kennt, beurtheilt er das menschliche Herz überhaupt nach seinem eigenen. Dies ist ein sehr natürlicher Gang der Dinge, weil es schwer hält, Andere so tief zu erkennen, so häufig bei den wahren Triebfedern ihrer Handlungen zu belauschen, als sich selbst.

Wer folglich ein Urtheil über die Welt ausspricht, der spricht es aus, wie sie sich in seinem eigenen Gemüth abspiegelt; und spricht damit seine eigene Herzensgüte oder Unreinheit aus. Wer häufig auf verbotenen Wegen ging, vermuthet das Gleiche von Andern, und so ist das bekannte Sprichwort voll tiefer Wahrheit: Was ich denk' und thu', trau' ich Andern zu.

Eine Person, die gewohnt ist, nichts zu thun, als wovon sie auf diese oder jene Weise einen Vortheil ziehen kann, und immer nur auf sich sieht, und immer nur fragt: Was habe ich am Ende davon? — schwerlich wird sie sich überreden lassen, daß es wirklich uneigennützige Menschen in der Welt gebe. Sie wird an keine reine Tugend auf Erden mehr glauben, weil sie deren selbst ganz unfähig ist, und keine Aufopferungen ihres Vortheils und Glückes zum Wohl anderer Menschen machen kann. Findet sie aber dennoch Leute, bei deren Handlungen sie gezwungen ist, einen hohen Grad von uneigennütziger Selbstverläugnung anzuerkennen: so wird sie solche geradezu bei sich entweder für dumm, oder schwärmerisch, oder närrisch halten.

Wer, was er auch Gutes und Nützliches stifte, dabei jedesmal ehrgeizige Absichten im Hintergrunde hat, wird, was er auch von Andern Vortreffliches rühmen höre, immer dabei voraussetzen, es sei aus Begierde nach Ehre geschehen. Er wird diesen Beweggrund nicht einmal für unlauter ansehen, sondern sehr edel finden.

Daß es viele Menschen gebe, die aus reinster Ueberzeugung von ihren Pflichten diese vollstrecken, ja das Schwerste vollbringen können, Vermögen, Gesundheit und Leben für

Anderer Wohlsein und Rettung hinopfern können, ohne daran zu denken, daß dies etwas Ehrenvolles sei; ja, die es im Verborgenen thun, und Keinen als den allwissenden Gott dabei zum Zeugen haben — dies wird der Ehrgeizige mit Kopfschütteln bezweifeln.

Der Wollüstling glaubt nicht mehr an wahrhaft keuschen Sinn; er hat kaum einen Begriff davon. Er bildet sich ein, Alles sei verführbar oder verführt; Alles huldige den thierischen Trieben, die sich seines eigenen Wesens ganz bemächtigt haben. Er hat keine Achtung für Unschuld. Ihm ist die Schamröthe nur ein Zeichen alberner Einfalt und Blödigkeit, oder eines schuldbewußten Herzens; ihm ist der Abscheu gegen Unzucht nur schlaue Ziererei, Aushängeschild der Gefallsucht, fade Scheinheiligkeit.

Und so beurtheilt Jeder des Andern Beweggründe zum Handeln nach denen, die er selbst in sich am häufigsten erblickt. Daher das allgemeine Zweifeln an unbescholtener, reiner, ächtchristlicher Tugend; daher die Neigung, überall etwas Unrühmliches und Arges zu vermuthen; daher der Mangel des Glaubens an das menschliche Herz.

Zuweilen aber ist dieser Mangel des Vertrauens auf Menschenwerth auch nur die Frucht trauriger Erfahrungen; und gewöhnlich werden diejenigen, welche den Menschen am heißesten geliebt haben, nach mehrmaligen Täuschungen seine unversöhnlichsten Verächter und Feinde. Man hat viele Beispiele, daß Fürsten, welche in jugendlichen Tagen die größten Hoffnungen von sich erweckten, und das Muster der Güte und Menschenfreundlichkeit waren, nachmals, wenn sie einige Jahre lang die Regierung geführt hatten, in Tirannen und Verächter des Menschengeschlechts entarteten. Denn wenn sie sich von allen Seiten mit Schmeichlern, Verleumdern und Selbstsüchtigen umringt sahen; wenn sie sahen, wie, wer zu ihnen sich hindrängte, nur kam, um an Andern eine Rache zu sättigen, oder seinem Stolz ein Genüge zu thun, oder Gold zu gewinnen; wenn sie sahen, daß gegen ihren Wink keine Tugend stark genug zum Widerstand war; daß Alles sklavisch den elendesten Leidenschaften zu Gebote stand: so mußten sie in der Wirklichkeit eine harte Widerlegung ihrer ehemaligen

Vorstellungen von menschlicher Tugend erblicken; Verdacht auch gegen den edelsten ihrer Unterthanen fassen; ihn höchstens für verstellungsvoller und verschmitzter als Andere achten; sie mußten Alles für einen lieblichen Traum halten, was sie sonst vom Werth des Menschen glaubten. Umgeben von feilen oder schwachen, oder durch Leidenschaften beseelten Menschen (denn die genügsame Tugend drängt sich nicht zum Glanz der Höfe), hielten sie sich nun selbst für enttäuscht, und behandelten die Menschheit mit jener Verachtung, die ihnen durch soviel verachtungswürdige Erscheinungen eingeflößt worden war.

Es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß ein zartfühlendes Herz, welches einmal durch Untreue und Verrätherei einer geliebten Person gebrochen worden ist, den großen Schmerz nicht zum andernmal fühlen will, sich auf ewig den engern Verbindungen mit dem andern Geschlecht entzieht, und Alle, die zu demselben gehören, für gleich unbeständig und treulos erklärt. Es ist nichts Seltenes, daß, wer von einem seiner theuersten Freunde auf eine schändliche Weise betrogen ward, von da an einen unaustilgbaren Verdacht gegen Treue und Redlichkeit und Freundschaftssinn der übrigen Menschen faßt. Es ist nicht selten, daß Personen, denen mehr als einmal das Gute, was sie zu stiften bemüht waren, durch Bosheit oder Schadenfreude vereitelt, deren redlichster Sinn immer falsch ausgelegt, denen mehr als ein wohlthätiges Wirken und Lieben mit dem schwärzesten Undank bezahlt ward — daß sie, sage ich, zuletzt Mißtrauen und Widerwillen gegen Jedermann hegen, welcher das Unglück hat, zum menschlichen Geschlecht zu gehören.

Ach, diese Art des Menschenhasses, wir wollen sie nicht zu hart verdammen, Keiner ist derselben fähig, als wer gut war, und die Menschheit mit Ernst und Innigkeit liebte. Er ist noch jetzt gut, aber verwundet; und darum krank und darum ungerecht gegen Millionen, weil ihn Einige, die er zu kennen glaubte, und doch nicht genug kannte, allzuhart betrogen. Er ist nur einen Augenblick irre geworden an sich und der Welt, und in seinem gereizten Zustande verliert er sich, oder tröstet er sich in

Uebertreibung des Uebels. Nur dann ist er am meisten zu tadeln, wenn er nicht stark genug ist, sich wieder zu ermannen, und für das Glück der Menschen ununterbrochen das Möglichste und Höchste zu thun, ohne von ihnen eine leise Erwiederung zu hoffen. Denn dies ist Christussinn. Wie ward Jesus nicht von seinem Freunde verrathen; wie ihm nicht mit Schmach und Undank von aller Welt begegnet! Und doch verkannte er das Menschengeschlecht nicht, und betete für die, welche sein Herz gebrochen hatten.

Man muß aber solche, ich möchte sagen edle Menschenhasser nicht mit solchen Personen verwechseln, welche durch eine gewisse krankhafte, reizbare Stimmung, oder durch das Bewußtsein ihrer Schwäche, das Mißtrauen gegen Andere bei sich gleichsam zur Natur gemacht haben. Sie können dann nicht anders, als immer fürchten, immer argwöhnen. Ohne eigentlich bösmüthig zu sein, sind sie doch ärgerlich und empfindlich. Was auch gesagt und gethan werden mag, sie legen es für sich selbst nie günstig aus; mögen gern glauben, es sei mit Allem darauf abgezielt, sie zu kränken. Ihnen scheint die halbe Welt sich verschworen zu haben, ihnen Verdruß zu machen, sie zu unterdrücken, zu verfolgen. Sie finden sogar in solchen und ähnlichen Klagen ein Wohlgefallen, ohne es zu wissen; bilden sich ein, Jeder, der eine Zeit lang mit Ihnen zu thun gehabt, trete endlich in den Bund ihrer Feinde, und arbeite wider sie, aus Neid oder Eitelkeit.

Der Argwöhnische, sei es nun aus körperlicher Kränklichkeit, oder aus dem quälenden Gefühle von einer Schwäche im Verhältniß zu Andern, macht sich und Allen, die mit ihm leben müssen, das Dasein unerträglich. Er legt jedes Wort auf die Wagschale, lauert auf jedes Spiel der Mienen, und ist auf eine unbegreifliche Weise erfinderisch, das Allerunschuldigste auf die schlimmste Weise für sich zu deuten. Trotz und Angst wechseln immer in seiner Seele; er wird zu Liebe und Freundschaft unfähig, weil er Keinem eine gerade, standhafte und holde Denkart zutraut. Er ist ungerecht gegen Jedermann, weil er auf

sich selbst zu wenig Vertrauen hat, und folglich ungerecht gegen sich selbst ist.

Alle diese Arten, wie entweder der Mangel des Glaubens an die Menschheit entsteht, oder sich äussert, tragen ungemein viel zum herrschenden Elend unserer Tage bei. Sie erzeugen und nähren die gegenseitige Lieblosigkeit der Menschen; denn wie könnte man sich doch einander lieben, wo man einander im Grunde des Herzens nur verachtet oder fürchtet? Dieser Mangel des Glaubens an Menschengüte macht die Menschen in der Gesellschaft zu Heuchlern, welche, ohne einander aufrichtig zu schätzen, doch das Verbindlichste zu sagen wissen; macht aus der Freundschaft nur eine Höflichkeit; aus Ehrenbezeugungen nur Zeremoniel und widerliche Schauspielerei. Darum werden Treue und Glauben seltener, darum alle Tugend seltener, weil die Menschen ihren eigenen Glauben daran verlieren. Darum ist so viel häusliches Unglück, weil Keiner den Andern von Herzen werth hält, und Jeder, bekannt mit einzelnen Fehlern der Hausgenossen, allzumißtrauisch aus denselben ihre Handlungen herleiten zu dürfen für Recht hält. Das gegenseitige Mißtrauen und innerliche Geringschätzen Anderer erkältet das Herz gegen wärmere, wohlwollendere Neigungen; macht die gesellige Freude matter, vergiftet den reinsten Lebensgenuß, welcher im häuslichen Kreise aufblühen kann; wird täglich die finstere Quelle von heimlichen Verdächtigungen, lauten Beschuldigungen, Vorwürfen, Anklagen, Neckereien; bringt Zwietracht zwischen Herrschaft, Hausgenossen, Nachbarn und Gesinde, zwischen Aeltern und Kinder, Gatten, Freunde und Freundinnen.

Um die unseligen Wirkungen des Mißtrauens und Uebeldeutens zu erkennen, ist es nicht einmal nöthig, diesen Fehler in seiner größten leidenschaftlichen Ausdehnung wahrzunehmen. Man beobachte nur einen Tag lang stillschweigend das Innere manches Hauswesens; beobachte, wie Einer vom Andern sich mehr oder weniger ungünstige Vorstellungen macht; wie Einer dem Andern das gesprochene Wort gehässig deutet; Einer des Andern Thun gern als Beleidigung aufnimmt und erwiedert. Je weniger man in solchem Hause daheim ist, um so auffallender sind dem Beob-

achter solche Erscheinungen, und er wird mehr als einmal den beständig Hadernden zusprechen wollen: Ihr Unglücklichen! warum trauet ihr euch auch immer nur das Böse und nie das Gute zu? Warum verbittert ihr euch mit diesem ewigen Argwohn in tausend unbedeutenden Dingen das Beisammenleben? Warum ersticket ihr durch dies gegenseitige Mißverstehen und Uebelnehmen jeden Keim der Freundschaft, welcher, wo nicht aus der Gleichheit der Gemüthsarten, doch aus der Gleichheit der Gewohnheiten und Lebensarten aufsprießen möchte?

So geringfügig und beinahe gleichgültig auch viele aus Mißtrauen entsprungene unfreundliche Vorfälle im häuslichen Leben zu sein scheinen: sind sie doch von großer Wichtigkeit und oft wichtiger für Familienehre und Familienruhe, als der größte Prozeß mit dem Fremden. Denn in hundert und hundert wiederholten kleinen Schlägen höhlt der fallende Regentropfen endlich den Felsen aus, an welchem der harte Meißel zerspringen kann.

Ist dir nun dein häusliches Glück, ist dir dein Lebensfrieden, ist dir dein Christenglauben ein heiliges Gut: so verbanne das Mißtrauen aus deinem Gemüth; fasse wieder Glauben zu menschlicher Tugend. Dein Wohlsein fordert es von dir, und die Religion Jesu, des göttlichen Weisen, gebietet es dir. So ziehe nun an, als Auserwählter Gottes, als Heiliger und Geliebter, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld, und vertrage Einer den Andern, und vergebet euch unter einander, so Jemand Klage hat wider den Andern; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Ueber Alles ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit! so spricht die heilige Schrift. Kol. 3, 12—14. Aber die Liebe kann nicht in einem Herzen wohnen, welches den Glauben an die Güte menschlicher Herzen verloren hat. Daher kommt es auch, daß wir Kindern mit größerer Zärtlichkeit, als Erwachsenen, zugethan zu sein pflegen, weil wir jene noch für unschuldiger und besser halten, oder doch für leichter zu bessern.

Du wirst sagen: Aber es ist schwer, darin seinen Sinn zu ändern, wenn man einmal die Menschen kennt,

wie sie heutiges Tages oder wenigstens in den Verhältnissen sind, in welchen ich mit ihnen stehe; es ist schwer, wenn man so mancherlei unangenehme Erfahrungen von der Bösartigkeit des menschlichen Gemüthes überhaupt gemacht hat.

O nein, ich will dir ein einfaches Mittel anweisen, durch welches sich plötzlich die mit dir lebenden Menschen, wenigstens rücksichtlich deiner, verbessern, und alle deine bisherigen Erfahrungen umgestürzt werden, — dies ist: werde du selbst ein herzensguter, reiner Mensch, überwinde mit christlicher Strenge deine eigenen Fehler, deinen Hang zur Wollust oder zum Ehrgeiz, oder zum Eigennutz, oder zum Leichtsinn; werde, was dir dein Gewissen sagt, daß du sein sollst, als ein Kind Gottes; und wahrlich, vermagst du das, o so wird sich in dir der Glaube von selbst einfinden, daß auch andere Menschen das Gleiche über sich vermocht haben. Sei gut, und die Menschen werden dir mehr gut als böse vorkommen. Glaube an die Tugend, und du wirst sie finden überall; um aber an die Tugend zu glauben, mußt du sie haben.

Dann wirst du dich nicht allein überzeugen, daß auch wirklich der verworfenste Verbrecher nicht durchaus böse und verdorben sei, und seine guten Seiten habe: sondern du wirst dich daran gewöhnen, bei Allen, mit denen du umgehst, am liebsten auf ihre guten Eigenschaften hinzublicken, sie deswegen zu achten, und ihre andern Schwächen mit größerer Nachsicht zu behandeln. Ja, was noch weit mehr ist, du wirst dann auffallend bemerken, daß du selber durch dein bisheriges Benehmen manche innere Schwächen erst anstößiger gemacht hattest. — So wie du einmal dahin gekommen bist, in jedem Menschen sein Gutes zu sehen und anzuerkennen, wirst du ihn nothwendig darum schätzen, du wirst Gegenliebe erwecken; die vorherigen Schwächen werden sich vor dir zurückziehen. Du wirst glückseliger in deinen Verbindungen sein, als du jemals Hoffnung hattest zu werden. Deinem Zutrauen kommt das Vertrauen erwiedernd entgegen.

Und wenn du auch schon einmal in deinem Glauben getäuscht worden wärest, und wenn du auch einmal

betrogen werden solltest: Beurtheile nicht alle Menschen nach einem einzigen! Schon dein eigenes Gefühl sagt dir, solch ein Urtheil sei übereilt, unbesonnen, und höchst ungerecht gegen Unschuldige. Ja, dein besseres Gefühl wird dir sagen, es sei besser, hundertmal betrogen oder verkannt zu werden, als einmal Andere zu betrügen, oder zu verkennen. Der Undank der Menschen soll dich nicht schmerzen, denn hast du wohlgethan und geliebt, ohne eigennützige Absicht, so hofftest du keinen Dank; thatest du aber wohl, und warst gütig in Erwartung eines Dankes: so hast du keinen verdient, weil du nicht wohlthun, sondern andere Menschen zu deinen Schuldnern machen wolltest, ohne daß sie dies zu werden von dir begehrt hatten. Der Undankbare ist bemitleidenswerth; nicht aber der ächte, christlich gesinnte Wohlthäter der Menschen. — Habe Glauben an menschliche Tugend; und würdest du auch einmal und zehnmal getäuscht: laß dich lieber täuschen, statt in beständigem Mißtrauen und immerwährender Angst zu leben, getäuscht werden zu können. Der Furchtsame verliert das Leben durch die bloße Furcht, es zu verlieren.

XXVII.

Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrung.

Psalm 84, 2. 3.

Ich will zum Haus des Herren wallen,
Will dort in Andacht niederfallen
Und meinen Geist zu ihm erhöhn.
Sein Nam' ist: Herr! Ich dank' und singe!
Der Herr allein thut große Dinge.
Laßt ihn uns laut verkündigen!
Du, heil'ge Dichtkunst, schwinge deine Palmen
Ihr Harfen Assaphs, rauschet Jubelpsalmen!
Es spiegle mir des Tempels Glanz und Pracht
Jehova's Herrlichkeit und Macht.

Zwar was kann ihm der Mensch erwiedern?
Wer preiset ihn genug in Liedern?
Auch Welten preisen ihn zu schwach.

Er hört nicht nur und will erhören
Der Geister Fleh'n in vollen Chören,
Er hört auch unser leises Ach!
Nicht, daß ich ihm würd'gere Opfer bringe,
Nein, daß mein Geist sich reger aufwärts schwinge,
Umrausche mich der Tonkunst heil'ge Macht,
Umstrahle mich des Tempels Glanz und Pracht.

Unsere Vorfahren bauten sich in Städten und Dörfern kleine, bescheidene Wohnungen; aber ihre Tempel stiegen in ungewöhnlicher Majestät hoch über die Hütten der Menschen zum Himmel auf, als wollten sie sinnbildlich zum Auge reden: „Nichts ist der Mensch, Alles der Herr.“ Einfach und schmucklos waren sie in ihrem Hausgeräth; aber was der öffentliche Reichthum Glänzendes hatte, was der Geschmack Edles wußte, war zur Verzierung der heiligen Oerter vereinigt, wo das ganze Volk anbetete und gemeinschaftlich den Vater des Weltalls verherrlichte. Von Stein und Holz waren die Gebäude der Städte, von Leim und Stroh in Dörfern, oft leicht und hinfällig, wie der Sterbliche, der sie bewohnte; aber was dem Unsterblichen geweiht war, erhob sich langsam, oft in der Folge von mehreren Jahrhunderten, um Jahrtausende zu überdauern. Noch jetzt bewundern wir in den Kirchen fremder Städte, in unsern eigenen, die kühne majestätische Bauart der Alten, diese dämmernden Hallen, diese Riesensäulen, diese hohen Bogen und Gewölbe, diese sich hoch übereinander zu den Wolken des Himmels hinauf gipfelnden Thürme. Und unwillkührliches ehrfurchtvolles Grauen und ein Gefühl, als wären wir dem Unsichtbaren näher, dem dies Sichtbare geheiligt ist, ergreift unser Gemüth. Und jenseits des christlichen Alterthums finden wir selbst unter den Heiden gleiche Ehrfurcht vor den Göttern in der Pracht ihrer Tempel und Altäre ausgedrückt. Die Herrlichkeit des Tempels zu Ephesus ward von Geschichtschreibern und Dichtern gepriesen. Den salomonischen haben die Völker des ganzen Morgenlandes bewundert.

Anders will es in unsern Zeiten sein. Wir wohnen in Prachtgebäuden und Palästen, aber die Tempel des Herrn

sind meistens versäumt, wenn nicht noch die Vorwelt uns das Kostbarere hinterlassen hat. In unsern Dörfern prangen sogar glänzende Landhäuser, und statt der Hütten weitläufige hohe Wohnungen, während die Kirchen oft dürftig, zerfallen, unrein und geschmacklos verziert sein können. Dürfen wir auch aus diesem Allem keineswegs den voreiligen Schluß ziehen, daß in neuern Zeiten in gleichem Verhältnisse der Sinn für Religion abgenommen, wie der Sinn für irdisches Wohlleben der Menschen zugenommen hat: ist doch gewiß, daß die Vernachlässigung der öffentlichen Gebäude und der steigende Privataufwand dagegen als ein Wahrzeichen gelten könne von der Abnahme des Gemeinsinns, oder des lebendigen Antheils an Allem, was Alle angeht, und als ein Wahrzeichen von den Fortschritten einer unbürgerlichen Selbstsucht. Auch mag der Anblick der Elendigkeit, Dürftigkeit und Geschmacklosigkeit von den Kirchen mancher Städte und Dörfer hie und da wenigstens so viel beurkunden, daß das Volk, wie dessen Vorsteher, ziemlich unempfindlich für das geworden sind, was die Andacht erregen, veredeln und erheben könne.

Wenn man zu den gottesdienstlichen Versammlungen mancher Gemeinden tritt, scheint da nicht Alles zur Tödtung der Andacht erfunden worden zu sein? Unreinlichkeit und Armuth von allen Seiten, oder ein bunter, oft lächerlicher Putz; nichts Einfaches, Edles, Großes. Statt rührenden Gesanges ein widerliches, unharmonisches Durcheinandergeschrei; Gesänge, oft unverständig, oft anstößig; dann eine Predigt, die ohne Vorbereitung, in verworrener Wortstellung, ohne Kraft, Ordnung und Wahl der Gedanken dahin gesprochen wird, nicht vom Herzen kommend, nicht zum Herzen dringend. Wer möchte da mit den Kindern Korah singen: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Psalm 84, 2. 3.

Die Religion Jesu Christi macht uns freilich nicht die Erbauung prachtvoller Tempel, oder deren glänzende Verzierung zur Pflicht. Nirgends begehrte Christus, nirgends

einer seiner Jünger, von den Bekennern seines Evangeliums Nachbildungen eines salomonischen Tempels, oder Festsetzung besonderer Kirchenfeierlichkeiten, wie doch im mosaischen Gottesdienst üblich gewesen. Der Messias lehrte den Vater des Weltalls im Tempel der Natur, wie im stillen Kämmerlein, verehren und anbeten. Er selbst gab uns dazu das Beispiel, wenn er dem Volk im freien Felde, oder am Meeresufer predigte, wenn er mit seinen Jüngern das Mahl einnahm und betete, oder in der Nacht von Gethsemane seine Knie beugte. Gott ist ein Geist, wir sollen ihn anbeten und verehren im Geist und in der Wahrheit.

Doch anders ist es mit häuslicher Gottesverehrung; anders mit öffentlicher, zu bestimmten Tagen und Stunden. Zu jener bedarf ich keiner andern Erweckung, als die in mir selbst liegt. Mein Bedürfniß, in frohen oder traurigen Gemüthsstimmungen mich dem himmlischen Vater dankend oder bittend zu nahen, macht alles Aeussere entbehrlich. Im engen Kämmerlein, oder auf den Höhen eines Gebirges, auf meinem nächtlichen Lager, oder in der anmuthigsten Landschaft, Alles ist gleich, wenn Wehmuth oder Freude, wenn das Lesen eines erbaulichen Buches oder ein großes Schicksal zum Gebet ruft.

Die öffentliche Gottesverehrung hingegen steht ganz unabhängig von unsern jedesmaligen Gefühlen und Bedürfnissen. Der Feiertag kommt; die Stunde schlägt; die Glocken ertönen aus den Höhen; die Pforten der Kirche schliessen sich auf; das Volk eilt zu den Altären. Auch wir wandeln dahin, vereint mit der ganzen Gemeinde den Ewigen zu verehren, ohne immer noch in der dazu erforderlichen Stimmung zu sein. Häusliche Ereignisse, unerwartete Nachrichten, Zerstreuungen aller Art haben sich unsers Gemüths bemächtiget. Wir fühlen uns ohne Andacht. Da ist nothwendig, daß das Aeussere uns Ehrfurcht errege und begeisternd einwirke, daß unsere Aufmerksamkeit leichter gesammelt werde. Die Umgebungen, die Feierlichkeiten, welche unsere Sinne rühren, sind nicht länger gleichgültige Dinge; sie sind Beförderungsmittel der Andacht und Gemüthserhebung.

Aus diesem wichtigen Grunde ist es Pflicht, der Feierlichkeit bei öffentlichen Gottesverehrungen besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Was ist Gottesverehrung ohne Inbrunst des Gemüthes? Wollen wir den hohen Zweck, warum glauben wir, die Mittel dazu versäumen zu können?

Wir wollen nicht vergessen, daß wir Menschen sind, und daß der Einfluß der Sinne auf den Geist nicht geringer ist, als der Einfluß des Geistes auf die Sinne. Das Falten der Hände beim Gebet ist keine religiöse Pflicht, aber doch ein Hilfsmittel, die Zerstreuung beim Gebet zu verhindern und an das Heilige zu mahnen, was wir beginnen. Gott ist allgegenwärtig, in den Tiefen, wie in den Höhen, und doch scheint sich gleichsam unser Geist selbst zu erheben und dem Thron der Gottheit näher, indem wir betend den Blick der Augen zum Himmel emporrichten. So viel vermögen äussere kleine Umstände auf uns; so abhängig sind unsere Gefühle von an sich gleichgültig scheinenden Nebendingen. Wollen wir daher öffentliche Gottesverehrungen, so sollen wir sie auch mit aller jener Würde und Feierlichkeit wollen, die geeignet sind, unser Herz zu bewegen, unsere Aufmerksamkeit zu sammeln, unsere Andacht zu beflügeln, selbst auch an solchen Tagen, in solchen Stunden, unter solchen Umständen, da wir keinen innern Beruf empfinden, uns mit den höchsten und heiligsten Gegenständen des Lebens zu beschäftigen. — Nicht zur Verherrlichung und Ehre Gottes haben wir erhabene oder prachtvolle Tempel, oder Feierlichkeiten voller Majestät und Würde nöthig, denn kein Haus von Steinen gebaut umschließt den Allgegenwärtigen, und kein glänzender Staub ehrt und verherrlicht die Größe dessen, der das unendliche All der Welten aus Nichts hervorsteigen hieß: aber die Gefühle der Ehrfurcht, wenn sie wahr und lebendig in unserer Brust sind, sprechen sich doch gern sinnlich aus, und werden alsdann erst bestimmter und gewaltvoller. Gott versteht auch das unhörbare Gebet der Gedanken; dennoch können wir uns nicht enthalten, in Worten zu ihm zu reden und unsere Stimme flehend zu erheben. Wir sind als Menschen immerdar Kinder, und dies Kindliche unsers Wesens vor dem himmlischen Vater ist gewiß auch ihm wohlgefällig. —

Nicht um Gottes Willen sind jene Tempel da, jene Altäre, jene Gesänge, jene Gebete. Ach, was könnten wir erfinden, bringen, sagen, das seiner würdig wäre, das uns nicht durch ihn geworden wäre? Nein, Alles ist unsertwillen, daß wir dadurch heiliger, frömmer, gottverwandter werden. Unser Körper ist der Träger der Seele, unsere Sinnlichkeit die Krücke des Geistes, die Kirche mit ihren feierlichen Anstalten die Dienerin und Stütze innerer Religion.

Vernunft und Gefühl verschmelzen ineinander, wenn die Kraft des Glaubens das Gemüth durchdringt. Christenthum ist kein bloßes, todtes Vernunftwesen, keine kalte Verstandessache oder Klugheits- und Sittenlehre, kein Gaukeln der Einbildungen, kein Spielen erregter Gefühle. Religion ist der Einklang aller im Menschen wohnenden Kräfte zur reinsten Harmonie; sie ist das helle Auflodern der Flamme unsers Gesammtlebens. Gleichwie die Wahrheit das Höchste ist, das die Vernunft ehrt, so ist das Schöne dem Gefühl das Höchste. So sollen sich denn in der Religion das Wahre und Schöne vermählen; und die Kirche soll für unsere Sinnlichkeit gleichsam Abspiegelung und Verkörperung unsers innern Heiligthums sein; auch der Tempel, auch die Feierlichkeit der Gottesverehrung sollen das Gepräge des Sinnlichwahren, des Geistigschönen führen.

Das ist der sogenannten schönen Künste höchster Triumph, wenn sie zur Vergöttlichung des Gemüths wirken, und den Geist gleichsam auf den Schwingen reinster Sinnlichkeit über alles Sinnliche hinwegheben. Auch offenbart sich ihr wundervoller Zauber nirgends mächtiger, als wenn sie Begleiterinnen der Andacht sind.

Die edle Bauart einer hohen Kirche allein schon mit ihren hochgeschwungenen Hallen ist fähig, deine Seele mit sanften Schauern zu erfüllen. Und wenn du zu ihren Pforten eintrittst, und du schon ein betendes Volk im Staube hinkniend erblickst, wird dennoch die große Einsamkeit, die allgemeine Stille, die Einfalt und Regelmäßigkeit des ganzen Werkes dich zur Anbetung mahnen, und vom Geräusch und Getümmel des alltäglichen Lebens abscheiden, als ständest du im Vorhofe eines andern Lebens. Das allein schon ver-

mochte die stumme Kunst des Baumeisters über dein Gemüth, ehe dich das Beispiel einer betenden Menge, oder die Gewalt des gepredigten Wortes begeisterte. Wenn Bildhauerei und Malerei, diese edeln Schwestern, sich weise im Tempel vereinigen, deine Empfindungen zu entzünden; wenn sich das Sinnlich-Erhabene an das Geistig-Hohe, und die stille Kraft der Umgebungen unwillkührlich an die Majestät der Gottheit im Ueberirdischen erinnert: wirst du läugnen, daß das Aeussere in gottesdienstlichen Feierlichkeiten mehr als entbehrliche Nebensache sei? oder behaupten, daß der Anblick eines schmutzigen, baufälligen Versammlungsortes, mit plumpen, oft ekelhaften Zierrathen versehen, oft mit anstößigen Gemälden und Zerrbildern behängt, dich zu eben so feierlichen Stimmungen leite?

Mächtiger ergreift noch die Tonkunst. Es sind nur wenige Menschen, welche gegen ihren Reiz unempfindlich bleiben. Diese wunderbaren Klänge, welche in mannigfaltiger Ordnung uns bald zur Freude, bald zum betrachtenden Ernst, bald zum Triumph, bald zur Schwermuth einladen, sind eine wortlose Sprache der Gefühle zu fühlenden Wesen; rufen Erinnerungen aus längst verlornen Vergangenheiten zurück, und geben uns Sehnsucht und Hoffnung in künftige Fernen, die wir kaum zu deuten verstehen. In den Zeiten der Urwelt schon war die Tonkunst eine der vornehmsten Begleiterinnen der öffentlichen Gottesverehrung; noch heute ertönen Davids Psalmen in allen Welttheilen. Das majestätische Erbrausen und Tönen der Orgel, der feierlich rührende Kirchengesang ist für sich allein schon hinreichend, ein zerstreutes Gemüth zur Andacht zu sammeln, und den Leichtsinn zu frommen Betrachtungen zu bewegen. — Wie ganz entgegengesetzt aber muß die Vernachlässigung des Kirchengesanges wirken, wenn man das Gekreisch verstimmter Werkzeuge, das rauhe Geplerr geschmackloser Tonstücke anhören muß! Unter solchen Verwahrlosungen alles äusserlichen Anstandes verlieren öffentliche Gottesverehrungen den Zweck, zu welchem sie eingesetzt sind. Da ist kein Anreiz der Empfindungen, keine Erhebung des Gemüths, und wer nicht schon die Andacht mit sich bringt, dem wird sie dort nicht gegeben, sondern oft noch entrissen, selbst wenn er sie

brachte. Besser keine Kirche, als ein elendes, stallähnliches Obdach; besser kein Gesang, als das sinnlose übellautende Geschrei. Die Einsamkeit der häuslichen Kammer, ein Spaziergang in die offene landschaftliche Natur sind zweckmäßiger. Da betete auch Jesus Christus.

Wenn dann zu jener Versäumung äusserer, anständiger Ordnungen auch Unfähigkeit oder Gleichgültigkeit derer kommt, welche von heiligen Stätten das Wort Gottes verkünden sollen; wenn sie ihren ehrwürdigen Beruf erwählt haben, nicht weil sie dazu die innere Weihe empfangen hatten, sondern irgend einen Broderwerb suchen mußten; wenn sie mit Schlaffheit oder Widerwillen ihr Amt versehen; predigen, um der Sitte gemäß eine Stunde mit leerem Wörterschall auszufüllen; nach der Predigt oft eben so wenig wissen, als die Gemeinde, was sie sprachen; wohl gar als Heuchler dastehen, die nicht von Herzen lieben und glauben, was sie sagen; in ihrem häuslichen Leben zuweilen das Gegentheil sind von dem, was sie lehren, und andere ungeistliche Geschäfte mit größerm Eifer, als ihr Amt, treiben: dann ist das Maas der Schlechtigkeit erfüllt; dann erstaune Niemand, daß ein großer Theil des Volks, trotz christlicher Namen, Sakramente, Zeichen, Gebetsformeln, im Herzen heidnisch und verwildert ist, und die vermeinten Gottesverehrungen nur altherkömmliche Uebungen sind, deren man gewohnt ist; nur Stunden der Langeweile sind, die man ehrenhalber aushalten muß.

Wahrlich, Gottesverehrungen, wie diese, sind öffentliche Gottesverspottungen zu heißen. Es wäre besser, sie würden nicht sein. Sollen wir es tadeln, wenn in Dörfern, wenn in Städten zuweilen ganze Familien sich unter solchen Umständen vom Besuch der Kirche zurückziehen, und lieber häusliche Andacht pflegen? Haben die Obrigkeiten ein Recht, Familien zu zwingen, in andachttödtende Versammlungen zu gehen, und den elenden, unüberlegten, zusammenhangslosen Wortkram eines Geistlichen zu hören, der seinen Pflichten kein Genüge leistet? Haben diese ungetreuen Lehrer und Seelenhirten ein Recht, über Verfall der Religion, über schlechten Besuch der Kirchen zu klagen, da sie es doch selbst sind, welche die Kirchen veröden

und die Stunde der Andacht zur Stunde der Langeweile und Plage machen? Sie jammern thöricht über die nachtheiligen Folgen der Aufklärung, und eifern wider das Umsichgreifen weltlicher Weisheit: aber warum schreiten auch sie nicht fort in Erkenntniß und in der Kunst, ihre Erkenntniß dem lernbegierigen Volke mitzutheilen? Warum treiben sie ihr heiliges Geschäft ohne Anstrengung, ohne Innigkeit, gleich dem Handwerker, der einförmige Arbeiten verrichtet und dazu keines Nachdenkens bedarf?

Besser keine Gottesverehrungen, als seinsollende Gottesverehrungen so unwürdiger Art! Jesus trieb die Wechsler und Krämer aus dem Tempel des Herrn, und sprach: Es stehet geschrieben: mein Haus soll ein Bethaus heißen; ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht. — Und würde er durch die ihm geweihten Kirchen mancher Gemeinden unserer Tage wandeln, dürften wir hoffen, ein gnädigeres Urtheil zu empfangen?

Der wirkliche Verfall des öffentlichen Gottesdienstes in vielen Gegenden, das Zurücktreten vieler Personen vom Besuch der Kirchen, ist in der That weniger den Fortschritten der sogenannten Aufklärung des Volks zuzuschreiben, als dem Mangel der Fortschritte vieler Geistlichen in ihrer eigenen Ausbildung und Vervollkommnung zum Beruf, so wie der allzuwenigen Sorgfalt, welche man von Seiten der Gemeinden, der Obrigkeiten, der Kirchenvorsteher und Geistlichen auf Anstand, Würde und Feierlichkeit bei öffentlichen Gottesverehrungen verwendet. Es sind in der That Viele, und man hört oft sagen: Warum soll ich in die Kirche gehen, um ein ordnungs- und geistloses Geschwätz anzuhören, welches man mir für Verkündigung göttlichen Wortes gibt? Mehr Belehrung, Erbauung und Aufrichtung gewinne ich in häuslicher Stille, wenn ich mich mit dem Lesen von Schriften frommer und weiser Männer, oder mit eigenen Betrachtungen über göttliche Dinge beschäftige. Warum soll ich in die Kirche gehen, wo die unruhigen Bewegungen der Menge, die elenden Umgebungen, der schlechte Gesang meine Andacht zerstreut, statt erregt? Lieber unterhalte ich mich in der Einsamkeit mit meinem Gott im Gebet, wo ich es ungestört und herzlich kann, nicht nach

hergebrachten Alltagsformeln.— Allein der öffentliche Gottesdienst, sobald er auf eine seiner Bestimmung angemessene Weise begangen wird, hat so große und mannigfaltige Vorzüge vor dem häuslichen, ist dem Volke, dem gemeinen Mann nicht nur, sondern auch dem Gebildeten und Gelehrten, zur steten Nahrung religiösen Sinnes so unentbehrlich, daß darüber unter Einsichtsvollen und Menschenkennern kaum ein Zweifel erhoben werden kann.

Es ist die religiöse Unterhaltung ein so tiefes Bedürfniß des Menschen, daß selbst die unverzeihlichste Nachlässigkeit derer, die für würdige Feier des Gottesdienstes die erste Sorge haben sollen, es noch nicht dahin bringen können, die Tempel ganz leer von Betern zu machen. Den größten Beweis von jenem Bedürfnisse, wie davon, daß die Kirchen und ihre Diener an vielen Orten nicht sind, was sie sein sollen, gibt zum Theil in manchen Gegenden die Begierde der Leute, andere Gottesverehrungen zu besuchen, als zu denen sie gehören, und in welchen sie mehr Erbauung und Belehrung finden, als in denen ihrer Gemeinde; oder die steigende Neigung der Bewohner mancher Gegenden, die Zahl der Sektirer von verschiedener Art zu mehren, bei welchen sie, wenn auch nicht größere innere Frömmigkeit, doch mehr äussern Anstand und mehr Reiz zur Andacht verspüren!

Dies Alles macht uns gewiß, daß, wiewohl äusserliche Zucht, Zeremoniel und würdige Umgebung nicht wesentlich zur christlichen Gottesverehrung gehören, doch solche Mittel zur Belebung und Erhöhung andächtiger Gefühle, zumal bei öffentlichen Versammlungen, von erster Wichtigkeit sind. Und da der Zweck ohne die Mittel nicht erreichbar ist, wird es heilige Pflicht der Fürsten, der Obrigkeiten, der Geistlichen, der Gemeinden und jedes einzelnen Bürgers, dem Religion und Verbreitung und Beförderung derselben heilige Angelegenheiten sind, Alles zu entfernen, was die Feierlichkeit und den Eindruck öffentlicher Gottesverehrung vermindert, und Alles beizutragen, was den Zweck gemeinschaftlicher Versammlungen im Tempel befördert. — Die Wichtigkeit solcher Pflicht, und wenn sie schon nicht durch sich selbst einleuchtend wäre, würde schon aus dem Ernste

Jesu Christi erhellen, mit welchem er selber im empörten Unwillen die Tische der Geldwechsler, der Taubenverkäufer und Anderer umstieß im Tempel, die zur Bequemlichkeit der Opfernden da mit ihrer Waare saßen. Mein Haus ist ein Bethaus; ihr sollt es nicht zur Mördergrube machen!

Reinlichkeit, Einfalt, Ordnung, Regelmäßigkeit in den Umgebungen kann gar oft mit Glück mangelnden Glanz ersetzen, und da, wo Alles heiter und edel das Gemüth anspricht, vergißt man gern die Majestät der Pracht. Alles Kleinliche, Spielende, Geschmacklose, noch mehr das Ekelhafte oder Anstößige in Verzierung, das Unanständige oder Lächerliche in Gemälden, muß verbannt sein. Besser die höchste Einfachheit, selbst Schmucklosigkeit, als bunte Ueberladung eines Gotteshauses mit Schmuckwerk, wodurch die Aufmerksamkeit fremden Dingen zugezogen wird. In Worten wie in Tönen der Gesänge herrsche das Edelste, was die Kunst auf dem Altar der Religion geopfert hat; Feierlichkeit und Größe in jeder Musik; dazu in den Bewegungen der Menge stille Ehrfurcht vor dem Allgegenwärtigen, zu welchem sich die Andacht der Gemeinde wendet. Fern sei auf jenen heiligen Stätten, wo König und Bettler gleich stehen, als Kinder des gleichen Gottes, der thörichte Rangstolz, die gefallsüchtige Prunksucht, die umhergaffende Neugier, die Verletzung der Achtung, welche man jeder Versammlung, wäre sie auch nicht so heilig, schuldig ist, und die Verletzung des gemeinsten Anstandes durch Unterbrechung der feierlichen Stille mit Geschwätz und Flüstern, oder durch Lächeln und Winken und Schlafen.

Die Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrungen ist immer für solche Personen am unentbehrlichsten, welche beim Mangel höherer Bildung und eigener Kraft sinnliche Hilfsmittel am meisten vonnöthen haben, wenn sie ihr Gemüth zum Ueberirdischen erheben sollen. Daher ist Sorge dafür in großen Städten kaum so dringend, als in Dörfern, wo der Eindruck von aussen oft nur allein entscheidet. Und doch ist es eben hier, wo Armuth der Gemeinden, oder Geschmacklosigkeit der Vorsteher es an dem am meisten fehlen läßt, was das Nothwendigste ist.

Wir wissen, daß die Kunst des Schönen auf Entwil-

derung barbarischer Völker, daß Veredlung des Geschmacks auf Veredlung der Sitten von jeher den unbezweifeltsten Einfluß äusserten. Warum sehen wir die Rohheit des Landvolkes, die ungeschliffenen Sitten, die Armuth der Vorstellungen in vielen Gegenden mit so unmenschenfreundlicher Gleichgültigkeit an? Man spricht davon, als läge die Veredlung und Vermenschlichung solcher Halbwilder gänzlich ausser dem Pflichtkreise der Christen, oder ausser der Macht der Obrigkeiten und reicher Privatpersonen. Und doch, wie viel liesse sich auch hier zur Erweiterung des Gottesreiches und allgemeiner Glückseligkeit, wie zum Aufblühen und Erstarken der Staaten leisten!

Und habe ich nicht Vermögen genug, mit eigenem Aufwand das Bessere zum Wohl der Menschheit zu bewirken, kann ich es doch auf mancherlei andere Weise, durch persönliche Ermunterungen, durch Hinleitung der Aufmerksamkeit auf das Fehlende und Wünschenswerthe, durch Rath und Anweisung. Warum sollte ich wenigstens dies nicht thun, um auch hier in einer hohen Pflicht meinem Jesu nachzuwandeln, der, was die Feierlichkeit des öffentlichen Gottesdienstes störte, die Andacht der Betenden schwächte, mit schonungslosem Ernste strafte!

Wie lieblich sind mir Deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn! Ja, so schwach auch meine Kräfte sein mögen, will ich doch in allerlei Wegen dahin streben, daß der Sinn zur Verbesserung gottesdienstlicher Gebräuche, zur Verherrlichung der Tempel, zur Vermehrung öffentlicher Andacht in meiner Bekanntschaft, in meiner Gemeinde, in meinem Vaterlande immer reger und thätiger werde!

XXVIII.

Vorurtheil für und wider Neues.

1. Thess. 5, 21.

Die Welt ist Gottes Werk und gut,
Und seine Huld auf allen Wegen;
Er liebet uns, und was er thut,
Wird selbst im Schmerze unser Segen.
Der Schmerz erhebt uns und die Noth
Vom Irdischen empor zu Gott.

Der Pflanze gab er Wunderkraft,
Dem Erdengrunde zu entblühn;
Dem Thiere, ohne Wissenschaft,
Geheimen Trieb, Gefahr zu fliehn.
Nackt stieg der Mensch aus Gottes Hand;
Ihm gab er höheren Verstand.

Verstand, der Alles forschend prüft,
Die Hilfen selber zu erfinden,
Und, wie im Balsam, auch im Gift,
Des Schöpfers Weisheit zu ergründen,
Und überall in Lust und Weh'n,
Des Vaters Liebe zu versteh'n.

Als der Messias aus seiner Verborgenheit nach langen Vorbereitungen auf sein großes Unternehmen hervortrat, um die Menschen von den Fesseln des Irrthums und der Sünde loszuketten, ward er von den Leuten als eine ganz fremdartige Person angestaunt, und mit sehr verschiedenen Empfindungen aufgenommen. Anfangs war es die Neugier überhaupt, welche ihn immer mit einer zahlreichen Menge Zuhörer umringte. Dann kamen die, welche als Freunde ihres von den Römern unterjochten Vaterlandes glaubten, er habe den Entwurf, eine große Staatsumwälzung vorzubereiten, sich an die Spitze des verzweifelnden Volkes zu stellen, das Reich Juda und Israel wieder frei zu

machen, und den erloschenen Glanz des alten Jerusalems zu verjüngen. Er erschien mächtig in That und Wort. Seine wunderbaren Heilungen der Kranken erregten eben so großes Aufsehen, als seine heiligen Lehren. Viele Leidende von nah und fern kamen herbei, von ihm Rettung zu erbitten. Der große Haufe, ergötzt durch das überraschende Schauspiel, achtete weniger seiner Predigt, als seiner Thaten, und wollte nur immer neue Wunder von ihm sehen. Als er aber dem Einen erklärte, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei; den Andern bedeutete, daß ihre Begierde, Zeichen und Wunder zu erblicken, ihm mißfalle, weil sie dennoch ohne Glauben blieben, veränderte sich die öffentliche Stimmung, und das Vorurtheil erhob sich gegen die Göttlichkeit seiner Sendung und seiner Lehre.

Die Ausleger des mosaischen Gesetzes, Pharisäer und Schriftgelehrten, betrachteten ihn sogleich als ihren persönlichen Gegner und als den Feind der Religion, ohne nur Inhalt und Werth seiner Lehre zu kennen. Es war umsonst, daß Christus ihnen wiederholt sagte: Ich bin nicht gekommen, das Gesetz Mosis aufzulösen, sondern es zu erfüllen; sie blieben seine Gegner und ihren vorgefaßten Meinungen treu.— Andere fingen an, mit gleichem Vorurtheil seine Wunderwerke zu beurtheilen. Voll des alten jüdischen Aberglaubens, wähnten sie, er sei mit dem Teufel im Bunde. Es war umsonst, daß er ihrer Vernunft den Widerspruch deutlich machte, indem er sagte: Ich treibe die Teufel aus, wie mag ich mich mit ihnen verbinden? — Noch Andere hatten schon aus dem Grund ein Vorurtheil gegen Jesum, weil sie seine geringe Herkunft anstößig fanden, und ihn vielleicht aus seiner Jugend kannten, da er ihnen nichts Ausserordentliches zu verheißen schien. „Ist dieser nicht des Zimmermanns Sohn von Nazareth?“ fragten sie.

Die Macht des Vorurtheils war so groß, daß Jesus Christus, ungeachtet seiner lichtvollen Offenbarungen, ungeachtet seines tugendvollen, wohlthätigen Lebens, ungeachtet aller Wunder, die er gethan, am Ende seiner Laufbahn nur sehr wenige treue Anhänger und Bekenner behielt.

Nicht minder schädlich wurden nachmals die Vorurtheile der Juden sowohl, als der Heiden, einer schnellen Verbreitung der göttlichen Lehre des Herrn.

Wenn das Herrliche durch das Vorurtheil so viel zu leiden hatte: dürfen wir uns wundern, wenn auch das geringere Gute und Nützliche immer darin seinen stärksten Widersacher findet? Der Mensch ändert seine Natur nicht, und wie er vor Jahrtausenden gewesen, ist er noch heute; mehr durch den Eigensinn einer selbstsüchtigen Neigung, oder durch Anhänglichkeit an seine Gewohnheiten, als durch gründliche Ueberzeugung von gewissen Wahrheiten geleitet.

Was ist ein Vorurtheil? — Jede Meinung ist es, die ich vem Werth oder Unwerth einer Sache fasse, bevor ich dieselbe kenne. Vernünftiger Weise sollte man nicht eher etwas loben, bis man vom Lobenswürdigen hinlänglich unterrichtet ist, und sollte nichts verwerfen, bis man vollen Grund dazu hat. Aber das war von jeher der Menschen Schwachheit, zu preisen und zu verdammen, zu lieben und zu verachten, nicht nach dem, was Erfahrung und Wirklichkeit lehrten, sondern was eigene Einbildung vorspiegelte. Der Eigennutz vertritt nur allzuhäufig die Stelle des Rechts, und blinde Gewohnheit ersetzt den versäumten Gebrauch des Verstandes.

Wohl tadele ich diese Verirrungen: aber bin ich denn selbst von ihnen frei? Geschieht es nicht zuweilen, daß ich gegen irgend eine Sache schon deswegen eingenommen bin, weil sie Sache dieses oder jenes Menschen ist? Begegnet mir es denn nicht, daß ich zuweilen wider die eine oder die andere mir fast unbekannte Person gestimmt bin, ohne daß ich dazu die geringste Ursache habe? Bin ich auf diese Weise nicht selber der Sklave einer vorgefaßten Meinung, und kann ich nicht Gefahr laufen, das Opfer eines großen Irrthums zu werden? Gott gab mir den Verstand, warum verläugne ich ihn?

Denn jedes Vorurtheil ist Schwäche oder Mangel des Verstandes, und folglich schon dadurch für den Menschen entehrend. Das Thier handelt nach Eingebung dunkler Gefühle und Neigungen; ihm gebricht die Kraft zu forschen,

zu prüfen, zu überlegen und zu wählen. Das Thier handelt nach angenommenen oder ihm durch Menschen beigebrachten Gewohnheiten, es wird dadurch gewissermaßen zu einer Maschine, die willenlos ihren bezeichneten Gang verrichtet. Darf der Mensch, durch Verzichtleistung auf das Licht des Verstandes, dem Thier gleich werden, ohne sich an seinem Schöpfer zu versündigen?

So entehrend jedes Vorurtheil für die menschliche Würde ist, so verderblich kann es oft werden, wenn wir uns durch dasselbe zu Handlungen verleiten lassen. Vorurtheil ist Verstandesabwesenheit; ohne Verstand, nach leeren Einbildungen handeln, kann es ersprießlich sein? Viele nützliche Dinge, die uns Vortheil mancher Art bringen, die uns oder den Unserigen das Leben retten würden, verwerfen wir aus Vorurtheil, und wählen das Schlechtere. Manche rechtschaffene Person, deren Verbindung mit uns viel Gutes gestiftet haben würde, ward vermieden und zurückgestoßen aus Vorurtheil; dagegen haben wir zu Gunsten Anderer vorgefaßte Meinungen, und bringen uns durch sie in Schaden.

Jeder Mensch wird häufiger durch sich selbst betrogen, als durch Andere. Weniger Feindschaften würden in der Welt sein, weniger Freundschaften gebrochen werden, weniger Ungerechtigkeiten gegen Unschuldige begangen werden, wenn wir uns mehr durch verständige Ueberlegungen, als leichtsinniger Weise durch die erste beste, böse oder gute Einbildung vom Werth der Personen leiten liessen, mit denen wir in Berührung kommen. Das Vorurtheil ist demnach eine Quelle von mancherlei Sünden, und Sünde selbst. — Irren zwar ist menschlich, und Fehlen aus Irrthum verzeihlich vor Gottes Augen.

Auch nach sorgfältigen Ueberlegungen können wir, von irgend einem Schein geblendet, oder indem wir irgend einen kleinen Umstand übersahen, in Irrthum gerathen. Aber nicht überlegen, und dennoch urtheilen und handeln, dies ist sträflich. Davor warnt die heilige Schrift; davor die eigene Vernunft.

Vorurtheil offenbart sich in der absprechenden Meinung von Dingen, die wir noch nicht

hinlänglich kennen; folglich am meisten bei Allem, was neu ist. Ein großer Theil von Menschen, gefesselt von seinen einmal angenommenen Begriffen und Gewohnheiten, und zu bequem, das ihm Unbekannte genau zu untersuchen, ist schon deswegen voller Vorurtheile gegen alles Neue, weil es neu, und gegen alles Fremde, weil es fremd ist. Leute dieser Art pflegen gewöhnlich die Weisheit der Alten zu preisen, nicht weil sie davon, und daß deren Einrichtungen wirklich besser als neuere sind, überzeugt wären, sondern weil sie ihrer Trägheit im Selbstdenken eine Lobrede halten möchten. Sie wünschen neben dem verhehlten Mangel eigener Einsicht zugleich den Ruhm der Einsicht zu geniessen, und tadeln und verfolgen den, der das Neue annimmt, weil jeder derselben ihrem Verstande einen Vorwurf zu machen scheint.

Man darf jedoch auch nicht glauben, daß die, welche Neuerungen irgend einer Art mit Begierde ergreifen und bekennen, dabei immer vorurtheillos sind. Sie werden nicht selten eben so blind von vorgefaßten Meinungen geleitet, als die trägen Anhänger des Herkömmlichen. Es gibt viele Menschen, die das Neue lieben, weil es neu ist, oder die es annehmen, um sich damit vor dem großen Haufen auszuzeichnen, oder sich das Ansehen der Vorurtheillosigkeit und des freien Selbstdenkens zu geben. Indem sie nun dem Neuen schon geneigt sind, ehe sie sich noch durch hinreichende Erfahrungen über den Werth desselben belehrt haben, sind sie dem Vorurtheil, dessen Schein sie meiden wollen, so blindlings hingegeben, als es viele ihrer Gegner sind. So erblicken wir in der Welt häufig den Streit erhitzter Parteien über Gegenstände, die beiden Parteien in Werth und Folgen noch sehr unbekannt sind. Sie fechten nicht um die Sache, sondern um selbstgemachte Einbildungen von derselben; bieten allen Scharfsinn und Witz zur Vertheidigung ihrer vorgefaßten Meinung auf, und können sehr natürlich ihre Widersacher weder eines Bessern belehren, noch eines Bessern von ihm belehrt werden.

Obgleich ein Irrthum so verderblich als der andere sein kann, ist doch derjenige noch leichter zu entschuldigen, welcher aus Liebe zum Bekannten und Gewohnten entspringt.

Wiewohl damit die Einführung und Verbreitung manches Vortrefflichen sehr verhindert, und der Genuß manches Nützlichen verspätet wird, ist doch verzeihlich, wenn man nicht leicht das Gewisse für das Ungewisse hingibt. Zudem hat nicht Jeder Muth, Vermögen oder Kenntnisse genug, die Erfahrungen über das Neue und dessen Werth selber anzustellen. Es ist also ein bedächtiges Erwarten der Folgen von Versuchen billig, die von Andern angestellt werden; es ist löblich, wenn dieses Treuverbleiben beim Herkommlichen nicht blindes Vorurtheil gegen alles Neue, sondern nur ein Zurückhalten des eigenen Urtheils ist.

Prüfet Alles, und das Gute behaltet! (1. Thess. 5, 21) sagt das göttliche Wort, und der Christ empfängt damit die ihm angemessenste Stellung in Beurtheilung fremder Gegenstände: Erst Prüfung, dann Urtheil und Wahl!

Es gibt Vorurtheile, welche theils durch Alterthum, theils durch große Verbreitung das Ansehen unbezweifelbarer Wahrheit empfangen haben. Denn, wer könnte es läugnen: Irrthümer vererben sich so leicht, als Wahrheiten. Dergleichen herrschende Vorurtheile sind am gefährlichsten, weil sie nicht mehr für Vorurtheile, sondern für erlernte Wahrheiten geachtet werden, als Grundsätze gelten, immer zu neuen Trugschlüssen leiten, und das Emporkommen der Wahrheit und alles Bessern dauerhaft hindern. Es gibt wenige Wissenschaften, wenige Künste und Handwerke, in welchen sich nicht irgend ein auf Treue und Glauben angenommener Irrthum, ein aus bloßer Achtung für das Alterthum beliebter falscher Stolz, ein wirkliches Vorurtheil eingeschlichen hätte. Selbst an religiösen Vorurtheilen gebricht es nicht. Um so wichtiger wird die Pflicht, daß wir überall den uns von Gott verliehenen Verstand anwenden; selber der Wahrheit nachforschen, wo wir Erfahrung oder Kenntniß genug besitzen, und nur in solchen Fällen auf das Urtheil Anderer uns verlassen, wo wir Ueberzeugung haben, daß sie gründlichere Einsichten haben, als wir. Prüfet Alles, und das Gute behaltet!

Kaum sollte man es glauben, daß auch Menschen dann noch ihren Vorurtheilen anhängen, wenn sie von der Irrigkeit derselben hinlänglich überführt sind. Und dennoch ist

diese Art der Widersinnigkeit keine große Seltenheit. Bald übt Gewohnheit ihre schwer zu brechende Gewalt gegen ihre gesunde Vernunft aus, bald ein thorichter Eigensinn, bald eine andere Leidenschaft. Aber ist nicht jede Leidenschaft Quelle des Unsinns?

Eine solche Selbstverhärtung gegen das Wahre und Bessere ist eines von den schwersten Verbrechen an der Natur und an unserer eigenen Würde; ist geistige Selbstverstümmelung und Sünde wider den heiligen Geist, der vergebens auf uns zu unserm Heil einwirkt. Das Verbrechen wächst, je klarer die Erkenntniß des Irrigen, je hartnäckiger dessen Vertheidigung, je schädlicher für uns und Andere dessen Erfolg ist. Gott ist ein Gott der Wahrheit, und wir sollen ihm ähnlich werden. Gott ist ein Gott der Wahrheit; wer ihn liebt, der liebet auch die Wahrheit, denn sie stammt von ihm. So ist es des Christen Pflicht, die Wahrheit und das Licht zu befördern, auch dann, wenn dieselbe unsern eigenen leiblichen Vortheilen zum Schaden gereichen sollte. Jesus Christus verkündete die Wahrheit, und duldete darum der Welt Verfolgungen und den Kreuzestod. Es ist des Christen Pflicht, herrschende Vorurtheile zu vernichten und richtigere Erkenntnisse zu verbreiten, selbst auf die Gefahr hin, sich damit der Menschen Haß, statt ihres Dankes, zu verdienen. Denn wahrlich, der ist Jesu Jünger nicht, welcher recht und gut thun will, um irdischen Gewinnes willen.

Inzwischen soll auch hier mit jener Bedächtlichkeit von uns gehandelt werden, die zu allen Zeiten das unterscheidende Kennzeichen wahrhaft weiser Menschen ist. Die beste Sache wird durch übereilten Eifer vernichtet. Es kann kein wahrhaft frommes Werk vollzogen werden, ohne reife Erwägung der obwaltenden Verhältnisse, der Zeitumstände und der Bedürfnisse. Nichts ist im wirklichen Leben überall und unbedingt gut. Du kannst mit Unbesonnenheit auch die Menschenliebe zur Mörderin, und die heilsamste Arznei zum Gift machen. Hier ist es, wo Jesu goldene Lehre gegenwärtig sein soll: Seid klug, wie die Schlangen, aber ohne Falsch, wie die Tauben.

Werde nicht Bekämpfer herrschender Vorurtheile, so

lange du dich nicht überzeugt hast, daß die, welche von Vorurtheilen befangen sind, noch zu unmündig sind, die Wahrheit selbst zu fassen und auszusprechen. Ja, es gibt auch wohlthätige Vorurtheile, heilsame Irrthümer, so lange sie diejenigen nützlichen Wirkungen haben, welche in vollerm Maase die Warheit bei denen hat, die da fähig sind, sie zu begreifen. Reisse nicht etwa Mindernützliches nieder, wenn du keine Sicherheit hast, das Bessere wirklich aufbauen zu können.

Glaube auch nicht, daß du mit wissentlichem Betruge die Menschen täuschest, wenn du ihnen ungestört gewisse Meinungen lässest, die nach deinen bessern Einsichten falsch sind. Zwar dir ist Pflicht, das Reich der Wahrheiten zu verbreiten, doch nur da, wo du sie zu verbreiten Kraft und Möglichkeit hast. Aber zerstören heißt noch keineswegs aufbauen, und einen Irrthum niederreissen, heißt noch nicht Wahrheiten aufrichten.

Allerdings haben Kinder viele irrige, oft höchst unwürdige Vorstellungen von Gott und den Schicksalen der Seele nach dem Tode. Allerdings hast du bei deinen reifern Kenntnissen und Erfahrungen Begriffe, die der Wahrheit näher stehen mögen. Bist du aber im Stande, deine Verstandesreife plötzlich den Kindern einzuflößen? Warum soll ich dich deswegen tadeln, oder einen wissentlichen Betrüger deiner Kinder schelten, wenn du ihnen Vorstellungen von Gott und Ewigkeit lässest, die zwar nicht deinen bessern Einsichten, wohl aber ihren geringen Vorkenntnissen angemessen sind. Genug, daß bei ihnen die kindischen Einbildungen von Gott eben das Gute bewirken, was bei dir die bessern Erkenntnisse.— Siehe, so sind auch Erwachsene oft den Kindern gleich; es gibt mancherlei Stufen der geistigen Ausbildung, und was für dich Irrthum und Vorurtheil ist, kann für Andere, nach Maasgabe ihrer Erziehung und Erfahrung, wohlthuende Wahrheit, das heißt, genaue Uebereinstimmung mit ihrem ganzen Wesen, sein. Vielleicht wäre es dir wohl möglich, bei ihnen, was dir Vorurtheil ist, zu zerstören; aber bist du versichert, daß sie auch fähig sind, mit ihrem ungeübten Verstande deine höhere Wahrheit zu erfassen? Darum sei behutsam und entreisse dem Schwachen

nicht die Krücke, ehe er Kraft gewonnen, ohne sie allein zu gehen. Kommt ihm die Kraft, wird ihm die Krücke von selbst lästig. Entwickelt sich der unmündige Verstand, wirft er beim ersten Schimmer besserer und höherer Einsicht den Irrthum von selbst zurück. Wer möchte wagen, Jesum, den göttlichen, liebevollen Weisen, einen Volkstäuscher zu nennen, weil er nicht alle und jede bei dem aberglaubigen jüdischen Volk waltende Vorurtheile bekämpfte; oder weil er sogar, um nur von ihnen begriffen zu werden, zuweilen in der Sprache ihrer Vorurtheile redete?

Am behutsamsten vor Allem sollen wir in religiösen Dingen sein, wenn wir bei Andern Irrthum und Vorurtheil wahrzunehmen meinen. Denn jedes Alter, vom Kinde zum Greise, gestaltet sich seinen Glauben von göttlichen Sachen unvermerkt anders. Selbst das Temperament der Menschen, selbst der Himmelsstrich, unter welchem die Völker der Erde wohnen, gibt ihren religiösen Meinungen gleichsam eigene Farben. Gefahrloser ist es, Vorurtheile oder Irrthümer, die nicht so tief mit dem Innersten des Menschen, mit seiner ganzen Glückseligkeit verflochten sind, zu zerstören, auch dann, wenn man ausser Stand wäre, die den Irrthum ersetzende Wahrheit begreiflich zu machen.

Ungebildete Menschen sehen leichter das Nützliche, als die Wahrheit einer Sache ein. Jenes offenbart sich den Sinnen; die Wahrheit will erst durch Anstrengung des Geistes erkannt werden. In solchen Fällen wird allezeit rathsamer sein, das Vorurtheil der Menge, die sich nicht leicht von einmal gefaßten Einbildungen trennen läßt, durch Anschauung des Nützlichen im Neuen zu untergraben. Der ungebildete Mensch, wie das Kind, fürchtet, was er noch nicht kennt, betastet es nur schüchtern, will sich erst durch langen Anblick daran gewöhnen, und folgt nur dem Vorgang und Beispiel vieler Andern.

So sehen wir in unsern Tagen, daß beim gemeinen Mann lange und mächtig gewesene Vorurtheile gegen die wohlthätige Erfindung der Blitzableiter allgemach verschwinden; unfähig einzusehen, wie die Eisenstange Kraft habe, den zermalmenden Strahl, indem er an der menschlichen

Wohnung hinfährt, anzuziehen und unschädlich dem Erdboden zuzuführen, fürchtete der Unwissende, mit solcher Anstalt gegen die Allmacht Gottes zu freveln. Er baute gegen verwüstende Ströme Dämme, um seine Hütte wider die Fluth des Wassers zu schützen; er erfand und gebrauchte Spritzen, um in ausbrechender Feuersbrunst seine Wohnungen nicht in Asche verwandeln zu lassen, ohne zu besorgen, durch solche Mittel der Sebsterhaltung den allmächtigen Gott und die allwaltende Vorsehung zu beleidigen. — Aber die Blitze des Himmels zu zähmen, schien ihm Vermessenheit, schien ihm eine Thorheit. Er tadelte es mit gottesfürchtigem Ernste, bis das Beispiel der Klügern und die Erfahrungen der Nützlichkeit sein Vorurtheil schwächten; da begriff er, daß Gottes Weisheit dem Menschen Verstand gab, sich gegen die Gefahren in der Natur zu verwahren, und daß Gebet und Gesang und Geläute geweihter Glocken eben so wenig die Wetterwolke mit ihren Blitzen, als die Wasserfluth ausgebrochener Ströme von den Wohnplätzen der Sterblichen abwehrt.

Längst schon war der Mensch, wenn sein Leichnam erkrankte, geneigt, sich heilsamer Arznei zu bedienen, ohne zu fürchten, dadurch dem Willen Gottes vorzugreifen. Der Kranke scheute sich nicht, seiner Gesundheit willen, freiwillig die Adern zu öffnen, oder Dinge zu geniessen, die er unter andern Umständen als wirkliche Gifte gekannt. Schon Sirach, der weise Mann, sprach: Ehre den Arzt mit gewöhnlicher Verehrung, daß du ihn habest zur Noth; denn der Herr hat ihn geschaffen, und die Arznei kommt von dem Höchsten, und Könige ehren ihn. Der Herr läßt die Arznei aus der Erde wachsen und ein Verständiger verachtet sie nicht. Ward doch das bittere Wasser süß durch ein Holz, auf daß man seine Kraft erkennen sollte. Und er hat solche Kunst dem Menschen gegeben, daß er gepriesen würde in seinen Wunderthaten. Sirach 37, 1. 6.

Als nun aber in unsern Tagen das Geheimniß kund ward, die scheußliche Seuche der Kinderblattern durch Einimpfung von ähnlichen Kuhpocken zu vertilgen, oder bis zur Unschädlichkeit zu schwächen: siehe da erhob sich widerspenstig das Vorurtheil. Seit dreißig Jahren und länger

sahen wir in den verschiedensten Ländern der Welt die wohlthuende Erfindung von Gott mit glücklichen Erfolgen gesegnet; tausend und tausend Kindern ward Schönheit, Gebrauch der Augen, des Gehörs und das Leben selbst gerettet; tausend und tausend zärtliche Väter und Mütter danken mit Thränen dem Himmel für die Wohlthat, welcher nach so langen, so vielfachen Erfahrungen auch kein Schatten übler Folgen nachschleicht. — Aber blöde, erschrocken und mit Abscheu selbst stiert das Vorurtheil die neue Erscheinung wie einen Frevel gegen Gott an. Mit grausamer Unwissenheit opfert es seinem Eigensinn Wohlgestalt, gesundes Blut, Lebensglück und Leben blühender Kinder; schaudert vor möglichen Folgen des eingeimpften, thierischen Stoffes, vor Folgen, die seit einem Menschenalter noch nicht erschienen, während es harmlos dem täglichen Würgen der Blatternpest zuschauen kann.

Wohl habe ich recht, vor den entsetzlichen Wirkungen herrschender Vorurtheile zu erzittern — aber noch einmal: bin ich selber von jedem Vorurtheil frei? O wie parteiisch bin ich doch oft im alltäglichen Leben, wie liebe ich so Manches, wie fürchte ich so Manches, ohne einen Grund zu haben, als welchen eine vorgefaßte gute oder böse Meinung gewährt! — Ach ich selbst erkenne meine eigenen Schwächen viel zu wenig!

O mein Schöpfer! Du hast mich mit Verstand ausgerüstet, wohl habe ich ihn oft auch träger Weise versäumt, und ohne zu prüfen gewählt. Ich will mit Aufmerksamkeit mich selbst belauschen und sorgfältig jedem Irrthum zu entweichen suchen, der mir als solcher offenbar wird. Prüfen will ich, ehe ich wähle; prüfen, so weit meine Kraft es vermag. Doch Einer vermag nicht Alles. Ich will die Urtheile der Weisen und Erfahrenen hören, will durch solche mich des Bessern belehren; das Gute behalten, und mit Vertrauen auf Deinen Segen und Beistand anwenden. Amen.

XXIX.

Vom Einflusse des Gemüthszustandes auf unsern religiösen Sinn.

Klagelied Jerem. 3, 40.

Aechten Glauben gib vor allen
Andern Gnaden, Vater, mir!
Wem er fehlt, muß Dir mißfallen,
Wer ihn hat, ist eins mit Dir.
Er belebe meine Triebe,
Sei der Stab, die Hand der Liebe!
Er besiege, wie ein Held,
Durch mich Satan, Fleisch und Welt.

Unaussprechlich schwach und flüchtig
Ist mein tiefverdorb'nes Herz.
Heut' ist mir die Tugend wichtig,
Morgen ist sie nur ein Scherz.
Ach, wär' nur mein Glaube fester,
Stärk' ihn, mehr' ihn, Allerbester,
Jesus, eile, stärk' ihn Du,
Ach, sonst find' ich keine Ruh!

Man hat seine Launen. Man kann sich auch beim besten Willen nicht immer gleich sein. Man ist heute leicht und heiter, zu allen Dingen aufgelegt; fühlt sich recht wohl und lebendig, und begreift selber nicht, warum man so lebensfroh ist. Morgen ist man, ohne Grund und Ursache, verstimmt, verdrossen, schwerfällig; nichts geht von der Hand; man fühlt sich durch Kleinigkeiten aufgebracht, durch einen bloßen Blick gekränkt; ist wehmüthig, düster, hat eine sonderbare Beklommenheit und Angst, ohne sich das Alles erklären zu können. Freilich erklären läßt es sich zuweilen wohl, aber doch hält es immer schwer, sich im ersten Augenblick darüber deutliche Auskunft zu geben. Ja, wenn man in einer unbehaglichen Verstimmung ist,

ist man selten aufgeweckt genug, sich über die Veranlassung solcher Verstimmung Rechenschaft zu geben.

Dieser Wechsel unserer Gemüthszustände kann oft in einerlei Tag statt finden. Wir sind gewöhnlich am Morgen, wenn der Leib durch einen gesunden Schlaf erquickt und gestärkt worden ist, weit leichter und freundlicher, als am Abend, wenn die Kräfte unsers Körpers erschöpft sind. Wir beurtheilen oft eine und dieselbe Sache ganz anders, wenn wir in der Stille der Nacht daran denken, als wenn es des Morgens geschieht.

Eine leicht veränderliche Gemüthsstimmung zeugt immer von einem lebhaften und reizbaren Temperamente. Doch ist sie bei weitem nicht ein so großes Unglück, als wie Tage und Wochen und Monate lang anhaltende traurige Verstimmung. Diese macht uns das Leben selbst zur Qual, und zu vielerlei Gutem unfähig.

Die Ungleichheit unsers Gemüthszustandes hat sogar wesentlichen Einfluß auf unser Christenthum. Bei heiterm Sinn sind wir wohlwollend gegen jedermann; bei düsterer Laune aber gehässiger, auffahrender, heftiger, liebloser im Urtheilen, Reden und Handeln.

Ist es uns mit der Nachfolge Jesu, mit unserer Besserung, aufrichtiger Ernst: so können wir keineswegs gegen die Veränderlichkeit unserer Gemüthszustände gleichgültig bleiben. Es muß eine unserer wichtigsten Angelegenheiten sein, über diesen Gegenstand nachzudenken; die wahren Quellen unserer Niedergeschlagenheit aufzusuchen; uns zu bemühen, dieselben hinwegzuschaffen. Denn jede ängstliche, traurige Stimmung der Seele verhindert uns nicht nur, Alles, was uns umgibt, in seiner wahren Beschaffenheit zu erkennen, sondern macht uns, oft wider unsern Willen, ungerecht, dem Guten abhold, dem Bösen geneigter, zuweilen sogar gottlos, und verbittert den Genuß des Lebens.

Der menschliche Geist, gehoben durch die Religion Jesu, ist großer Macht über sich selbst fähig. Sein starker Wille kann vielmals allein hinreichen, finstere Launen zu zerstreuen, und jene stille Heiterkeit wieder zu gewinnen, welche zum Genusse des Lebens, wie zur Vollstreckung der uns obliegenden Pflichten am besten dient; jene stille

Heiterkeit, zu welcher die heilige Schrift ihn auffordert, indem sie spricht: Seid allezeit fröhlich! Ja, es ist durch Erfahrungen bewiesen, daß, vermöge eines starken Willens allein, der Geist selbst die schwersten Leiden, die empfindlichsten Körperschmerzen mit Gleichgültigkeit tragen, gleichsam die Seele gegen sie unempfindlich machen kann.

Inzwischen läßt sich auch nicht läugnen, daß der Geist nicht selten wieder durch körperliche Zustände so überwältigt und so niedergedrückt wird, daß er sich durch eigene Kraft nicht wieder aufrichten kann. Er bleibt muthlos, verzagt, und in der bloßen Beklommenheit des Gemüths schreibt er die Ursache seines Uebelbefindens oft lieber sich selbst, als dem Körper zu, an welchem er wenigstens äusserlich keine Spuren der Kränklichkeit wahrnehmen kann. Diese Verstimmung nimmt oftmals eine religiöse Richtung, und dann wird der heilige, tröstende, seligmachende Glaube eine neue Qual des Menschen. Man martert sich unaufhörlich mit geheimen Vorwürfen wegen begangener Sünden, verzweifelt an der Barmherzigkeit des grundgütigen Gottes, wird in eben dem Augenblick gottlos, da man nach Gottseligkeit ringen möchte, und verzehrt sich in folternder, unauflöslicher Zweifelsucht und Angst.

Darum lasset uns forschen und suchen unser Wesen und uns zum Herrn bekehren! Klagl. Jerem. 2, 40, wie der Prophet spricht. Es ist keine wahre Bekehrung möglich, ohne vorhergehende genaue Selbsterkenntniß. Das Grundübel zu unserer Verderbtheit liegt nicht immer in unserer Erziehung, in Unwissenheit des Verstandes, in bösen Angewöhnungen, in Verführung durch verwerfliche Beispiele; sondern auch wohl in einer verborgenen Zerrüttung unserer körperlichen Gesundheit. Aus dieser entspringen größtentheils unsere heitern oder düstern Gemüthszustände, und selbst alle unsere Vorstellungen nehmen davon eine hellere oder dunklere Farbe an.

Wie sehr wir von den Zuständen unsers Körpers und seines Temperamentes abhängen im Urtheilen, wie im Handeln, beweiset die tägliche Erfahrung. Der Kränkliche, Gallsüchtige ist härter, unfreundlicher, zanksüchtiger, pol-

ternder, mißtrauischer. Wie er selbst ist, so denkt er sich seinen Gott, als einen zornigen, eifrigen, unversöhnlichen Gott. Durch Hebung seiner Krankheit und ihres Reizes wird auch seine Denkart verändert; er wird freundlicher, gefälliger, nachsichtiger, und stellt sich auch Gott milder und gnädiger vor. — Ein schwächlicher Körper macht furchtsam, weichlich, mitleidig, versöhnlicher und beständiger. Eine Stockung in den Eingeweiden macht ängstlich, zweifelsüchtig, trübsinnig, an sich und allem Glück verzweifelnd, oft lebensmüde und sogar zum Selbstmord geneigt. Vollblütigkeit macht zum Wohlleben, zur Wollust, zum Ehrgeiz, zur Prachtliebe aufgelegt. Träge Säfte machen langsam, bedächtig, untheilnehmend, gegen fremdes Leiden gleichgültig, zur Begeisterung für das Gute, für tiefe Rührungen fast unfähig.

So sehr hängen wir von der jedesmaligen und eigenthümlichen Beschaffenheit unsers Körpers ab; so groß ist der Einfluß des daher entspringenden Gemüthszustandes auf unsern religiösen Sinn. Darum laßt uns unser Wesen untersuchen und erforschen. Vielmals ist der leibliche Arzt nothwendiger, als der geistliche, um eine kranke Seele zu heilen.

Wenn wir an uns gewahr werden, daß weder die sorgfältigste Aufmerksamkeit auf unser eigenes Betragen, noch der redlichste und stärkste Wille im Stande sind, eine, von selbst nach und nach gekommene, traurige, schwermüthige Stimmung des Gemüthes von uns zu entfernen; oder ein uns anklebendes mürrisches, ärgerliches Wesen, einen beständigen Hang Verdruß zu haben und zu klagen, eine oft wiederkehrende Neigung zum Jähzorn zu überwinden, oder wollüstige, viehische Begierden zu dämpfen und zu verbannen; oder gewisse, immer zurückkehrende gottlose Vorstellungen, beängstigende Gedanken, quälende Empfindungen zu zerstreuen und aufhören zu machen; wenn wir an uns gewahr werden, daß wir weder durch Anstrengung des Willens, noch durch Ueberlegung, noch durch Gebet, eine herrschende Traurigkeit, oder Heftigkeit, oder Beklommenheit, oder Zweifelsucht los werden können: so dürfen wir zuverlässig glauben,

daß die Ursache unserer Fehlerhaftigkeit weniger in dem Zustande unsers Geistes, als in dem mangelhaften Zustande unsers Körpers liege. Wir dürfen glauben, daß, ungeachtet unsere Gesichtsfarbe noch blühend, unser Schlaf noch ruhig, unsere Eßlust noch nicht gemindert, und jede Verrichtung des Körpers noch in unveränderter Kraft ist, dennoch eine innere Schwäche, die vielleicht nicht allgemein sein mag, oder irgend ein innerer, krankhafter Ueberreiz vorhanden sei. Nicht gewöhnliche, unbehagliche Gemüthszustände sind entweder wirklich schon thätige Krankheiten des Leibes oder Vorboten ihres nahen und gefährlichen Ausbruchs. Hier ist es Zeit, einen verständigen, erfahrenen, menschenfreundlichen Arzt zu berathen, ehe das Uebel tiefer einwurzelt. Die innere Stimme warnt und ruft Hilfe. Gott selbst fordert, daß wir für die Gesundheit des Leibes die aufmerksamste Sorgfalt hegen, denn er soll ein Wohnhaus des heiligen Geistes sein.

Sehr bedenklich sind solche Zustände des Gemüthes, die schon eine so große Gewalt über den Geist üben, daß er nicht mehr unbefangen urtheilen kann, und die Ursachen des Jähzorns, des ewigen Mißmuths, des Trübsinns, der Aengstlichkeit, statt in der kränklichen Beschaffenheit seines Leibes, schlechterdings in den äussern Umgebungen und Umständen zu finden glaubt; oder wenn er seine religiöse Zweifelsucht, seine Bangigkeit wegen Gottes Zorn und Unversöhnlichkeit in der Verderbtheit seines Herzens, und nicht in der Verderbtheit seiner Säfte und körperlichen innern Theile, erkennen will. Da ist es vergebens, an die Huld und Barmherzigkeit des ewig grundgütigen Vaters im Himmel zu erinnern; da ist es vergebens, Jesu beruhigendes Wort zu wiederholen: Kommet her zu mir, alle die ihr mühsam und beladen seid, ich will euch erquicken; da ist es umsonst, das heilige Trostwort Gottes zu geben: Fürchte dich nicht: denn ich habe dich erlöset; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein! — Ich will euch annehmen und euer Vater sein, und ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr. — Nein, alle Beruhigungsgründe der Vernunft, wie der Religion, sind da fruchtlos. Der Verstand ist schon verwirrt, und

immer das Betrübendste, Trostloseste, Gräßlichste ist der Seele am nächsten, am lebhaftesten. Die Vernunft schweigt, und der heilige Glaube hat keine Kraft mehr. Schwermüthige Gespinnste der Einbildungskraft treten an die Stelle besonnener Ueberlegung und ächten, christlichen Glaubens. Es ist der Anfang einer Art Wahnsinns, durch körperlichen Anlaß erzeugt.

In ehemaligen Zeiten, als man noch wenige Kenntniß von dem Zustande des menschlichen Körpers und den Aeusserungen seiner krankhaften Zufälle hatte, wurden viele derselben ohne anders für Würkungen des Satans gehalten. Vergebens mochte die heilige Schrift sprechen: Gott hat dem Teufel die Macht über uns genommen; man überließ sich dem gottlosesten Irrthum, und machte das Uebel des Leidenden nur ärger, indem man den Grund desselben an einem falschen Orte suchte, und die Einbildungskraft der Menschen mit abscheulichen Vorstellungen anfüllte.

Reizbare und nervenschwache Personen können durch ausserordentliche körperliche Erschütterungen, durch Schrecken, Furcht und Angst, oder durch den Verlust einer oder mehrerer Personen, da eine maaslose Betrübniß sie ergreift, in leibliche Krankheiten oder in wahre Geistesverwirrung gestürzt werden. Viele wurden ein Opfer des Todes; Viele wieder versanken in Seelenunruhe und unaussprechliche Bangigkeit, wo sie sich die Zahl ihrer Sünden größer vorstellten, als das unendliche Erbarmen des Allbarmherzigen; Andere, von der beständigen Angst des Herzens gequält, gaben alle Hoffnung an ihrer Seelen Rettung, Heil und Seligkeit auf; bei Andern stiegen wieder ganz unwillkührlich unchristliche Zweifel, bei Andern wahrhaft gotteslästerliche, scheußliche Gedanken gegen das höchste Wesen empor, deren sie sich nicht erwehren konnten, so viel Mühe sie sich auch gaben, und so sehr sie auch bei dergleichen Gotteslästerungen ein Grausen empfanden. Waren sie noch verständig genug, dies nicht für teuflische Eingebungen zu halten, hielten sie es doch für Wirkungen ihrer eigenen, grundverderbten Natur, die vor dem Richter der Todten und Lebendigen keine Gnade mehr finden könne.

Daß durch eine geheime Verkettung von dunkeln Ge-

fühlen und Vorstellungen allerlei verhaßte Gedanken wider unsern Willen aufsteigen können, ist eben so gewiß, aber eben so unschuldig, als wenn unsere Träume des Nachts von unanständigen Einbildungen befleckt werden. Was in uns wider Willen unsers vernünftigen und gottesfürchtigen Geistes vorgeht und erscheint, ist nicht unsers Willens Werk, sondern das Werk und die häßliche Frucht krankhafter körperlicher Zustände. Gott aber rechnet uns nicht diese, sondern die Beschaffenheit unsers vorsetzlichen Willens an; denn nur dieser, nichts anderes, ist das Eigenthum, von dem er Rechenschaft abzulegen hat. Aber in einem kränklichen Körper kann der Geist selbst über seinen Willen so getäuscht werden, daß er meint, sogar an den schändlichsten Einbildungen, oder an den gotteslästerlichsten unwillkührlichen Einfällen eine Art Wohlgefallen zu empfinden.

Solche und ähnliche Zustände sind jedesmal Folgen von schwachen oder durch traurige Zufälle zerrütteten Nerven, oder von Schwäche eines Theils in den Eingeweiden. Es ist eitle Mühe, dagegen mit religiösen Gründen allein zu kämpfen; auch die allzuwenig beobachtete krankhafte Leibesbeschaffenheit muß gehoben werden. Mit Herstellung der körperlichen Gesundheit kehrt die Gesundheit des Geistes und heitere Gemüthsruhe von selbst zurück. Eile, ehe es zu spät wird, dich mit einem weisen Arzt zu berathen, offenbare ihm dein Anliegen und Leiden, ehe es zu spät und dein Elend unheilbar oder schwieriger wird. Keine falsche Schamhaftigkeit halte dich zurück. Ein erfahrener Arzt hat schon viele derer gerettet, die dir glichen; deine Noth ist ihm nichts Fremdes. Gott wird sein Herz und seinen Sinn zu deinem Besten lenken, und seinen Mitteln Segen verleihen. Der Mensch muß erst das Möglichste zu seiner eigenen Hilfe thun; dann fügt auch Gott im Himmel gnadenvoll hinzu, was das Unmögliche für Menschen ist!

Nächst der Hilfe des Arztes — doch immer ist diese am ersten und dringendsten in jenen Umständen zu begehren! — müssen auch die eigenen Mittel des Geistes nicht versäumt werden. Wenn der Arzt durch seine Mittel die Schwächen des innern Körpers stärkt; wenn er auf regel-

mäßige und tägliche Leibesbewegung dringt, welche allezeit das vortrefflichste Stärkungsmittel des Körpers ist; wenn in Nahrung, Getränk, Arbeit und Ruhe ein gewisses Verhältniß vorgeschrieben und beobachtet wird: so ist es Pflicht, auch vom Geiste selbst aus auf das krankhafte Gemüth zu wirken, und die körperliche Heilung damit zu beschleunigen.

Vor allen Dingen hänge keinen unreinen, bösen, widernatürlichen oder gotteslästerlichen Gedanken und Einfällen auch nur einen Augenblick nach, sondern wie sie sich dir aufdrängen, zerstreue dich durch irgend ein Geschäft auf der Stelle; denke: dies ist Wirkung deiner Unpäßlichkeit; verlasse den Platz, wo du stehest oder sitzest; begib dich zu Menschen, rede mit ihnen, bleibe nicht allein. Mit einem Worte: zerstreue dich sogleich; denn je länger du nachdenkst, dich betrübst, dir Vorwürfe im Stillen machst, je mehr gewöhnst du dich an diesen verhaßten Gang deiner Gedanken; je öfter kehren sie folglich, auch gegen deinen Willen, wieder zurück. Die Vorstellung, welche du wegwünschest, wird damit nur bleibender und fester. Du bist deiner Einbildung zuletzt nicht mehr Herr und Meister. Jeder Wahnsinn ist eine solche falsche Vorstellung, die der Mensch, statt sie durch Zerstreuung in sich auszurotten, fest und bleibend gemacht hat, indem er ihr immer im Stillen nachhing. Man findet daher häufig Verrückte, die so lange sehr vernünftig urtheilen, als man im Gespräch nichts berührt, was ihre festgewordene Hauptvorstellung aufweckt, von welcher aus sie Alles betrachten. Gewöhnlich führen sie deswegen Hochmuth oder Geschlechtsliebe zur Verwirrtheit des Verstandes, weil diese Leidenschaften sich am unaufhörlichsten mit einem und demselben Gedanken und Gegenstande beschäftigen, wodurch er zur ausschließlichen Macht und Herrschaft im Gemüthe gelangt. Schwer ist es, körperliche Gewohnheiten abzulegen, noch schwerer, geistige Gewöhnungen, die endlich, je länger sie dauern, zur andern Natur werden. Diese Gewöhnungen aber, obgleich wir sie geistig nennen, liegen nicht sowohl in dem Wesen unsers unsterblichen Geistes selber, als in den zarten Nervenwerkzeugen der Seele,

von denen, durch allzuunmäßige Reizung, ein Theil überreizt, und in unheilbare Schwäche gerathen kann.

Daher ist Zerstreuung und Mannigfaltigkeit der Vorstellungen das sicherste Mittel, nicht nur Leidenschaften in ihrem Erwachsen zu lähmen, sondern auch einem möglichen Wahnsinn vorzubeugen.

Doch selbst schon zur Ergreifung dieses Mittels ist eine gewisse Kraft des Geistes nothwendig. Bloße Ueberzeugung vom Guten gibt sie nicht, und aus der Erkenntniß des Nützlichen entspringt nicht immer ein starker Wille desselben. Hier bedarf die leidende Seele eines Beistandes von oben, und dieser Beistand wird ihr zu Theil durch Glauben und Gebet.

Glaube fest an die namenlose und unendliche Barmherzigkeit Gottes, welche die Schwächen der Menschheit gar wohl kennt. Glaube an die Barmherzigkeit Gottes, der uns Jesum, seinen Sohn, sandte, alle Sünder ohne Ausnahme selig zu machen; glaube an die Barmherzigkeit Gottes, die größer als die größte und vorsetzlichste unserer Sünden ist, also mit unsern in Unwissenheit begangenen Sünden, oder solchen, die wider unsern Willen geschehen, wahrlich Geduld und Nachsicht trägt; glaube an die Barmherzigkeit Gottes, auch wenn die Krankhaftigkeit deines Körpers dich am bangsten und verzagtesten machen will, und dir jede Hoffnung rauben, jede Aussicht verfinstern möchte. Diesen Glauben halte fest, auch wenn es noch so dunkel in dir wird; diesen Glauben halte, er sei dein Anker im furchtbaren Sturm deiner Seele, und er läßt dich nicht vergehen. Wie sich ein Vater über seine Kinder erbarmet, so erbarmet sich der Herr über die, so ihn fürchten. Gnädig und barmherzig ist der Herr und von großer Güte. Darum verlasse dich auf den Herrn, er ist ein Fels ewiglich. Er denket an uns immerdar, und segnet uns.

In diesem Glauben, dem wahren Jesusglauben, halte fest. Verlaß deinen Gott nicht mit deinen Hoffnungen; auch er wird dich nicht verlassen. Und wären wirklich deine Sünden mehr, als des Sandes am Meere, und wären sie blutroth: seine Liebe wird das Unreinste schnee-

weiß machen. Es sollen wohl Berge weichen, und Hügel hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen.

Warum betrübst du dich also, meine Seele, und bist unruhig in mir? Harre auf Gott, denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichtes Hilfe und mein Gott ist.

XXX.

Die Gefahren frommer übereilter Entschliessungen.

Matth. 26, 33—35.

Mein Herz kann bald verzagen,
Bald wieder trotzig sein;
Bald höchste Tugend wagen,
Bald selbst das Leichte scheu'n;
Kann leicht sich hintergehen,
Mag seiner Lüste Spiel,
Durch sich getäuscht, nicht sehen,
Und traut sich oft zu viel.

O Vater, gib mir Schwachen
Auch hier Entschlossenheit,
Zu beten und zu wachen,
Daß mich kein Schritt gereut;
Daß ich mich nicht vermesse
Zu heißen engelrein,
Und dann sogar vergesse,
Nur was ich kann, zu sein.

Die bangsten aller Lebensstunden waren dem Messias nahe. Noch einmal versammelte er seine Geliebten um sich in der Nacht, da seine Liebe mit dem schauderhaftesten Verrath vergolten werden sollte. Der Verräther war mitten unter denen, welche an seinem Tische saßen, an seiner

Seite das Nachtmahl zu geniessen. Er kannte ihn, er bezeichnete ihn, doch ohne daß die übrigen Jünger die Sache ganz begriffen. Der Messias schien nur den Bösewicht leise warnen, sein Gewissen wecken zu wollen. Aber Judas war schon zu tief gesunken, und vem Netze seiner Leidenschaften umgarnt. Und Jesus schwieg; er fürchtete nicht die Schmerzen, nicht die Todesqualen, welche ihn erwarteten. Er kannte die unausweichliche Nothwendigkeit, voll göttlichen Heldenmuths in den Tod der Selbstopferung zu gehen, um sein Erlösungswerk zu vollenden.

Das Nachtmahl war genossen. Der dankbare Lobgesang ertönte nun von den Lippen der Frommen zum Himmel. Dann trat der Messias entschlossen hinaus in die Nacht, und begab sich in die Einsamkeit des vor Jerusalem gelegenen Oelberges. Seine Getreuen begleiteten ihn, ohne zu ahnen, was nach wenigen Stunden Schreckliches begegnen könnte. So lächeln harmlos Kinder an der Seite eines guten Vaters, der bevorstehende Gefahren erblickt, die sie noch nicht kennen. Aber in seiner Nähe glauben sie sich vor jedem Unglück geborgen.

Indem der Messias mit den Jüngern wandelte, bereitete er sie auf die furchtbaren Ereignisse vor, die so nahe waren. Sie hörten ihn an, ohne deswegen große Angst zu fühlen. Schon oft hatte er ihnen Aehnliches gesagt, aber jeder in kindlicher Unschuld gehofft, er werde zu helfen wissen. Als der Messias ihnen aber nun mit höherm Ernste und größter Bestimmtheit sagte: „In dieser Nacht schon werdet ihr euch alle an mir ärgern, in eben dieser Nacht wird an uns erfüllt werden, was der Prophet des alten Bundes geweissaget hat: ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Heerde werden sich zerstreuen!“ — da erschracken Alle. Die meisten verstummten in Furcht oder traurigem Nachdenken über die geheimnißschweren Worte.

Nur Petrus, immerdar feurig und entschlossen, unterbrach die tiefe Stille, und sprach; „Wenn sie sich auch Alle an dir ärgerten, so will ich doch mich nimmermehr ärgern!“ Jesus wandte sich zu ihm und sagte: „Wahrlich, ich sage dir, in dieser Nacht, ehe der Hahn krähet, wirst

du mich dreimal verläugnen.“ Der Jünger, bestürzt, konnte an seine eigene Schwäche nicht glauben. Er hielt sich des Schwersten und Höchsten fähig. Mit aufwallender Liebe rief er: «Und wenn ich mit dir sterben müßte, so will ich dich nicht verläugnen!“ Eine heilige Begeisterung ergriff nun auch alle Uebrigen; und Alle sagten dasselbe. Matth. 26, 33 — 35.

Und doch, wo blieben nach wenigen Stunden diese großen Entschliessungen? Als an der Spitze der Kriegsknechte der Verräther kam in finsterer Mitternacht; als der Messias gefangen hinweggeschleppt wurde, um von Sündern gerichtet zu werden: zerstreuten sich ängstlich seine Getreuen, wie Schafe, deren Hirt geschlagen worden; und Petrus, der lieber mit Jesu zu sterben, als ihn zu verläugnen, in edler Aufwallung verheißen hatte, verläugnete ihn mit unrühmlicher Furcht dreimal, ehe der Morgen angebrochen war.

Immer war jenes im heißen Gefühl der Liebe gegebene Versprechen des Jüngers edel gewesen. Rasche Entschliessungen zum Guten, mögen sie auch selten dauerhaft sein, zeugen doch von einem kräftigen, für alles Heilige und Schöne begeisterten Gemüth. Diese lebendige Empfindsamkeit ist Anlage zu den liebenswürdigsten und erhabensten Tugenden.

Wohl Wenige von denen, welche sich auch heutiges Tages noch Jünger und Jüngerinnen Jesu nennen, gleichen hierin dem edelmüthigen, feurigen Petrus. Er verläugnete zwar im ersten Schrecken den geliebten Meister; doch wissen wir aus der heiligen Schrift von den Thränen seiner Reue; von seinem unerschütterlichen Muth, mit welchem er nachmals unter Juden und Heiden, allen Verfolgungen, Beschimpfungen und Kerkern zum Trotz, seinen Heiland bekannte; wir wissen aus ehrwürdigen und glaubhaften Ueberlieferungen, daß er sein Gelübde gehalten, und zu Rom sechsundsechszig Jahre nach der Geburt Christi im Bekenntniß seines göttlichen Meisters, nach einem leidenvollen und tugendhaften Leben, den schmerzlichsten Tod erlitten hat. Wie viele der Christen unserer Zeit mögen ihm gleichen? Die meisten tadeln vielleicht die Raschheit seiner voreiligen Zusage, die er auf dem Wege nach Gethsemane that. Aber

sie sind es auch, die ihr Christenthum mit größerer Bequemlichkeit üben wollen. Sie hüten sich wohl, das schwerste Gelübde zu thun, weil ihnen nicht daran liegt, es zu vollbringen. Wohl hört man davon, wie Einige Gelübde thun, wenn Gott sie aus Gefahren retten würde, eine Wallfahrt zu verrichten, oder reiche Almosen zu geben, oder in Kirchen oder Armenhäuser ansehnliche Schenkungen zu machen, und erfüllen auch solche Versprechungen redlich. Allein diese Unwissenden täuschen sich selbst, wenn sie glauben, damit etwas Verdienstliches gethan zu haben. Welche unwürdigen Begriffe haben sie vom höchsten Wesen, wenn sie sich einbilden, die Gnade und das Erbarmen desselben mit einer Reise oder mit Gaben an Kirchen und Armenanstalten erkaufen zu können!

Noch Andere sind weit unbekümmerter als diese. Sie wissen, daß der Gottheit weder mit Wallfahrten, noch Opfern gedient wird, sondern daß sie in tugendhaftem Wandel, in menschenbeglückenden Gesinnungen, im redlichsten Streben, Jesu Lehre und des eigenen Gewissens Winke zu erfüllen, Gott gefällig sein können. Doch auch hier thun sie selten mehr, als ihnen bequem ist. Sie sind fromme Beter, aber schlechte Thäter. Sie rufen wohl täglich: Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern; aber denken hintennach schadenlustig darauf, wie sie sich an dem und diesem rächen können, der ihnen etwa nicht die gebührende Ehre erwies, oder der sie mit irgend einem Einfall kränkte, oder der ihnen vorgezogen ward. Sie fehlen nur selten in der Kirche; aber desto lieber in der Welt bei Anlässen, wo sie ohne Eitelkeit Etwas zum allgemeinen Besten beitragen, wo sie ohne Eigennutz dienstfertig, wo sie ohne Furcht die Ehre eines in seiner Abwesenheit lächerlich oder verdächtig gemachten oder sonst verleumdeten Mitmenschen retten sollten. Sie verheißen in ihren Gebeten zu Gott Besserung von Fehlern und Sünden; denken sich aber dabei kaum etwas Deutliches, sondern glauben mit dem Gebet Alles abgethan zu haben, gehen hin, schwelgen, fluchen, zaubern, lästern, betrügen hinterrücks, und freuen sich ihrer Verschmitztheit, statt den Mangel ihrer Wahrhaftigkeit und ihre Unedel-

müthigkeit beklagen zu sollen. O Thoren, irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Euer bequemliches Christenthum ist kein Christenthum; euere Gebete sind dem Herrn ein Gräuel. Euere Schlaffheit wird euch nie für Seelenstärke, euere innerliche Verdorbenheit nie für Vollendung angerechnet werden, die euch hier und dort eines schönern Looses fähig machen könnte!

Es fehlt jedoch auch keineswegs an Christen und Christinnen in unsern Zeiten, die in ihrer lebhaften Gemüthsart Aehnlichkeit mit Petrus haben; an Christen und Christinnen, die in großen Lebensereignissen die heiligsten und höchsten Entschlüsse faßten.

Nie ist der Mensch zum Göttlichen geneigter, als in Augenblicken, da er sieht, wie hinfällig das ist, was man hier im Leben hat. Wer ist nach einer schweren Krankheit nicht entschlossener geworden, sich zu bessern? Wer nahm sich nicht vor, einen heiligen Wandel zu führen, wenn er sich plötzlich durch ein hartes Schicksal um sein Vermögen gebracht, oder durch menschliche Bosheit seiner Ehre beraubt sah, oder wenn er weinend am Sarge einer geliebten Leiche stand, und der Gedanke an die Ewigkeit und das flüchtige Spiel des Erdenlebens ihn gewaltiger ergriff?

Menschen, die noch nicht ganz verdorben sind, pflegen bei starken Rührungen des Gemüths immer die erhabensten Vorsätze zu fassen Wer kann sie zählen, die, bewegt von der Geschichte Deiner Schmerzen, oder gerührt von Bewunderung Deines hochheiligen Wandels, sich Dir zuschwören, und im heißen Gebet mit Petrus betheuern, Dich nie zu verläugnen, sondern Dich in Erfüllung ihrer Pflichten, in Nachahmung Deines menschenfreundlichen Sinnes, in Bekämpfung aller ihrer eigenthümlichen sündhaften Regungen zu bekennen!

Ehrwürdig sind diese Empfindungen und Vorsätze. Auch läßt sich keineswegs läugnen, daß es Vielen nicht nur im ersten Augenblick aufwallender Gefühle, sondern noch mehrere Tage nachher damit feierlicher Ernst war. Sie versuchten, ob es nicht möglich sei, durch festen Willen endlich alle Hindernisse in sich zu besiegen, um ganz fehler-

rein und heilig zu werden. Sie wollten das höchste Ziel erringen.

Aber diese plötzlichen frommen Entschliessungen christlicher Gemüther haben ihre besondern Gefahren, besonders wenn die Vorsätze selbst allzuüberspannt sind. Gut ist es, sich das Ziel der Vollendung zu erwählen, aber nie glaube es mit den ersten Tagen und nach dem ersten Entschlusse sogleich erfliegen zu können. Wachet, wachet über euch und betet! sprach Christus zu seinen Geliebten: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Der Mensch berechnet in großen Gemüthsbewegungen selten das Maas der ihm beiwohnenden Kräfte; da scheint ihm Alles leicht. Aber wie sich nachher seine Gefühle mildern, erscheint ihm bald die Welt anders, als er sie vorher sah. Das alltägliche Leben drängt sich wieder an ihn an. Die bisherigen Gewohnheiten fordern wieder ihre Rechte. Es kommen wieder Umstände und Verhältnisse, wo er sich scheut, Vortheile, Ehrenbezeugungen, Schmeicheleien auszuschlagen, die er auf Kosten seiner Grundsätze wohl annehmen könnte. Sein Ehrgeiz wird wieder rege. Der Anblick gewisser Personen erweckt wieder mancherlei Gefühle, die er selber nicht billigt, und offenbar mit seinen heiligen Vorsätzen streiten, ein von allen Fehlern freier Gottesmensch zu sein. Nun erst beginnt der große Kampf; nun erst, bei kälterm Blute, wird schwer, was anfangs in der großen Gemüthsbewegung, in der frommen Inbrunst des Gebets leicht zu sein schien.

Es ist kein überspannter Wunsch, ein besserer Mensch zu werden: aber wohl ist es Uebertreibung, zu verlangen, von Stund an der beste zu sein, und gleichsam mit einem neuen Geiste in einem neuen Leibe zu wandeln, und Jesus zu gleichen in Schuldlosigkeit und Seelenadel. Solch ein Wunsch freilich ist verzeihlich durch seine Schönheit. Er kann zuweilen in der allerruhigsten Gemüthsstimmung und mit der Ueberzeugung gefaßt werden, er sei bei standhaftem Wollen allerdings ausführbar. Dennoch scheitert nachher der starke Entschluß, der mit aller Kaltblütigkeit gefaßt wurde, an Hindernissen, die

man nicht in Berechnung gebracht hatte. Anders ist der Mensch bei stillen Ueberlegungen, anders wenn er in Lagen kommt, wo sein Blut unwillkührlich aufwallt, jede seiner Nerven gereizt wird; wo seine Galle sich ergießt und zornig macht, oder wo die Freude ihn, wie mit einem Rausch, behängt. Dann ist es, wo die schweren Stunden der Versuchung und des Kampfes schlagen; dann, wo die Gründe der Vernunft vor den aufstrebenden, heftigen Begierden versinken; dann wo die großen Vorsätze plötzlich zu Schanden werden. Ach, wer ist, der nicht schon in solche Lagen des Lebens kam?

Was ist denn die gewöhnliche Folge beim Anblick unserer Schwachheit? — Oft bittere Reue, tiefster Unwille über uns selbst. Dann werfen wir uns mit zerknirschtem, reuigem, bußfertigem Sinn vor dem allgegenwärtigen Gott im Gebet hin; rufen seine Gnade und Vergebung um Jesu Willen an; geloben fortan wachsamer über uns zu sein, und schwören entschlossener und feierlicher, denn jemals, nie wieder der Sünde zu unterliegen.— Und wir gehen in das gemeine Leben hinaus, treten an die Berufsgeschäfte, verkehren wieder mit andern Menschen von mancherlei Art, vergessen uns oft bei den ersten Kleinigkeiten, bekämpfen oft mit Glück wieder starke Versuchungen zur Ungerechtigkeit, halten uns schon triumphirend für Sieger, geniessen schon in unserer Einbildung die Freude, vollendete Jünger Jesu, wahrhaft gottselige Wesen zu sein — ach, und nach Wochen und Tagen ein einziger unbewachter Augenblick, und wir sind mitten in unserer Sicherheit wieder die Beute der alten Sünde geworden!

Dann fangen wir an, nicht nur die Möglichkeit zu bezweifeln, den höchsten Grad von Heiligkeit, deren ein Mensch auf Erden fähig ist, zu erreichen, sondern selbst die Möglichkeit, überhaupt nur besser zu werden. Der Uebergespanntheit unserer ersten Vorstellungen und frommen Entschlüsse folgt gemeiniglich die größte Abspannung. Wir verlieren allen Muth zum Kampf; bereden uns selbst, daß wir als Sterbliche auf keine Vollkommenheit und Aehnlichwerdung mit Jesu zählen dürfen; suchen uns damit

zu trösten; werden gegen unsere Verbesserung gleichgültiger; lassen es nun damit gehen, wie es kann und will; beruhigen uns, so gut wir können, mit dem Gedanken: ich habe meines Theils das Möglichste versucht; hoffen auf die göttliche Nachsicht; thun beiläufig alles Gute, so weit es uns eben nicht so schwer fällt; verzeihen uns selbst die Fehler, die uns kein Anderer verzeihen möchte; unsere Eigenliebe kommt uns zu Hilfe, und flüstert: du bist gewiß noch keiner von den schlechtesten Menschen, es thun Andere wohl viel ärger als du; man rückt in der Verwilderung des Herzens unmerklich vor; nennt, was manchem unserer Mitmenschen wohl schon ein Laster scheint, bloße Schwachheit, und endigt damit, jenen heiligen Gemüthszustand, da wir die Reinheit Jesu Christi zu erwerben trachteten, eine Schwärmerei der Jugend, eine Thorheit des Alters zu heißen.

Dies ist die große Gefahr, von der gewöhnlich, ach, nur allzugewöhnlich, plötzliche, fromme, aber übereilte Entschliessungen begleitet zu sein pflegen. Darum ist es eine eben so gemeine Erscheinung, unedeldenkende Menschen zu sehen, welche sich Alles erlauben, und die in frühern Jahren religiös-schwärmerische Leute waren, als Personen zu sehen, die in der Jugend Wüstlinge waren, und im spätern Alter Andächtler wurden, und mit ihren Gebeten den Himmel bestürmen, ohne Kraft und Sinn zur wahren Gemüthsbesserung zu haben.

Aeltern, Lehrer, Erzieher und Verkündiger des christlichen Glaubens fehlen daher sehr, wenn sie in jungen Gemüthern durch bewegliche Vorstellungen oder begeisternde Ermahnungen Entschlüsse zu plötzlicher Ergreifung eines tadellosen Lebens zu erwecken trachten. Nichts ist leichter, als augenblickliche Rührungen zu erwecken; nichts leichter, als sich in denselben die erhabensten Vorsätze zu bilden; aber nichts schwerer, als im Alltagsgang der Wirklichkeit die Begeisterung und ihre Entschlüsse festzuhalten, und nichts gefährlicher, als wenn, bei Erkenntniß der Unmöglichkeit, von Stunde an ein Engel zu sein, die entnervende Muthlosigkeit eintritt.

Strebe, um dieser Gefahr auszuweichen, zwar dem

höchsten Ziel der Vollendung nach, ganz in deinem Sinn und Wandel zu werden, wie Jesus war, aber nicht, es sogleich nach ergriffenem Entschlusse und in den ersten Tagen zu sein. Wer von Stunde an ein Engel sein will, bringt es selten nur so weit, ein verträglicher Mensch zu werden. Wer sich mit überspannten Wünschen trägt, endet meistens damit, daß er muthlos in die alltägliche Gemeinheit der Welt sich begibt.

Alles in der Natur geht seinen ruhigen, stufenweisen Gang; es gibt keine Sprünge darin. Um ein vollendeter Christ zu werden, mache dich auf Versuchungen gefaßt, denen du unterliegen könntest, und lerne sie meiden. Wer sich in Gefahr begibt voll Muthwillens, kommt selten ohne Schaden aus solcher zurück. Mache dich darauf gefaßt, vielleicht einmal im Kampfe zu unterliegen, aber unterliegen heißt noch nicht gänzlich besiegt sein; darum solltest du den Muth zum Besserwerden nicht verlieren, nicht an dir selber verzweifeln.

In der Natur beobachtet Alles einen stufenweisen Fortschritt; es gibt darin keine Lücken, keine Sprünge vom Schlechtesten zum Besten. Willst du der Beste der Menschen, der Gefälligste vor Gottes Augen, der Würdigste der Ewigkeit sein: so bemühe dich nur erst, die allergröbsten und gefährlichsten deiner Fehler, die tiefgewurzeltsten deiner unedeln Neigungen, auszurotten. Bist du zum Zorn geneigt, fange damit an, dir Gewalt zu thun, und dich zu mäßigen; bist du zur Wollust geneigt, fange damit an, jedem Anlasse auszuweichen, der dich bedroht; fessele deine Einbildungskraft, zerstreue dich; bist du ruhmgierig, eitel, selbstgefällig, gib Acht auf dich, verläugne dich selbst, stehe freiwillig Andern nach, lerne Wollust in dem Schmerz fühlen, Andere mehr als dich beachtet zu sehen. Es kleben dir wohl viele Fehler an, aber dem, der dir am schwersten zu unterlassen fällt, mache zuerst den anhaltenden Krieg. Halte dich auch nach Jahr und Tag nicht vor ihm sicher — der Rückfall ist noch lange möglich. Einen Fehler tödten, heißt aber alle Umstände meiden, die ihn, wenn er schlummert, wecken, wenn er begehrt, nähren. Bist du Sieger

über den einen, dann hast du schon Kraft gewonnen gegen die andern.

Auch wenn du dich vom Hauptfehler befreit hast, den dir Gott, den dir dein Gewissen, den dir der Mensch zum Vorwurf machte, bist du noch nicht der Vollendete und in deinen Verhältnissen das Ebenbild Jesu, welches du sein sollst. Du hast noch weiter zu streben, du hast noch die kleinern Fehler mit Vorsicht zu meiden. Und kannst du sie meiden, auch dann stehst du noch nicht am Ziel, bist noch nicht Jesu wahrer Jünger. Du bist zwar nicht eitel und eingebildet auf dein Vermögen, auf deinen Rang, auf deine Talente, auf deine Schönheit; du bist zwar kein Schwelger, kein Verschwender, der mehr ausgibt, als er füglich darf, kein Trunkenbold, kein Unzüchtiger, kein Karger, kein Zänker, kein Dieb, kein Betrüger; aber bist du auch wirklich und aus Ueberzeugung bescheiden? Hilfst du auch mit Hinopferungen deines eigenen Vortheils Andern? Thust du auch denen wohl, die dich kränken? Geht dir auch jeder Tag mit dem Bewußtsein zu Ende: ich habe ihn mit einer christlichen Liebesthat, mit Ausübung irgend einer Christustugend geschmückt?

Und hättest du am Ende selbst diese Vollkommenheit errungen, dennoch bist du immer noch weit vom Ziel, ein vollendeter Mensch zu sein. Denn deine Umstände, deine Lebensjahre, und mit ihnen deine Entwürfe, Neigungen und Gelüste, ändern. Es werden sich mit jedem verschiedenen Alter, welches du erreichst, verschiedene vorher unbekannte Fehler in dir entwickeln, und deine Selbstbekämpfung wird immer neuen Stoff finden. Der tugendhafteste Jüngling ward oft ein lasterhafter Mann; die fehlerloseste, reinste Jungfrau eine schlechte Mutter, ein ausschweifendes Weib; der wackerste Mann oft ein mürrischer, unzufriedener, geiziger und ungerechter Greis: die löblichste Frau im Alter eine abergläubige, verleumdungs- und betsüchtige, Zwietracht stiftende Unholdin. Jedes Lebensalter der Menschen hat ganz eigenthümliche Anlagen zu vorher minder reizenden Sünden.

Setze dir also nicht im ersten Feuer der Andacht und Tugendliebe vor, sofort die höchste

einem Menschen mögliche Vollendung zu haben. Du würdest dir mehr vornehmen, als ausführbar ist; du kennst weder dich selbst genug, noch was dir die Zeit bringen kann. Indem du zuviel von dir versprichst und verlangst, bist du der unausweichlichen Gefahr preisgegeben, bei Wahrnehmung fortdauernder Fehlerhaftigkeit den Muth auch zum Kleinern zu verlieren. — Bekämpfe zunächst den mächtigsten deiner Fehler; du wirst stark wider alle sein, wenn du sie einzeln angreifst und vertilgst. Und solltest du jemals wider deinen Willen unterliegen, halte dich darum nicht für besiegt, und den Triumph für unmöglich, der deiner harret. Und hast du die unreinste deiner Sünden von dir entfernt; halte dich darum nicht für den vollkommenen Sieger. Die falsche Neigung kehrt früher oder später einst in anderer Gestalt, vielleicht schmeichelnder und verführerischer als jemals, zu dir zurück — wehe, wenn du in allzugroßer Sicherheit noch spät als ihr Opfer fällst.

Wachet und betet! — Wachet über die sündlichen Regungen bei jedem Anlasse; betet, denn die Unterhaltung im Gebet mit dem Allerheiligsten stärket das menschliche Herz am meisten zur Heiligkeit!

Wachet und betet; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach! — O mein Messias, o mein Erlöser, der Du in der bangsten Deiner irdischen Lebensnächte Deinen Jüngern dies bedeutungsreiche Wort spracheſt, wie tief empfinde ich dessen Wahrheit. Wenn mein Gemüth bei der Feier Deines Todes von Wehmuth und Bewunderung ergriffen war, wie leicht schien es mir da oft, Dir nachzuahmen, um Dir durch Festigkeit des Willens in Heiligkeit gleich zu werden. —

War ich nicht in meinen Entschliessungen oft, wie Petrus, fromm und voreilig, wenn ich, in Betrachtungen Deines Opfertodes versenkt, mit Thränen im Auge schwor, lieber zu sterben, wie Du, als Dir und Deinem heiligen Beispiel abtrünnig zu werden? Ach, und hatte ich nicht Petrus trauriges Schicksal, sobald ich wieder in das Gewühl des Lebens trat? So wie mich Alles wieder auf die gewöhnliche Weise berührte, ward ich wieder der gewöhn-

liche, von seinem Eigensinn, seinen Launen, seinen unbilligen Begierden hingerissene Mensch.

Aber wie Petrus sich ermannte, und nicht den Muth aufgab, Deiner würdig zu sein, so, mein Heiland, will auch ich nie verzweifeln an meiner Kraft. Glaubensvoll will ich auf Dich blicken, wenn ich wanke; an Deinem Kreuze, o mein Erlöser, mich aufrichten, wenn ich durch Furcht und Angst vor der Welt in meiner Laufbahn falle. Ich will wachen über mich, ich will beten. Durch dich, mein Jesus, vermag ich das Schwerste. Amen.

XXXI.

Was Furcht Gottes sei.

2. Tim. 1, 7.

O Du, der sein wird, ist und war,
Umjauchzt von Deiner Engelschaar,
Du Herrlicher, Du bist allein!
Wie Du bist, Gott, kann Keiner sein!
Umströmt von unnennbarem Licht,
Bedarfst Du der Geschöpfe nicht.
Gedenkt mein Geist der Majestät,
Die Dich, Allherrlicher, umweht,
Denn wagt er kaum emporzusehn,
Und kaum, o Gott, zu Dir zu flehn.

Du aber hobest ihn empor,
Vom Staube seines Nichts hervor,
Und Deiner Liebe Himmelsschein
Flößt seliges Vertrauen ein.
Es lehrt mich liebend Jesus Christ
Daß Du nur Liebe, Liebe bist.
Du bist die Gnade, bist die Huld,
Trägst unsre Schwachheit mit Geduld.
O Huld, die Niemand fassen kann,
Wir beten an! wir beten an!

Wenn ich zurückschaue auf die große Vergangenheit der Zeiten hinter mir; auf die Ewigkeiten, da noch kein Erd-

ball war und keine Sonne schien, kein Mondenstrahl in unsere Nacht fiel; dann seit der Schöpfung dieser Welt auf die verflossenen Jahrtausende derselben, auf die nun seit Jahrtausenden nicht mehr vorhandenen Reiche und Nationen; sehe, wie diese Erde gleichsam ein ungeheures Grab alles Gebornen ist, seit Tausenden von Jahren, und wie der Staub, der meinen Fuß umweht, der Staub der Verwesung einer lebendigen Vorwelt ist; wenn ich denke an meine Vorfahren seit Jahrhunderten, von denen mir noch die Geschichten meiner Heimath erzählen; und dann, daß dies Alles war und geschah, und daß ich nicht war; und frage: wo war ich? was war ich? wie konnte ich werden aus dem Nichts und die Welt Gottes sehen? — dann auf meine Kinderjahre und auf die dunkelsten frühesten Erinnerungen aus ihnen sehe, wie ich unmerklich mit dem Bewußtsein aus einem Unbewußtsein hervorging, wie ein Lichtfunke aus der Nacht: dann stehe ich schaudernd, vor dem Räthsel meines Daseins. Ich möchte empor zum Schöpfer beten, der mich rief. Aber meine Zunge wagt es kaum zu stammeln vor der Majestät der unendlichen Allmacht. Und meine Seele fühlt sich wie in Furcht und Grauen vergangen.

Richte ich meinen Blick abwärts auf den Grenzstein meines Lebens, auf die letzte meiner Stunden, wo liebende Verwandte um mich weinen, wie ich geweint habe um die früher Heimgegangenen; denke ich an den Augenblick, wo ich aus dem Dasein hinaustrete, wie ich hereintrat; aus dem Bewußtsein in das Unbewußtsein, in eine Nacht, von der Niemand spricht und verkündet; denke ich, wie mein Leib, den ich heute noch wider alles Ungemach sorgfältig schütze, von Erde verschüttet, sich in Erde auflöset; verwesend auseinandergeht; Theil anderer Pflanzen, anderer Thiere, anderer Menschen wird, während mein Geist, durch unbekannte Macht geleitet, neue Welten, neue Verhältnisse, neue Brüdergeister finden soll — dies mein wunderbares Loos, das ich annehmen muß, wie es mir gegeben wird, nicht wie ich es wähle und will — diese ganze Unerklärlichkeit meiner Selbst und meines fernern Seins — es erfüllt mich mit bangem Entsetzen. Ich

begreife nicht mich, nicht die Welt, nicht die Zeit, nicht die Zukunft. Ich starre in die Gefilde des Todes hinab, in die Nacht der Ewigkeit über — und Gott lebt über den Gefilden des Todes, und der Thron seiner Herrlichkeit steht aufgerichtet in der Nacht der Ewigkeit. Ich möchte zu ihm mich wenden, denn ich fühle mich einsam. Ich möchte zu ihm mich wenden, denn er ist Vater meines Lebens und meiner Ewigkeit. Aber ich erbebe in Gedanken vor dem Hohen, Ewigen, Verborgenen. Und im kindlichen Verlangen der Liebe nach ihm fühlt meine Seele sich wie in Furcht und Grauen vergangen.

Heilig, heilig, heilig ist Gott, der Herr Zebaoth! Licht, Vollkommenheiten und Vollendung Er! — Ach, und ich zu den Ewigkeiten Berufener, zur Kindschaft des Allerheiligsten Auserkohrner, ich bin voller Fehler und Sünden, und bin kaum würdig, daß er mein gedenkt. Aber er ist die ewige Liebe und das ewige Erbarmen; durch Jesum Christum ward er mein gnadenvoller Vater; durch Jesum Christum rettete er mich vom Untergang, und er will mich nicht verstoßen. Ich darf auf ihn hoffen, ich darf zu ihm beten. Er ist mein Gott im Tode, mein Gott jenseits des Grabes; mein gnädiger Richter. Ich will zum Richter beten. Aber die Verderbtheit meines Herzens, die Menge meiner Sünden tritt zwischen mich und ihn. Meine Seele fühlt sich wie in Furcht und Grauen vergangen. Doch Jesus lebt; die ewige Liebe lebt! Ich darf zum Richter emporblicken in den Thränen meiner Reue. Ich bin nicht verloren. Er liebt mich noch.

Dies sind die Empfindungen, welche mich ergreifen, so oft ich Gottes gedenke, oder unter welchen Verhältnissen ich seiner gedenken möge. Es ist ein stilles Erzittern vor seiner Allmacht, Herrlichkeit und Größe, aber vermischt mit dem Hochgefühl, daß ich sein Kind bin, daß er mein Vater ist. Es ist die Gottesfurcht, von welcher die heilige Schrift redet, welche dem Menschen geziemt, keine knechtisch-verzagte Furcht. Es ist die zärtliche, tiefe Ehrerbietung des Geschöpfes vor der Majestät des Schöpfers, aber gepaart mit der vertrauenden Liebe zur ewigen, höchsten Liebe.

Denn welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder. Denn wir haben nicht einen knechtlichen Geist empfangen, daß wir uns abermal fürchten müßten; sondern wir haben einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! Röm. 8, 14. 15.

Fürwahr, diejenigen Christen, welche bei dem Gedanken an Gott andere Empfindungen nähren, die vor ihm, als vor einem unversöhnlichen Rächer, als einem grausamen Gebieter, als einem unbarmherzigen Herrn, mit sklavischer Furcht zittern — sie sind nicht im wahren Geist des Christenthums. Sie erfüllen das höchste Gebot Jesu nicht, Gott über Alles zu lieben. Denn Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die Liebe treibet die Furcht aus, denn die Furcht hat Pein. 1. Joh. 4, 18. Innige, sich und sein Theuerstes Gott dem Vater hinopfernde Liebe, kann wohl mit der tiefsten Hochachtung bestehen, aber nicht mit der verzweifelnden Besorgniß seines Zorns, nicht mit der knechtischen Angst vor ihm. Wissen wir nicht, daß erst die Hochachtung und Bewunderung, die uns von den Vollkommenheiten einer Person eingeflößt wird, unsere Liebe zu ihr rege macht? So ist auch die wahre Gottesfurcht die heißeste Gottesliebe.

Mit Betrübniß sehe ich auf die große Zahl verwahrloseter Christen und Christinnen, die theils aus Mangel des Unterrichts, theils durch schlechten Unterricht von ihren Lehrern falsche Begriffe von der Gottheit haben, und sich unter Gottesfurcht ein Scheu und Schrecken vor dem Allerheiligen denken. Sie thun, was sie Gutes thun, nicht aus kindlicher Liebe zum Vater, ihm in seinen Vollkommenheiten ähnlich zu werden: sondern aus Furcht vor seiner Zornruthe. Seine Güte rührt sie weniger, als sie die Möglichkeit der von ihm verhängten Strafen ängstiget. Sie gleichen den Heiden, welche ebenfalls Furcht vor ihren Göttern hatten und ihnen opferten, nicht weil sie dieselben wahrhaft liebten, sondern weil sie damit bewegen wollten, ihnen nicht zu schaden.

Auch im alten Testamente, noch unter den rohen, aus ägyptischer Knechtschaft geführten Israeliten ward Jehova dargestellt, als ein zorniger, eifriger Gott, der die Sünden

der Väter räche an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Aber im neuen Bunde haben wir nicht einen knechtlichen Geist empfangen, daß wir uns abermals fürchten müssen, sondern durch Jesum Christum einen kindlichen Geist, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater!

Fern sei daher von mir jene aberglaubige Furcht, welche zuweilen noch in unsern Tagen unwissende, unchristliche Christenlehrer denen einzuflößen suchen, die sie mit der unendlichen Huld des Allbarmherzigen vertraut machen sollen; die ihn schrecklicher, grausamer, unbarmherziger, unversöhnlicher schildern, als der hartherzigste und unempfindlichste aller Sterblichen sein möchte.

Diese aberglaubige Furcht der Menschen vor Gott äussert sich nur allzuoft und mannigfaltig in ihrem Leben. Sie verehren ihn mit Beben, wie auch wohl Andere den Teufel verehren, daß er ihnen nichts Böses zufüge. — Sie, die selten mit Ernst an Gott denken, ob sie gleich erlernte Gebete zu plappern verstehen; sie, die keine Liebe zu Gott empfinden, weil sie nirgends dieselbe beweisen, und daß sie allein darin bestehe, daß wir seine Gebote halten (1. Joh. 3); sie, die nur für Geldgewinn, Ehre und Lustbarkeit leben, und die Gaben des himmlischen Vaters ohne dankbaren Hinblick auf ihn geniessen: eben sie sind die ersten, welche mit Furcht und Angst erfüllt werden, wenn sie in ihrem Wahn glauben, sein Zorn wolle über sie kommen. Es verdunkle sich der Himmel, es rausche der wohlthätige Sturmwind, es fahre die Flamme des Blitzes zwischen den tiefen Gewölken herab und die Erde erbebe von den Schlägen des Donners: alsbald werden sie verzagt ihre Zuflucht zum Gebet nehmen, in der Hoffnung, damit den Strahl des himmlischen Feuers von ihrem Haupte oder ihrem Hause abzuwehren, den Wolkenbruch von ihren Fluren, den zerstörenden Hagel von ihren Saaten abzuwenden. Aber — das Gewitter zieht segnend vorüber; die Angst verschwindet; Gott ist vergessen; der rohe, sündliche Wandel wird unbekümmert fortgesetzt; man lächelt wohl sogar hintennach noch selbst über die gehabte Mühseligkeit und die aberglaubige Verzweiflung. Das ist aber keine Gottesfurcht; das

ist knechtische Verzagtheit und knechtischer Leichtsinn und Trotz.

Wenn dergleichen Elende sich unerwartet in großer Verlegenheit und Noth erblicken; wenn das Leben eines ihrre Lieben in Gefahr schwebt; wenn sie mit Ungeduld und Sehnsucht und Angst auf Erfüllung einer ihrer heftigsten Wünsche hoffen, dem starke Hindernisse drohen; wenn sie vielleicht von einer Krankheit niedergeworfen sind und am Wiedergenesen verzweifeln: dann bringen sie mit knechtischer Furcht vor Gott, gleich den Heiden, Opfer und Gelübde; spenden milde Gaben an Kirchen, an Schulen, an Armen- und Waisenhäuser, damit man für sie bete, damit der Zorn Gottes durch dieses elende Nichts, das sie darbringen, beschwichtigt und die Gefahr abgewendet werde. Das ist knechtisches, thierisches Zittern, das ist nicht vertrauensvolle Liebe in den Gefühlen der Ehrerbietung, das ist nicht wahre christliche Gottesfurcht.

Wenn der Mensch lange Zeit leichtsinnig dahin lebte, sich um Religion wenig bekümmerte, und nur klug, nicht fromm, nur frohen Lebensgenuß, nicht Tugend suchte; dann plötzlich durch ein Unglück gebeugt und erschreckt, oder durch Kränklichkeit des Körpers zu einer ängstlichen Schwermuth geneigt wird: so erzittert er vor der Ungnade des lange vergessenen Gottes, und glaubt an keine Barmherzigkeit mehr und an keine Erlösung. Trübsinnige, schwärmerische, vom liebevollen Geist Jesu keineswegs beseelte Lehren oder Schriften, vermehren die Pein und Verzweiflung des leidenden Gemüths, und bereiten ihm in Gedanken an Gott, statt einen Himmel, eine Hölle. Das ist heidnische Sorge, nicht christliche Gottesfurcht, denn in der Gottesfurcht ist herzlichste Gottesliebe. Wo aber Liebe ist, da wohnet keine Furcht, sondern sich ganz hingebendes, treues Vertrauen der Seele zu ihrem Schöpfer.

Je mehr wir in der Erkenntniß von Gottes Herrlichkeit wachsen, je heller uns der Glanz aller seiner Vollkommenheiten wird: um so größer wird im Gemüth die ächte Gottesfurcht, das heißt, die sich in heiliger Ehrerbietung auflösende Liebe zu Gott. Je reiner und wahrer aber die Furcht Gottes in uns lebt: um so stärker wird unser Vertrauen auf

seine Weisheit, Macht und Erbarmung werden. Wer kann Vertrauen zu dem empfinden, von dem er immerdar das Böseste befürchtet? Wer seine Zuversicht auf den setzen, von dem er das Schrecklichste besorgt? Vertrauen zu Gott setzt Erkenntniß seiner unendlichen Huld voraus, voraus die Ueberzeugung, daß seine Barmherzigkeit und Liebe noch unendlich größer ist, als die größte Zahl unserer Sünden. Solche Erkenntniß Gottes erfüllt uns mit der grenzenlosesten Ehrfurcht und Liebe. Die Liebe aber begeistert zu dem standhaftesten Gemüthe, wohlgefällig vor ihm zu wandeln und seine Gebote zu halten, und seine Gebote sind nicht schwer. Denn wer da sagt: ich kenne Gott, und hält seine Gebote nicht, der ist ein Lügner, und in solchem ist keine Wahrheit. 1. Joh. 2, 4. Das aber ist sein Gebot, daß wir vollkommen werden sollen, gleichwie er vollkommen ist; die Vollkommenheit aber ist in der Liebe zu unsern Mitmenschen, daß wir nach allen Kräften Glück, Freude, Einsicht und Tugend, jedes unserer Nächsten unterstützen und befördern.

Und so ist die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang. Ohne Gottesfurcht ist keine Tugend; ohne Tugend keine Seelenruhe, kein Herzensglück. — O, der Gottesfurcht ist unter den Menschen noch wenig, denn ich finde so wenig Menschenliebe! Sie lästern, höhnen und verspotten sich gegenseitig; sie täuschen und betrügen, hassen und übervortheilen einander; sie rächen sich, schmeicheln und verachten sich abwechselnd. Da ist keine Gottesfurcht, wo keine Menschenfreundlichkeit vorhanden ist. Dies Gebot haben wir, daß wer Gott liebet, daß er auch seinen Bruder liebe; und so Jemand spricht: ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet? 1. Joh. 4, 20. 21.

Der Mangel zarter, liebender Ehrfurcht vor Gott offenbart sich alltäglich unter den Christen durch die thätigsten Beweise der Gottesvergessenheit. Wenn man in gewisse Gesellschaften tritt, in Gesellschaften, die auf feine Lebensart und guten Ton Anspruch machen, und hört da, wie man das religiöse Heiligthum der Seelen belächelt, wie man bei dem Worte Gottesfurcht witzelt, wie man in den

Vorstellungen von Gott selbst recht artig zu scherzen sucht; oder, indem man die mangelhaften Vorstellungen mancher Christen von der Natur Gottes in das Lächerliche zieht, Gott endlich selbst zum Gegenstand eines belustigenden Einfalls macht; — wenn man in Gesellschaften des gemeinen Mannes geht, der aus Gewohnheit oder knechtischer Angst vor himmlischer Strafe keinen Sonntag die Kirche verfehlt, und hört, wie da der heilige Name des höchsten Wesens in Fluchen und Schwören entweiht, bei groben Späßen und ekelhaften Zoten mißbraucht wird; — wenn man in die Gerichtssäle bürgerlicher Obrigkeiten tritt, und hört da, wie der Richter ohne Ehrerbietung, mit unbegreiflichem Leichtsinn, den schauderhaften Eid zum Allgegenwärtigen ablesen läßt; wie ihn eben so leichtsinnig, um einer Kleinigkeit willen, vielleicht nur für ein elendes Stück Geld, ein anderer Sterblicher nachschwört, den Allwissenden, den Richter der Todten und Lebendigen trotzig zur Bestrafung des Meineids auffordert: — wahrlich, man sollte glauben, ein großer Theil der Menschen sei nur deswegen in die christliche Religion eingeweiht, um Gotteslängner zu werden! So groß ist unter Christen unserer Zeit der Mangel der Ehrerbietung vor dem Regierer des Weltalls! Es möchte manchen unserer Leute von Ton recht beleidigend klingen, wenn man sie gottesfürchtig heißen wollte. Und doch, kann man einem Kinde des Staubes ein erhabeneres Lob geben, als daß es in der Erkenntniß des höchsten Wesens demselben gleichsam näher getreten, von Ehrfurcht und Liebe für dasselbe durchdrungen und in Liebe des Göttlichen selber vergöttlicht worden sei?

Des Alterthums heidnische Völker hatten vor ihren Göttern größere Ehrerbietung, als viele Christen vor dem ewigen, lebendigen Gott. Und eine Hauptursache, warum die ersten Christen von den Heiden so grausam verfolgt wurden, war, daß diese sich empört fühlten, wenn die Christen keine Ehrfurcht mehr den Göttern bewiesen. — Alle Welt fürchte den Herrn, und vor ihm scheue sich Alles, was auf dem Erdboden wohnet! Psalm 33, 8.

Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Gottesfurcht ist der reinste Quell wahrer Tugenden. Wer von

Ehrerbietung und Liebe für den Allerheiligsten durchdrungen ist, wer dem Allgegenwärtigen sich überall und allezeit nahe fühlt: kann der in eine Sünde willigen? Gottesfurcht wird in den Augenblicken auch unwiderstehlich scheinender Versuchungen der beste Schirm unserer Unschuld, und hilft uns siegen. So siegte durch sie Josephs Tugend. Wie sollte ich, sprach er, ein so großes Uebel thun, und wider Gott meinen Herrn sündigen? 1. Mos. 39, 9. Wenn Ehrgeiz oder Wollust, Gewinn oder Noth zu einem Schritt dich verleiten wollen, von welchem dein Gewissen zeugt, er ist unrecht; wenn dein Geist im Kampf erschwacht, und deine schimpflichen Begierden nahe daran zu siegen sind, dann kann dich vielleicht noch der Gedanke retten: Wenn dich in diesem Augenblick dein Vater sähe; wenn deine Mutter Augenzeuge deines sträflichen Beginnens wäre; wenn deine Vorgesetzten wüßten, was du thun wolltest; wenn deine Feinde Kundschaft davon hätten, wie du jetzt ihr Spott zu werden im Begriff stehst! — Eine solche lebendige Erinnerung würde dir deine Besonnenheit, deinen Tugendmuth unfehlbar wieder zurückstellen.— So wisse denn, dich sehen, wenn du sündigest, Vater und Mutter und alle deine Geliebten, denn der Allgegenwärtige umgibt dich; er mehr, als dein irdischer Vater, als deine irdische Mutter, als deine irdischen Geliebten; er ist, wenn diese durch den Tod längst von dir gerissen sind, dein Vater; er umgibt dich, und dein Werk der Finsterniß wird er offenbar werden lassen; deine Freunde werden sich betrüben, sich deiner schämen, deine Feinde dich öffentlich verachten und ihren Haß gerechtfertigt sehen durch deine Schande!

Gott ist heilig, er stößt das Unheilige von sich aus. So wandle denn in liebender Ehrfurcht vor ihm und sei fromm. Mit Gottesfurcht ist Scheu des Unheiligen, Scheu des Lasters und Verbrechens verbunden. Man kann Gott nicht lieben nnd zugleich die Sünde. Wandle vor ihm als immerdar von seiner Allwissenheit beobachtet. So wenig du es wagen würdest, in Gegenwart einer hochgeschätzten, dir ehrwürdigen Person irgend in deinen Reden die Achtung zu verletzen, die du für sie empfindest, oder durch ein unwürdiges Betragen ihr Wohlwollen zu verscherzen:

eben so wenig vergiß, in allen deinen Thaten, in allen deinen Gesprächen, in allen deinen Gedanken die Ehrfurcht vor dem unsichtbaren Immernahen zu beobachten.

Das Mittel, zu einer dauerhaften, wahren seligmachenden Gottesfurcht zu gelangen, ist aber höchst einfach und in jedes Menschen Gewalt. Mache dich mit der Macht, Heiligkeit, unaussprechlichen Liebe, Barmherzigkeit und Weisheit Gottes täglich vertrauter. Strebe nach der Erkenntniß seiner Herrlichkeit. Erfahre sie aus den Wundern der Schöpfung, und vermehre durch das Lesen nützlicher Schriften deine Einsichten in der Natur. Vernimm sie durch das Wort der heiligen Bücher und ihrer Ausleger, deiner Lehrer und Seelsorger. Erwirb sie durch Betrachtungen deines Lebenslaufes und seiner mannigfaltigen, oft wunderbaren, oft unverhofften Glückswechsel. Das wird dich mit den Gefühlen des Vertrauens, der Ergebung, der Dankbarkeit, der Liebe durchströmen. Das ist die heiligende Gottesfurcht, in der du mit Assaph rufst: Ich bleibe stets an Dir, denn Du, o Gott, hältst mich an Deiner rechten Hand, Du leitest mich nach Deinem Rath, und nimmst mich endlich mit Ehren an. Das ist meine Freude, daß ich mich an Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn, daß ich verkündige all sein Thun. Amen.

XXXII.

Richtigere Beurtheilung unserer Gemüthsbewegungen.

Johannis 2, 14 — 17.

Selbstüberwindung fordert Muth!
Es gilt den Kampf ums höchste Gut!
Wer ist ein Christ und gleicht nicht gern
Den Märtyrern,
Nicht gern auch Christo, seinem Herrn?

Wo ist der Held, den je im Streit,
So schwer er war, die Mühe reut?
Wenn er nur kämpfte wie ein Mann,
Das Feld gewann,
Und seines Sieges froh sein kann.

Hilf, Todesüberwinder, mir,
Ich halte, Christus, fest an Dir!
Nur Mensch zu sein, ist Menschenpflicht,
Mehr will ich nicht!
Dem Seraph strahlt ein andres Licht.

Wenn ein guter Mensch zuweilen beim Anblicke der Ungerechtigkeit zum Zorn und Unwillen aufflammt; oder sich dem Ungestüm der Freude bei fröhlichen Anlässen hingibt; oder von der Furcht gefoltert wird, die ein Mangel des Vertrauens auf göttliche Vorsehung zu sein scheint, oder von andern dergleichen lebhaften Gefühlen überrascht wird: geschieht es nicht selten, daß Andere, die vielleicht von Natur weniger lebhaft und reizbar sind, ihn tadeln. Es geschieht nicht selten, daß eben solche an sich gute, aber allzuängstliche Menschen sich deswegen selber mit Vorwürfen bestürmen, sich vor Gott anklagen, und die Aufwallungen ihres Gemüthes als eben so viele grobe Sünden bitterlich bereuen.

Ihrer Viele sind gewesen, die deshalb sich von der Welt zurückgezogen haben, um weniger zu Zorn und Freude, heftigem Schmerz oder Verdruß hingerissen zu werden. Sie gingen in Einsamkeiten, in klösterliche Zellen, oder führten in der Mitte großer Städte ein abgeschiedenes Leben. Andere wieder, welche jene Aufwallungen nicht weniger für sündlich halten, traten recht mit Absicht in das Gewühl des Lebens hinein, oder vermieden wenigstens nicht die Gelegenheiten, durch welche ihre Gefühle aufgestört werden könnten, um dann sie desto heldenmüthiger zu besiegen, sich gegen Unmuth und Fröhlichkeit, gegen Furcht, Schrecken und Zorn zu stärken oder unempfindlich zu machen. Noch andere hielten alle lebhaften Aufwallungen der Sinnlichkeit für natürliche Verderbtheit des Menschen, und nach manchem vergeblichen Kampfe dawider sich unfähig, jemals fromm und der göttlichen Gnade würdig zu werden.

Warum rede ich von vergangenen Zeiten? Es ist noch heutiges Tages so. Es sind viele Christen, welche eben darein den höchsten Triumph des Christenthums setzen, daß sie alle Lebhaftigkeit der Gefühle unterdrückt wissen wollen, und es für strafbar halten, von denselben überrascht zu werden.

Ist denn aber eine starke Gemüthsbewegung Sünde? Will denn Gott, daß wir uns selber in einem solchen Grade absterben, daß wir gegen Scherz und Fröhlichkeit, Lust und Unmuth unempfindlich werden? Bin ich verdammenswürdig, wenn ich über das, was schändlich ist, in Zorn und Mißmuth gerathe? oder wenn ich an der Heiterkeit meiner Freunde Theil nehme, mit ihnen scherze und lache, zum Tanz und Schauspiel gehe, und Vergnügen an geselligen Lustbarkeiten nehme? Ist es Gottes Gebot, daß ich meine ganze Lebenszeit in ununterbrochener kalter Gelassenheit bleibe, oder wohl gar in einem trüben, stets auf sich selbst zurückdenkenden Ernst zubringe?

O gewiß nicht. Hier ist ein Irrthum! Es kann auch wohl eine allzuweit getriebene Gewissenhaftigkeit geben, die mich mit Vorwürfen bestürmt, wo ich sie doch nicht verdiene. Denn wären mehr oder weniger lebhafte Gemüthsbewegungen Sünde: so hätte Gott mir sie selber gegeben. Die größere oder geringere Reizbarkeit der Empfindungen hängt offenbar von der eigenen Beschaffenheit unsers Temperaments ab. Das Temperament aber ist nicht unser eigenes Werk.

Wären sehr lebhafte Gemüthsbewegungen an sich tadelhaft: so müßte auch eine sehr lebhafte Einbildungskraft, ein allzutreues Gedächtniß sündlich sein. Denn das Gedächtniß, wie die Einbildungskraft, verleiten eben so leicht zu bösen Werken, als die gereizten Gefühle. Wie sollte ich mir alsdann erklären, daß Gott den einen Menschen schon von Natur besser, den andern schlechter geboren werden ließ? Ich kenne Leute, die so trägen Gemüthes sind, daß sie immer kalten Blutes bleiben, und durch nichts leicht in Zorn gerathen; weder ungemein fröhlich, noch ungemein traurig werden können. Ist denn das Greisenalter darum frömmer oder löblicher, weil es weniger Hang zu sinnlichen Ergötzungen hat, für welche ihm die Neigung fehlt, weil es an Nerven und Kräften stumpfer geworden? Ist denn Jüngling und

Mädchen, oder Mann und Weib in den besten Lebensjahren zu tadeln, weil hier mehr Fülle der Kraft und mächtigere Begierde ist?

Der Gegenstand ist wichtig genug, daß ich darüber nachdenke. Es ist für meine eigene Ruhe erforderlich, daß ich mir deutliche Vorstellungen erschaffe über Sündlichkeit oder Unsündlichkeit gewisser Aufloderungen des Gefühls; ob ich, um fromm und gottgefällig zu sein, alles Regerwerden meiner Sinnlichkeit unterdrücken müsse.

Schon die Vernunft sagt mir, daß dies nicht sein solle und könne. Aber doch behaupten es die strengen Eiferer und Sittenlehrer. Oft wird es mir sogar von Kanzeln gepredigt, mein Fleisch sammt den Lüsten und Begierden zu kreuzigen, abzutödten in solchem Maase, daß ich allen Freuden des Lebens entsagen müßte.

Blicke ich hingegen auf den Göttlichen, der ihr Lehrer und auch der meinige ist, auf Jesum Christum, den Heiligsten und Unschuldigsten der Menschen: so überzeuge ich mich vom Gegentheil; auch er war keineswegs von den lebhaften Bewegungen des Gemüthes frei. Schrecken, Zorn, Furcht, Angst, Fröhlichkeit, Lust an sinnlichen Ergötzungen, waren ihm gar nicht fremd, und er unterdrückte diese unwillkührlichen Neigungen nicht.

Es wird erzählt, wie er in heftigen Unwillen gerieth, da er im Tempel von Jerusalem die Wechsler sitzen sah, und die, welche Ochsen, Schafe, Tauben zu Opferungen feil hatten. Er machte eine Geißel aus Stricken, trieb sie alle hinaus, und verschüttete den Wechslern das Geld, und stieß die Tische um, indem er sagte: Machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhause! Joh. 2, 14 — 16. Diese Stelle aus dem Leben Jesu hat mich oft ernst beschäftigt. Sind die Aufwallungen des Zorns an sich eine Sünde vor Gott, wie hätte sie Jesus in sich dulden können? Und doch bereute er sie nicht. Daß er mit Zorn gehandelt habe, ist nicht zu läugnen. Mehrmals gerieth er in Eifer. Ja, es wird ausdrücklich in der heiligen Schrift gesagt, wie er einst, da die Pharisäer ihm zum Verbrechen machen wollten, wenn er am Sabbath Menschen heilen würde, daß er sich seines Un-

willens nicht erwehrte; er sah sie umher an mit Zorn. Marci. 3, 5.

Zu andern Zeiten war er der tiefsten Betrübniß hingegeben. Ja wir wissen, daß er in jener bangen Nacht am Oelberge betrübt war bis in den Tod, und so sehr von Angst und Furcht und Kummer überwältigt, daß sein Schweiß wie Blutstropfen ward, die auf die Erde fielen. Luk. 22, 44. Er war Theilnehmer an geselligen Freuden und fröhlich mit den Fröhlichen. Da es an der Hochzeit zu Kana an Wein gebrach, die Gesellschaft zu beleben, war er es, der es seiner nicht unwürdig achtete, mit wunderbarer Kraft das Mangelnde zu schaffen. Er verschmähte keineswegs die angenehmen Genüsse der Sinnlichkeit, und ließ sich gefallen, daß sein Haupt mit wohlriechenden, köstlichen Oelen, nach der Weise des Morgenlandes, gesalbt wurde. Er wußte sehr gut, daß es damals, wie heute, mürrische Eiferer gab, die da meinten, um ein heiliges Leben zu führen, müsse man arm und strenge leben; nur mit schlechter Nahrung und geringer Kleidung vorlieb nehmen, und sich mit den härtesten Entsagungen quälen. Dennoch that er es nicht. Er ging wohl öfters zu den reichen und verhaßten römischen Zollpächtern zu Tisch, und verachtete den Tadel derer, denen Alles unrecht ist, man mache es, wie man wolle. Johannes ist gekommen, sprach er, und führte das allerenthaltsamste Leben, aß nicht und trank nicht. Da sagten sie: er hat den Teufel. Nun ist des Menschen Sohn gekommen, ißt und trinkt. Siehe, sagen sie, wie ist der Mensch ein Fresser und ein Weinsäufer, Gesellschafter von Zöllnern und Sündern! Matth. 11, 18. 19.

So ist denn offenbar, daß weder das Erzürnen, noch das Bekümmern, weder die Lustigkeit, noch die Traurigkeit, weder das Wohlgefallen an sinnlichen Genüssen, noch die Ungeduld, noch die Sehnsucht, mit einem Worte, alle Gemüthsbewegungen an sich unschuldig sind; daß ich irre, wenn ich mir es vorwerfe, sie nicht unterdrücken und tödten zu können; daß ich dies sogar nicht verlangen soll, weil es etwas Unnatürliches und am Ende sogar Unmögliches wäre; daß diejenigen zu weit gehen, welche for-

dern, der Mensch müsse beständig kalten Blutes bleiben, und dem Leibe so wenig Ehre anthun, als möglich.

Aber Alles hat sein Maas! Wann hören unsere Gemüthsbewegungen auf, unschuldig zu sein? Wie lange sind sie nicht nur unschuldig, sondern segar löblich?

Sie sind löblich, so lange sie unsere Begierde zu dem, was recht und gut ist, unterstützen und erheben. Ohne Lebhaftigkeit der Gefühle kann kaum etwas Gutes mit gehörigem Nachdruck ausgeführt werden. Ja, auch Christus gerieth in Zorn, aber nicht aus Neid und Scheelsucht, nicht aus Noth oder Habsucht, nicht für seinen Eigennutz, sondern für die Sache Gottes. Ihn empörte die Falschheit der Menschen, ihre Niederträchtigkeit, ihre Heuchelei. Ihn erzürnte ihre Unehrerbietigkeit gegen Gott. Darum trieb er die Geldwechsler und Opferverkäufer aus dem Tempel; darum schalt er die scheinheilige Großthuerei der Pharisäer. Wer das Gute will, kann es nicht ohne eine gewisse Begeisterung vollstrecken. Es muß eine Erhöhung aller unserer Gefühle eintreten, um uns gegen Hindernisse zu stärken, und Gefahren verächtlich zu machen. Die Gefühle sind gleichsam der Wind in das Segel unsers Willens. Wer bei Schandthaten, deren Zeuge er sein muß, kaltblütig bleiben kann; wer gelassen zusehen kann, wenn man einen Schuldlosen verdammt, einen offenbaren Bösewicht schmeichelt und begünstigt, vielleicht weil er reich, oder von guter Herkunft ist; wer gleichgültig bei fremder Noth, oder bei Gefahren des Vaterlandes, oder bei verbrecherischen Anschlägen sein kann: verdient der wohl den Namen des Tugendhaften? Ist er selbst wohl großer Edelthaten fähig? Könnte der sich für irgend eine heilige Sache aufopfern, Vermögen, Ehre und Leben dafür hingeben?

So tadle und verdamme denn Niemand die Aufwallungen eines edeln Zorns und Unwillens; so mache sich dann Niemand Vorwürfe, wenn er seinen Abscheu gegen Ungerechtigkeiten laut werden ließ. Ist es die Tugend selbst, welche die Flamme des Gemüths entzündet: so lodert sie rein.

Löblich ist die Freude. Seid fröhlich mit den Fröhlichen, und mit den Weinenden weinet, ruft uns das göttliche Wort selber zu. Röm. 12, 15. Wer nicht innigen Theil am Glücke der Frohsinnigen nehmen kann, der ist auch wohl selten aufgelegt, sich Unglücklichen mit gänzlicher Hingebung zu weihen. Welche Sünde ist ein Spiel, welches das Herz vergnügt? Wo ist das Wohlgefallen am Schönen verdammt, es entwickle sich in Betrachtung der Natur, oder der Kunstwerke, in den Bewegungen des Tanzes, oder in den Klängen der Musik? Wer will das durch Witz und Scherz belebte Gastmahl, wer die höhern Stimmungen zur Freude durch den mäßigen Genuß des Weins verdammen? Es ist Scheinheiligkeit, frömmelnde Ziererei oder übertriebene Gewissenhaftigkeit, sich davon auszuschliessen, und den als ein Weltkind zu verschreien, welcher daran Theil zu nehmen nicht verschmäht. Auch Jesus Christus, mein Heiland, mein Erlöser, fehlte bei vergnügenden Gastmahlen und Gesellschaften nicht. Er selber schuf den Wein zu Kana, um die freudige Stimmung der Anwesenden zu erhöhen. Er wollte nicht, daß der Mensch finster, ungesellig und mürrisch, in übermäßiger Strenge und Enthaltsamkeit sich die Welt Gottes zum Kerker, das Leben zur Folter mache.

Gemüthsbewegungen sind dann erst sündlich, wenn sie sich mit unerlaubten Begierden vereinigen, und dieselben stärken. Sie sind an sich selber zwar weder gut noch böse, aber sie werden es, je nachdem sie in den Dienst des Rechts oder Unrechts treten. Die boshafte Schadenfreude ist nicht die Freude des Redlichen. Der Zorn der Rachsucht, die Erbitterung gekränkter Eitelkeit, das Feuer der Eifersucht ist nicht der heilige Zorn des Christen gegen Ungerechtigkeit, nicht der edle Eifer wider Sittenlosigkeit, nicht der empörte Unwille gegen Schamlosigkeit der Frevler. Die Sucht zu alltäglicher Schwelgerei und Zerstreuung, die Unmäßigkeit des Trunkenbolds, die Begierde zur Löschung wilder Triebe der Ueppigkeit, die Lust an Ueberschreitung alles Wohlanständigen, ist nicht die harmlose Lust des Edeln an muntern Scherzen, an vergnügenden unschädlichen Ergötzungen, an Erheiterungen jeder Art, denen keine Reue folgt.

So lange wir also, auch bei aller Heftigkeit unserer Gemüthsbewegungen, eigentlich nichts Böses wollen, oder kein Wohlgefallen an dem finden, was schlecht und unedel ist: haben wir uns weder unsere Lustigkeit noch unsern Verdruß, weder unsern Unwillen und Kummer, noch unsere lebhafte Begeisterung oder unser Entzücken anzurechnen, besonders wenn wir uns unserm Zorn und Schmerz, unserer Fröhlichkeit und dem Genusse sinnlich angenehmer Gegenstände, zu denen wir ein Recht haben, nicht maaslos überlassen.

Aber Sünde wird jede Bewegung des Gemüthes, wenn sie den Verstand verfinstert, wenn sie so heftig wird, daß sie ihn unfähig macht, mit gehöriger Besonnenheit zu handeln. Furcht und Angst vor Unglück sind keine Sünden und keine Beweise vom Mangel des Vertrauens zu Gott. Es sind unwillkührliche Regungen des Gemüths, wie der Verdruß und die Traurigkeit um verlorne Freuden. Jesus vergoß am Oelberge den blutigen Angstschweiß; aber dennoch behielt er Kraft genug, sich wieder zu ermannen und beten zu können: nicht mein Wille, Vater, sondern der deinige geschehe. Wenn aber die Verzagtheit des Gemüthes so groß wird, daß alle vernünftigen Vorstellungen verdunkelt werden, daß das Herz verzweifeln möchte: dann ist Gefahr; dann die Sünde nahe. Wenn wir im Zorn über das Ruchlose aufwallen, mag er edel genannt werden; wenn er uns aber so betäubt, daß wir, von ihm übermannt, unserer selber nicht mehr mächtig sind, und aus Eifer für das Rechte im Grimme Unrecht thun: dann ist er Sünde. Wenn Freude uns in dem Grad berauscht, oder wir uns sinnlichen Genüssen in solcher Ausgelassenheit hingeben, daß unserer Gesundheit, Unschuld und Ehre, oder dem Wohlsein und Glück Anderer daraus Nachtheil erwächst: dann ist sie Sünde.

Daher, obgleich die Bewegungen des Gemüthes, es mögen Empfindungen angenehmer oder unangenehmer Art sein, durchaus für sich selbst nicht sündlich zu heißen sind, haben wir bei ihrem Dasein die größte Vorsicht anzuwenden, daß wir derselben immer Meister bleiben, und daß sie sich nicht gänzlich unserer Besonnenheit bemeistern. Haltet Maas

in allen Dingen, in Zorn, in Schmerz und Freude. Nur allzuschnell werden wir durch den Sturm der Empfindungen über die Grenzen des Rechten, des Billigen und Schicklichen hinweggerissen. Reizbare, lebhafte Gemüther geriethen dadurch, so edel auch ihre Absichten, so unschuldig auch die Veranlassungen, so rein auch anfänglich ihre Begierden waren, nur allzuoft bis zum schwarzen Augenblick der Reue. Sie vorzüglicher, als Andere, die eines kaltblütigen Wesens sind, müssen darüber wachen, daß gewisse Gemüthsbewegungen nicht allzuhäufig wiederkehren, und dadurch herrschende Gewohnheiten werden.

Gemüthsbewegungen werden sündlich, sobald sie bei jedem, auch dem geringsten Anlasse, laut werden, herrschende Gewohnheiten sind, und folglich den Willen leiten, die Vernunft und das Gewissen unterjochen. Bei jedem kleinen Fehler des Nächsten in Zorn gerathen und Aergerlichkeit äussern; über geringfügige Dinge sogleich in Schrecken und Furcht kommen; Alles, so unbedeutend es auch sei, mit hastigem Ungestüm und Begeisterung ergreifen; oder immer lustig scherzen, auch bei den ernsthaftesten Geschäften Spaß und Muthwillen treiben, und in den offenbarsten Gefahren leichtsinnig gaukeln: bezeugt Schwäche des Gemüthes, Schwäche des Verstandes. So herrschend gewordene Gemüthsbewegungen lähmen jede Stärke zur Tugend, und sind fortgesetzte Unbesonnenheiten. Hier ist Kampf des Geistes nöthig zur Wiedererhaltung der Herrschaft über das Gemüth. Alles hat seine Zeit, Lachen und Weinen.

Jeder prüfe sich nun selbst. Zu große Lebhaftigkeit der Empfindungen, wie Gefühllosigkeit, sind gleich nachtheilig. Beide Fehler entspringen oft aus körperlichen Zuständen. Aber dem starken Willen des Geistes ist es möglich, selbst das Temperament zu verbessern. Wer zur Traurigkeit und Schwermuth geneigt ist, bemühe sich um Zerstreuungen; wer zum Zorn und Verdruß geneigt ist, strebe nach Kaltblütigkeit und ruhiger Ansicht der Dinge, und der erste Schritt dazu ist, wenn er so viel über sich gewinnt, niemals in der ersten Aufwallung seines Gefühls zu reden und zu handeln; wer sich oft in fröhlichen Gesellschaften zu sehr vergißt, und seine Heiterkeit in ausgelassenes, unbesonnenes

Wesen ausschweifen läßt, gehe nie zu solchen Gelegenheiten, ohne den festen Vorsatz, von allen Anwesenden der Nüchternste und Gelassenste zu bleiben. Wer bei sich empfindet, daß er gegen fremde Noth zu gleichgültig, bei nichtswürdigen Handlungen zu unbefangen, für das Edle und Gute einer Unternehmung zu unbegeistert und träge ist, dünke sich darum nicht weise, sondern er durchdringe mit seinem Verstande erst die Abscheulichkeiten des Verbrechens, und denke sich selbst in die Lage der dadurch Unglücklichwerdenden; er überzeuge sich von dem Segen einer edeln Unternehmung in allen ihren mannigfaltigen Folgen; er belebe seine Einbildungskraft mit den Vorstellungen der fremden Noth und Freude: die Trägheit seines Gemüthes ist nichts weniger als Kraft, sondern Schwäche, durch welche eine oder die andere seiner Seelenvermögen zu einer nachtheiligen Unthätigkeit gerathen.

Wie gefühlvoll, o mein Jesus, Bild erhabener Menschenfreundlichkeit, warst Du bei anderer Schmerzen, über welche Du die eigenen so gern vergaßest; wie entflammt gegen die Schändlichkeit alles Bösen, was die Herzen der Menschen von ihrem Glücke und ihrem Gott trennt; wie willig warst Du, die Freuden Deiner Brüder zu mehren, zu erheben, zu läutern und zu veredeln! O sei mein Vorbild in Allem! Ich will mich meines Herzens, meiner Empfindungen, meiner Aufwallungen nicht schämen; sie sind so menschlich! Und mehr als Mensch zu sein, ist nicht des Menschen Pflicht.

Aber lehre Du mich, Gottes Sohn, mäßig sein in Allem, in Schmerz und Vergnügen, damit ich Dir ähnlich werde und gottgefällig. Nein, Gott gab uns nicht selbst die das Leben verannehmlichenden Gefühle, daß wir sie wieder in uns tödten und ausrotten, sondern daß wir sie zu Schwingen der Andacht und Tugend, zu Waffen derselben gegen die das Leben verheerende Laster machen sollen. Amen.

XXXIII.

Der Landmann.

Spr. Sal. 2, 27.

Heil, Landmann, dir! dein edler Stand
Ist der Natur so nah verwandt;
Fern von dem städtischen Gewühl,
Und wilder Leidenschaften Spiel,
Lobsinge Gott!

Dir nah ist Gott in Lust und Leid,
In seiner Werke Herrlichkeit;
Des Himmels milder Segen thaut
Auf das, was deine Mühe baut.
Lobsinge Gott!

Der Mensch sei niedrig oder groß,
Mühseligkeit ist Aller Loos;
Nicht Gold gibt Glück, nicht Rang und Pracht.
Man ist, wozu das Herz uns macht;
Lobsinge Gott!

Lobsinge Gott und freue dich;
Denk' in der Hütte königlich.
Genügsamkeit macht frei und reich,
Die Tugend dich den Ersten gleich:
Lobsinge Gott!

Schon eine alte Klage ist es, daß wenige Menschen recht mit dem Stande zufrieden sind, welchen ihnen Gottes Vorsehung angewiesen hat. Man will etwas Anderes, weil man das Andere für besser hält, als was uns zu Theil geworden ist. Der Soldat in den Mühseligkeiten und Gefahren seines Berufes beneidet den Kaufmann und Handwerker, die ihr ruhiges Gewerbe treiben können. Kaufmann und Handwerker preisen das Loos der vornehmern Stände, die, ohne Nahrungssorgen, ohne Furcht vor Verlust und Betrug im Handel, nur zu leben scheinen, um

in Ueberfluß und Bequemlichkeit sich gute Tage zu machen, Andern zu befehlen und Ehrenstellen zu empfangen. Der Vornehme, der hohe Beamte, ja Fürsten selbst seufzen unter dem Druck ihrer Verhältnisse; sie retten sich nie ganz aus den Verlegenheiten, worin sie bald durch Feindschaften, bald durch Untreue ihrer Diener, bald durch andere Umstände gerathen, von denen die niedern Stände nichts wissen. Es ist ihnen gar nicht unbekannt, daß der größte Theil der Ehrenbezeugungen, die sie empfangen, bloß kaltes, erkünsteltes Wesen ist. Die Vergnügungen, welchen sie oft beizuwohnen gezwungen sind, bleiben meistens nur lästige Höflichkeiten und neue Quellen mancherlei Verdrusses. Der ärmste Mann scheint freier zu sein, als sie sind. — So klagen beinahe Alle; und gewöhnlich suchen die Unzufriedenen ihren ganzen Trost noch darin, daß sie öffentlich ihren ganzen Prunk zeigen, den ihnen ihr Stand und Vermögen erlaubt — und daß sie neben sich die Andern verachten, deren Glück sie doch heimlich beneiden.

Wer mit seinem Stande, in den ihn Gott berufen hat, nicht zufrieden ist, der würde auch in jedem andern Stande unglücklich sein. Denn nicht die Art der Geschäfte, welche man treibt; nicht das große oder kleine Vermögen, was man besitzt; nicht der Palast oder die Bauernhütte, welche man bewohnt; nicht die Würde, welche man vor den Leuten trägt, ist die Quelle unsers Glückes: sondern das Herz allein ist es, welches man zum Stande, zum Vermögen, zum Palast, oder zur Hütte bringt.

Es ist sehr gewöhnlich, daß man besonders den Stand des Landmanns preiset, weil die, welche in den Städten wohnen, das Landleben größtentheils aus Büchern oder Spaziergängen kennen. Das Feld zu bauen scheint ihnen, wenn auch mühsam, dennoch eine Lust. Wer geht nicht gern, wenn er ein Gartenplätzchen hat, dahin, um zu graben, zu säen, zu pflanzen, oder Unkraut auszujäten? Keine Arbeit scheint der menschlichen Natur zuträglicher, als diese: wohingegen die Geschäfte des Gelehrten, Kaufmanns oder Beamten am Schreibetisch, die Anstrengungen des Nachdenkens, die Nachtwachen, oder die einförmigen

Geschäfte der Handwerker und Künstler in ihren Werkstätten und Fabriken zuweilen nur zu verderblichen Einfluß auf die Gesundheit haben mögen. Hat der Landmann sein Tagwerk vollbracht, ruht er freudig aus und erwartet vom Himmel den Segen. Sein Körper härtet sich in allen Witterungen ab; die Anstrengungen seiner Kräfte stärken seine Glieder; das im Schweiße des Angesichts erworbene Brod schmeckt ihm süßer, als dem Reichen der unter Verdruß und Sorgen genossene Leckerbissen aus fremden Ländern. Seine Verhältnisse sind einfacher; seine Welt, in der er lebt, ist kleiner, in allen Theilen leichter zu übersehen; ihm stören tausend Dinge nicht die Gemüthsruhe, die den bedrohen, der in weitläufigern Verbindungen leben muß.

Wenn sich auch das Alles nicht läugnen läßt, hat doch das Landleben seine großen Beschwerlichkeiten. Ungünstige Witterungen vereiteln den sauern Schweiß und Fleiß eines ganzen Jahres; Seuchen tödten die Heerden. Der Gewinn von aller Arbeit des Bauers ist immer klein; und wer wenig hat, für den ist auch der Verlust des Geringsten schon ein großer Verlust. Daraus erwachsen wohl mancherlei häusliche Sorgen. Abgaben und öffentliche Lasten, so wie die Zinsen von gemachten Schulden drücken schwerer, wo die Einnahmen sehr zweifelhaft und mäßig sind. Mit einem Worte: der Landmann, so beneidenswürdig sein stilles Loos oft dem Städter zu sein scheint, duldet durch seinen Stand nicht minder Ungemach, als der Kaufmann oder Handwerker, der Gelehrte oder Soldat, der Fürst oder sein Beamter in ihren Ständen dulden müssen.

Darum ist nicht minder gewiß, daß der Beruf des Landmanns in der That viele Vorzüge hat, welche andern und sogenannten höhern Ständen fehlen. Nicht darin aber liegt sein Vorzug, daß er der allererste Beruf des Menschen ist; denn dieses wäre eine ganz unfruchtbare Ehre. Auch nicht darin, daß er der nützlichste und unentbehrlichste Stand eines Staates ist; er ist nicht nützlicher, als jeder andere. Der Landmann bedarf des Handwerkers; der Handwerker des Kaufmanns; der Kaufmann des Gelehrten; Jeder bedarf des Richters, des Lehrers, der Obrigkeit, und in Kriegsgefahren Jeder des Kriegers und Feldherrn. Einer ist im

gesellschaftlichen Leben dem Andern nothwendig durch die Gabe, die er von Gott empfangen hat.

Aber darin liegt der größeste und gewisseste Vorzug des Landlebens vor allen andern Berufsarten der Menschen: daß der Landmann durch seinen Stand entfernter von allen erkünstelten Verhältnissen des Lebens, entfernter von allen daraus entsprungenen Plagen, der Natur nähyer verwandt und gleichsam mehr eins ist mit ihr. Die Ruhe und Einfalt der Natur theilt sich seinem Gemüthe mit. Er weiß wenig von der selbst erschaffenen Noth der Stadtleute; wenig von den glänzenden Kleinigkeiten, welche allerlei Leidenschaften und Sorgen herbeirufen; wenig von den armseligen Empfindungen des Ehrgeizes, die so viel Zwist und Neid erwecken; wenig von dem steifen Zwang äusserer Höflichkeiten; wenig von den erkünstelten Zerstreuungen, die oft das Edlere selbst des Menschen tödten; wenig von den Schmerzen verfeinerter Laster und geschminkter Schändlichkeiten. Er ist einfacher, wahrer, wie die Natur einfach und wahr ist, die ihn umgibt. Sie selbst ist seine Lehrerin. Er hält am Wesentlichen fest und will nicht den Schein. Einfach sind seine Beschäftigungen. Sie sind beträchtlich genug, ihn vor den Verirrungen reicher Müßiggänger zu beschützen; die Anstrengung, welche sie von seinen Kräften fordern, ist die beste Pflege einer unverdorbenen Gesundheit.

So lange in den ersten Zeiten der Welt die Menschen Viehzucht und Ackerbau ihr Hauptgeschäft sein liessen, waren sie einfacher, wahrer und gleichsam Gott verwandter. Mit Erbauung der Städte und mit Erfindung künstlicher Bedürfnisse wurden die Menschen selbst unnatürlicher und künstlicher. Die edel neinfachen Sitten, und die ächte Lebensweisheit der patriarchalischen Vorzeit gingen verloren. Man hatte statt der Weisheit nur Gelehrsamkeit; statt der Wunder des Himmels und der Erde nur Bücher; statt der gesunden Vernunft lieber Spiele der Einbildungskraft. Nebendinge wurden zur Hauptsache des Lebens, und das Wichtigste und Heiligste ward kalte Uebung, oder Gegenstand des Spottes und Zweifels. Daher ist nicht selten gesehen worden, daß die Großen ihre Paläste und Könige ihre Throne verliessen, um dem Getriebe der Ränke, der

Ehrsucht, der Wollust, der Schadenfreude zu entfliehen, und in der Einsamkeit und Einfalt des ländlichen Lebens sich selber und ihre verlorene Ruhe wieder zu finden. Denn man ist nur ganz Mensch, wenn man wahr und natürlich sein kann; nicht loben muß, wo man tadeln sollte; nicht frohlich sein muß, wo man trauern möchte; wo man für den äusserlichen Schein nicht das Wesentliche aufopfern muß, für das Kleid nicht die Gesundheit, für den Glanz der Hauses nicht dessen innere Glückseligkeit, für das Geld nicht den Genuß, für die Ehre nicht die Ehrlichkeit.

Leider ist zu beklagen, daß der Landmann, wie wir ihn meistens finden, selten fähig ist, den großen Vorzug seines Standes zu erkennen und zu benutzen. Unwissenheit beraubt ihn fast aller Vortheile desselben; Aberglaube erstickt seinen gesunden Verstand; rohe Sitte, thierische, grobe Lust vertritt nur zu oft die Stelle natürlicher Einfalt; saufen bis zur Betäubung, fressen bis zur Ueberladung, werden die Krone seiner Freuden; er arbeitet mit seinem Vieh um die Wette, aber hat er sein Brod gewonnen, empfindet er selten ein Verlangen nach höherm Genuß, nach Ausbildung seines Verstandes und Herzens.

Richte draußen deine Geschäfte aus und arbeite deinen Acker; darnach baue dein Haus, das heißt, die innere Glückseligkeit deines Hauses, deiner Familie; Spr. Sal. 24, 27. So spricht die heilige Schrift. Der Mensch lebt nicht, um das tägliche Brod zu gewinnen und Kleider genug zu haben, seinen Leichnam zu bedecken. Was der Leib nöthig hat, soll herbeigeschafft werden; alle übrige Zeit soll der Veredlung des Herzens und Geistes angehören. Das ist der Beruf des Viehes, dem hungernden Magen Nahrung zu suchen, Vorrath auf den Winter zu sammeln, und sich ein bequemes Nest oder eine ruhige Höhle zu bauen. Der Mensch, welcher im Leben nicht mehr leistet, als für sein irdisches Wohlsein zu arbeiten und zu sorgen, stellt sich dem Thiere gleich. Er ist wohl zu beklagen; denn er vergißt das wahre und hohe Ziel seiner Erschaffung. Der mächtigste Fürst aber hat wahrlich kein erhabeneres Ziel im Leben, als der niedrigste Bauer und der ärmste Taglöhner. Der goldene Thron und die hölzerne Bank, der Purpurmantel und der

Zwilchkittel, das hohe Fürstenschloß und das Strohdach der baufälligen Bettlerhütte sind bloße Nebendinge im Leben. Der Mensch selbst ist das Wertheste, und im Menschen ist es sein unsterblicher Geist. Darum richte draußen deine Geschäfte aus und arbeite deinen Acker; denn des Leibes Nahrung und Nothdurft geht jedem Andern vor. Die niedrigsten Bedürfnisse unserer thierischen Beschaffenheit müssen erst gestillt sein, ehe der Geist frei und thätig werden kann. Darnach aber, wenn das Nothwendigste gewonnen ist, baue dein Haus, vermehre deine und der Deinigen Glückseligkeit.

Die traurige Geistes- und Herzensverwahrlosung, in welcher leider die Landleute vieler Gegenden gefunden werden, gereicht ihnen weniger zum Vorwurf, als denen, welche von Gott Beruf und Pflicht haben, Väter und Beglücker des Volks, oder Lehrer desselben zu sein. Abgestumpft durch Gewohnheit, sehen Nachlässige die Unwissenheit und Rohheit des Volks wie eine Sache an, welche in der natürlichen Ordnung der Dinge gegründet ist. Wieviel sind nicht der gepriesenen Männer am Ruder der Staaten, die im Landmann nur das öffentliche Lastthier sehen; seinen Wohlstand befördern, um größere Steuern von ihm nehmen zu können; den Anwachs der Bevölkerung begünstigen, um die Kriegsheere zu verstärken. Sie scheinen in unnatürlicher Verkehrtheit der Vorstellungen den Menschen so behandeln zu müssen, als wäre er für den Staat, nicht als wäre der Staat für den Menschen vorhanden. Die Schulen der Dörfer werden immer am letzten besorgt. Für edlere Erziehung und Bildung der ländlichen Jugend bemüht man sich nicht leicht, einen rühmlichen Wetteifer durch fürstliche Ermunterungen zu wecken; dagegen sind Preisverkündigungen zur Verbesserung der Viehzucht etwas Gemeines.

Ja, so groß ist die verblendete Allmacht der Gewohnheit oder des Vorurtheils, daß man sich und Andere sogar überredet, eine bessere Erziehung in den Dörfern könne die Landleute mit ihrem Stande unzufrieden machen, und sie aus arbeitsamen, gehorsamen Menschen zu aufrührischen, bücherlesenden, Alles beurtheilen wollenden, städtische Sitten nachäffenden Halbklugen machen. Um solchen Irrthum in

Gang zu setzen, pflegt man ihn mit wahren und halbwahren Sätzen zu vermengen, die übrigens gar keine Verbindung mit demselben haben; man pflegt zu sagen: oberflächliches Wissen sei überall Gift; unvollkommene Aufklärung das Unglück der Leute; Gelehrsamkeit gehöre nicht dem, der die Erdscholle umbrechen oder das Vieh im Stalle füttern solle. Wenn dergleichen und andere Sätze allerdings ihr Wahres haben, ist darum jener Irrthum weniger ein Irrthum?

Der Landmann wird nicht darum arbeitsam, wirthschaftlich und der Obrigkeit gehorsam, weil er unwissend, aberglaubig, roh, in wilden Freuden ausgelassen, und in Allem, was ausser seinem Stall und Acker liegt, unbehilflich ist. Sondern der roheste, unwissendste und groben, ausgelassenen Ergötzungen ergebenste Bauer ist der schlechteste Landwirth, der unordentlichste Hausvater, der unzuverlässigste Unterthan seiner Herrschaft. Das Unvollkommene und Schlechte kann nie zum Vollkommenen und Guten helfen. Die bessern Schulen und Erziehungsanstalten in Städten machten den Bürger menschlicher, in seinem Gewerbe sinnreicher, in seinem Eifer für Glück und Ehre des Thrones und des Vaterlandes hochherziger; gegen Einheimische gemeinnütziger; gegen Fremde wohlwollender.

Jesus Christus brachte das reinste Licht der Weisheit nicht den Palästen der Großen und den Bewohnern der Städte allein; er brachte es den ärmsten Hütten. Sein Wort ist die wahre Aufklärung, deren der Mensch bedarf, um in jedem Stande das höchste Lebensglück zu finden. Er rottete die falschen Einbildungen aus; er zerstreute die Macht aberglaubiger Vorstellungen; er wies vom Staub empor auf das Göttliche; er ermahnte zur Genügsamkeit in Allem, was das irdische Leben forderte. So wir Nahrung und Kleider haben, sprach er, lasset uns zufrieden sein; trachtet vielmehr dem nach, was dort oben ist.

Dem Höhern nachzutrachten, was dort oben ist, wird keine Büchergelehrsamkeit erfordert; aber ein von Irrthümern freies und ein allem Guten offenes Gemüth. Es wird das Gottähnlichsein nicht errungen durch äussern Wohlstand oder durch Leibeskräfte, sondern durch das Streben des Geistes. Diesen Geist also sollen wir auch im ärmsten

Landmann fähig machen, sich der von Jesu gebrachten Wahrheiten bemächtigen zu können. Darum sollen Vernunft und Verstand der ländlichen Jugend schon in den Schulen mit Sorgfalt entwickelt und geübt werden. Nur wer die Einsicht dessen hat, was besser ist, kann das Bessere wollen; der Unwissende und Rohe wird vom Elend hingetrieben, wohin er soll. Nur der Verständige wird sich grober Ausschweifungen schämen, und die Folgen des Schädlichen einsehen und meiden; der Unverständige ist die Beute thierischer Anreizungen. Nur der vernünftige Landmann hört auf, andere Stände zu beneiden und wider gemeinnützige Verordnungen und Gesetze des Landes zu murren, wider welche der alberne Eigennutz des Unvernünftigen lärmt. Nur der, dessen Geisteskraft gestärkt ward, indem man sie von den Fesseln altüblicher Vorurtheile befreite, wird auch über seine zartern Verpflichtungen richtiger urtheilen, für die der verwilderte, rohe Mensch ohne Sinn einhergeht; wird fähiger sein, die Verbesserungen seines ländlichen Gewerbes und häuslicher Einrichtungen zu betreiben, während der Unwissende blindlings erlernten Gewohnheiten folgt; wird in Ordnung und Reinlichkeit seiner Wirthschaft die wahren Stützen des Wohlstandes und körperlicher Gesundheit erkennen, während der Verwahrloseте in Verwirrung, Planlosigkeit und Unflath von einem Tag in den andern hineinlebt, gleich dem Thiere.

Wollet ihr Christen um euch sehen, so machet sie auch fähig, Christum zu begreifen und seine Lehre zu verstehen. Aber welch ein trauriger Anblick ist das Leben von einem großen Theile des Landvolks! — Dieser Unglücklichen sind viele, welche von Gott, von Jesu Christo, von ihrer Bestimmung, von der Ewigkeit, von ihren Pflichten auf Erden die verworrensten Vorstellungen haben. Da erwachsen sie unter der Zucht unwissender Aeltern, sehen deren rohe Beispiele, saugen deren armselige Begriffe und aberglaubige Meinungen ein. Wenige Jahre gehen sie in eine Schule, wo der Lehrer, ohne Fähigkeit in seinem Beruf, den Unterricht aus Mangel bessern Erwerbes, um einen geringen Sold, ohne Aufsicht und Neigung treibt. Höchstens bringen die Schüler eine mäßige Fertigkeit im Schreiben und Lesen

mit sich aus den Schuljahren, in denen sie alle Unarten und Rohheiten einer verwilderten Kindheit lernten und wieder lehrten. Man treibt sie zur Kirche von den ersten Kinderzeiten an und macht ihnen den Besuch des Gotteshauses zu einer herzlosen körperlichen Gewohnheit. Mit ihrer allzuungeübten Denkkraft sind sie nicht fähig, den Lehrvortrag ihres Pfarrers zu verfolgen und ganz zu verstehen. Oft ist der, welcher ihr Seelsorger sein soll, mehr um seine Einkünfte und Bequemlichkeiten, als um die Veredlung der ihm anvertrauten Seelen besorgt. Sie verharren in ihrer Blindheit, und glauben Gott hinlänglich durch hergesagte Gebete und Genuß der Sakramente befriedigt zu haben. Das ist Alles, was sie für ihre Seele thun. Die leiblichen Bedürfnisse zu stillen, brauchen sie den ganzen Aufwand ihres übrigen Lebens. Sie arbeiten vom Morgen bis zur Nacht, und Andern in Glücksumständen gleichzukommen oder sie zu übertreffen, ist ihr äusserstes Ziel. Sie überlassen sich den Eingebungen ihrer thierischen Triebe, so weit es die bürgerlichen Gesetze oder die Verhältnisse ihrer Gesundheit und ihres Vermögens ihnen gestatten. Sie sterben endlich dahin, und sie haben nur gelebt und gearbeitet, um gelebt und gearbeitet zu haben. Ihr Geist, zur Ewigkeit berufen, ist am Ende der Laufbahn arm und unmündig, wie er arm und unmündig kam. Er kannte die Tugend Jesu nicht, und tröstete sich einer bessern Zukunft, ohne ihrer werth geworden zu sein.

Mit Trauern wende ich mich von diesem Bilde hinweg. O wie viel bleibt guten und weisen Menschen noch zu thun, um Glückseligkeit, die wahrhafte, um sich her zu verbreiten. Wie kann ich doch oft in Verlegenheit sein und fragen: wo wäre, daß ich Gutes stiften könnte? Siehe jene Verwahrloseten, hilf ihnen, hilf wenigstens Einzelnen zu besserer Erziehung und Einsicht. Wodurch unterscheiden sie sich denn von den Heiden, die da Bilder anbeten, die Gebote Gottes nicht kennen, und für nichts als Nahrung und Kleider sorgen, und fleischliche Lüste befriedigen? Siehe, hier ist noch das Christenthum zu verbreiten; hier noch das Reich Gottes zu befördern! Geh in die Hütte des Landmanns, in die Kammer des Dürftigen, wie Jesus Messias that, und hilf

einem rohen Menschen menschlicher werden, und das Licht der bessern Erkenntniß in seiner Finsterniß anzünden! — Daß du einem Nackten Kleider, einem Hungrigen Brod reichst, ist schön, und doch ist es nur das leichte Werk eines Augenblicks, um die Noth weniger Augenblicke zu mildern. Aber das Almosen, welches du einer armen verwilderten Seele reichst, ist eine königliche lebenslängliche Gabe; eine Saat für ewiges Aernten. Gehe hin, wo deine Bekanntschaften dir es erlauben, auf die Vorsteher, Obrigkeiten und Lehrer zu wirken, daß sie sich der ländlichen Kinderzucht erbarmen. Hast du Vermögen, vereinige deine Gabe mit den Gaben Anderer, deinen Rath mit der Einsicht Anderer, um wenigstens in einer einzigen Gemeinde bessere Sitten, hellern Verstand, frömmern Sinn zu befördern. O, wer dessen sich rühmen darf, es gekonnt zu haben, der Retter mancher ohne ihn verloren gewesenen Seele zu sein, der hat auf Erden nicht vergebens gelebt!

XXXIV.

Der Handwerker und Künstler.

Sirach 38, 35—39.

Die ihr geübt in Künsten seid,
Zur Nothdurft und Bequemlichkeit
Des Erdenlebens sorgt und schafft,
Gott segne euch, Gott eure Kraft!

Ein goldner Stand ist Handwerksstand,
Ein freuet sich das ganze Land;
Von Armuth fern, vom Ueberfluß,
Wohnt in der Arbeit sein Genuß.

Und Fleiß füllt seine Hand mit Gut,
Und füllt sein Herz mit frohem Muth;
Stark wird er in der Sorgen Druck,
Und Ehrlichkeit sein schönster Schmuck.

Der König und der Handwerksmann, —
Gott sieht nicht Rang und Namen an;
In jedem Stand der edle Sinn,
Der gilt vor Gott, der ist Gewinn.

Sobald sich auf Erden die Menschen nach ihrer Verbannung aus Eden auszubreiten anfingen, empfanden sie die vorher unbekannten Bedürfnisse des Lebens. Das war der Wille des Schöpfers. Allen andern Geschöpfen hatte er dunkele, unwiderstehliche Triebe gegeben, die ihnen heilsame Nahrung zu finden; ihren Leib mit Federn und Fellen bekleidet gegen den Wechsel der Witterungen; sie mit natürlichen angebornen Waffen versehen zum Schutze ihres Lebens gegen Gefahren. Aber den Menschen stellte Gott arm, wehrlos und nackt in die Welt, und gab ihm den Verstand, daß er, getrieben von der Noth, den Werth dieses Verstandes erkenne, sich Hütten baue, wo der Fels keine Höhle hatte, ihn zu verbergen; oder Kleider, oder Geräthschaften, Waffen und allerlei Werkzeuge erfinde, zu seiner Nahrung, Lebenserhaltung und Bequemlichkeit. Da ward Tubalkain der Meister in allerlei Erz und Eisenwerk; Jubal lehrte die Kunst der Musik.

Mit der Erweiterung der menschlichen Erfahrung und Einsicht wurden die Handwerke und Künste vollkommener; ihre Gewerbe dem Menschen unentbehrlicher, es mochte zum Nutzen sein oder zur Verannehmlichung seiner Tage. Der Hirt und der Ackermann können den Handwerker so wenig mehr entbehren, als der Gelehrte, welcher sein Leben den höhern Wissenschaften weiht, oder als der Kriegsmann, oder als der Fürst auf seinem Throne. Darum ist der Stand der Handwerksleute und Künstler in allen Ländern geehrt.

Um das Feld zu bauen, oder die Viehheerden zu behandeln, ist weniger Anstrengung des Verstandes oder Geschicklichkeit vonnöthen, als zur Ausübung eines Handwerks und einer Kunst. Zur Erlernung derselben sind schon mehrere Jahre vonnöthen. Dadurch erhebt sich dieser Stand über den des gemeinen Landmanns, wie des Taglöhners. Aber theils durch die größere Uebung seines Nachdenkens, theils durch einen vermehrten Wohlstand, verfeinern sich auch seine Sitten. Demungeachtet hat er weder den Ueberfluß reicherer Stände, noch deren ausgebreitete Einsichten und Kenntnisse; aber auch nicht die Verweichlichung und Verdorbenheit der Sitten, die in den höhern Ständen leider oft zu allgemein ist.

Es steht demnach der Stand des Handwerkers zwischen Rohheit und Unwissenheit des gemeinen Landmanns und der unmäßigen Verfeinerung und Ueberbildung der Reichern; er steht zwischen der Armuth und dem Ueberfluß in glückseliger Mitte, und ist gleich entfernt von den Lastern und Plagen, die der rohen Unwissenheit und der übertriebenen Verfeinerung, oder der quälenden Armuth und dem üppigen Wohlleben anzuhängen pflegen. Daher findet man noch jetzt fast in allen Ländern bei Handwerkern und Künstlern die meiste Verständigkeit und Gottesfurcht neben Einfalt und strengen Sitten. Man betrachtet sie als die wahre Kraft des Staates. Gleich weit entfernt von bäurischer Rohheit und den Ausschweifungen des müßiggehenden Reichthums ist bei ihnen die meiste Tugend, Rechtlichkeit, Arbeitsamkeit und Vaterlandsliebe gleichsam einheimisch.

Auch war es aus diesem Mittelstande, aus welchem Jesus Christus am liebsten seine ersten Schüler wählte. Hier fand er den unverdorbensten Sinn für Wahrheit und Frömmigkeit; er kannte den Eigendünkel, den stolzen Uebermuth und den Leichtsinn der Großen, wie den Aberglauben und die Verwahrlosung des Verstandes und Herzens der Niedrigsten im Volk. Wir wissen, daß Petrus ein Fischer, Lukas ein Arzt war, daß Paulus Teppiche wirkte. Nur der Handwerker und Künstler ist durch sich selbst ein freier, unabhängiger Mann; aber Unabhängigkeit ist eine der wichtigsten Bedingungen, unter allen äussern Schicksalen rechtschaffen zu bleiben. Der verstümmelte Krieger, der verstoßene Fürst, der um sein Vermögen betrogene Reiche, müssen eben so gut von der Gnade Anderer leben, als der seines Ackers und seiner Viehheerden beraubte Hirt und Landmann, während der Handwerker aller Orten durch seine Geschicklichkeit Brod findet, und mit geringerm Aufwande die dazu nöthigen Werkzeuge und Mittel herbeischaffen kann.

Alle diese Vorzüge, welche der Natur dieses ehrenvollen und glücklichen Standes eigen sind, machen ihn für das irdische Leben zu einem der nützlichsten und für das innere, christliche Leben zu einem der vortheilhaftesten. Er führt an den Gefahren des Reichthums und der Armuth vorüber; durch Arbeit und Mäßigkeit zur Sittenstrenge und Kraft,

durch vielfache Gelegenheit zur Ausbildung des Geistes, die der Niedrigere im Volk leider oft entbehren muß, und durch die Stellung, welche er zwischen dem Geringsten und Vornehmsten, dem Aermsten und Reichsten einnimmt, die alle seiner Hilfe bedürfen, zu einer Mannigfaltigkeit von Verhältnissen im gesellschaftlichen Leben, die kein anderer Stand, so wie dieser, hat, und zur Vollstreckung jeder Tugend Anlaß darbietet.

Verständigkeit, Gottesfurcht und Einfalt der Sitten soll es sein, was den Künstler und Handwerker ganz eigenthümlich bezeichnet, ihm den meisten Werth gibt, und ihn allen andern Ständen ehrwürdig macht. Verständigkeit, Gottesfurcht und Einfalt der Sitten soll sein höchstes Bestreben sein; die Stellung selbst schon, welche er in der Welt einnimmt, erleichtert ihm die Erreichung dieses Zieles mehr denn vielen Andern.

Er ist folglich sein eigener Feind, wenn er seinen Stand verachtet, und gegen die Vortheile desselben blind ist. Dieser Stand gibt ihm, was er zur Nothdurft bedarf. So wir Nahrung und Kleider haben, sprach der Heiland, lasset uns genügen. Nach größerm Reichthum sollen wir nicht trachten, aber wohl nach größerer Vollkommenheit des Herzens. Wer in diesem Stande nicht glücklich sein kann, wird es in keinem andern werden, weil er die Quellen aller Unzufriedenheit mit sich nimmt, wohin er geht. Er wird von Begierde nach Gold und Gut und Aufwand geplagt; und könnte man ihm geben, wonach ihn gelüstet, seinen Durst nach Reichthümern würden die Reichthümer selbst nur vermehren. Wer nicht mit Wenigem genügsam sein kann, wird mitten im Golde arm bleiben. Er wird von Begierde nach Ehre und Ansehen geplagt; er glaubt in einem andern, höhern Stand mehr leisten zu können, mehr Ruhm zu ärnten; er bildet sich ein, mehr Talente zu haben, als er für sein Gewerbe braucht. Er möchte Gelehrter sein, oder Feldherr, oder als Obrigkeit herrschen. — Ach, er hat nicht mehr Talente, als er zur höchsten Vervollkommnerung seiner Kunst, oder zur vortrefflichsten Einrichtung seines Hauswesens bedarf, sondern er hat mehr Hochmuth und Selbstdünkel, als seinem Glücke ersprießlich ist. Es fehlt

ihm dagegen das Wesentlichste: Verständigkeit, Gottesfurcht und Sinn für Einfalt der Sitten.

Gottesfürchtige, verständige Männer warten treu ihres Berufes, und fühlen sie sich im Besitze größerer Geistes-kraft, so wenden sie dieselbe zur Verbesserung ihrer Geschäfte und zur Verschönerung ihres häuslichen Lebens an. Ihre ausgezeichneten Naturgaben erregen nicht größere Hochach-tung, als die weisen Anwendungen derselben. So sah man aus tiefer Armuth oft durch Fleiß, Ehrlichkeit und große Geschicklichkeit in Benutzung der Mittel und Zeiten Leute zu großem Vermögen, zu Ehren und Ansehen aufsteigen, die vielleicht von einem Thron herab auch Millionen Menschen wohl regiert haben würden. Aber immer blieben sie, auch im Reichthum und in der Fülle des Ansehens, was sie vorher waren, treu ihrem Berufe, verständig, gottesfürchtig und einfältig in ihren Sitten. Wer nicht einmal im Stand ist, durch seine Geistesgaben, mit denen er prangen möchte, sein kleines Gewerbe auf den Gipfel der Vollkommenheit zu erheben: wie wird der im Stande sein, in schweren Stellen, von denen er nur die schimmernde Aussenseite kennt, etwas Vollkommneres zu leisten? Es ist nicht die Geschicklichkeit und das Uebermaas seltener Kraft, was die Thoren anreizt, über ihren Stand hinaus zu schreiten, sondern der Hochmuth. Sie enden gewöhnlich damit, Spott zu ärnten, statt des Lobes, und das Sprichwort zu erwahren: Hochmuth kommt vor dem Fall.

Alle trösten sich ihres Handwerks, spricht der weise Jesus Sirach (38, 35—39) in der heiligen Schrift, und ein Jeglicher fleißigt sich, daß er seine Arbeit könne. Man kann zwar ihrer in der Stadt nicht entbehren, aber man kann sie nirgends hinschicken; sie können der Aemter auch nicht warten, noch in der Gemeinde regieren. Sie können den Verstand nicht haben, die Schrift zu lehren, noch das Recht und Gerechtigkeit zu predigen. Sie können die Sprüche nicht lesen, sondern müssen der zeitlichen Nahrung warten; und denken nicht weiter, denn was sie mit ihrer Arbeit ge-winnen mögen.

Es ist leider vieler Orten in unserm Vaterlande die Un-verständigkeit der Handwerker an die Stelle der Verständigkeit

der Väter getreten. Sie schämen sich ihres Berufes, und möchten etwas Vornehmeres werden; sie klagen über Mangel des Verdienstes, und glauben, vor Zeiten wäre durch ihr Gewerbe mehr zu gewinnen gewesen. Wer hört in dieser Sprache nicht die Stimme des hoffärtigen Wesens und der unzufriedenen Habsucht? — Auch in unsern Zeiten ist der Handwerker mit seiner Geschicklichkeit so unentbehrlich, wie vor Zeiten; aber die Alten haben sich ganz ausschließlich ihrer Kunst gewidmet; sie wollten nicht zugleich Gelehrte sein, Bücher schreiben, oder Rathsstellen bekleiden. Besaßen sie feine Urtheilskraft, Klugheit, Kenntniß, Geistesgegenwart mehr denn Andere: so wandten sie alle diese Eigenschaften zur Erhebung ihres Gewerbes an. Der ward der Vornehmste, der die vortrefflichste Arbeit lieferte; der ward der Angesehenste, und genoß das allgemeinste Vertrauen, der unter ihnen der Rechtschaffenste und Ehrlichste war; der ward der Reichste, welcher im Hauswesen am einfachsten und genügsamsten, bei der Arbeit aber am frühesten auf, am spätesten davon war. Diese Verständigkeit machte aus schlechten Zeiten gute Zeiten; aus Wenigem viel.

Dagegen erblicken wir heutiges Tages hin und wieder eben bei denen, welche die vortrefflichsten Geistesgaben zu besitzen glauben, die größte Verkehrtheit und Unfähigkeit des Verstandes. Sie lernen in ihrer Jugend allerlei, aber das am wenigsten, was zur Verbesserung ihres Gewerbes dienen kann. Sie beschäftigen sich neben ihrem Handwerk mit Nebendingen, worüber sie die Vervollkommnung ihrer Kunst vernachlässigen, und Andern den Vorzug überlassen müssen. Sie wollen reich werden, aber nicht dazu den ersten Schritt thun; der erste Schritt zur Wohlhabenheit heißt Genügsamkeit bei Fleiß. Wohl aber sieht man sie reich thun, ohne reich zu sein. Sie wollen Pracht im Hausgeräth, Zierlichkeit in Kleidern, Wohlleben bei Tische, alle Tage kostspielige Erholungen nach der Arbeit. Dazu reicht nicht immer der Verdienst ihres Fleißes hin; sie fangen an, ihre Waare theuer zu geben, und man geht von ihnen; sie liefern schlechtere Waare, und man kauft sie nicht; sie versuchen Betrug, und verlieren das Zutrauen. So entsteht Armuth statt Wohlstand, und das thörichte

Klagen über schlechte Zeiten nimmt überhand. Die Zeiten nicht, sondern die Menschen sind schlecht. Wer einfach lebt, immer weniger ausgibt, als verdient, daher wohlfeiler arbeiten kann, hat den meisten Verkehr; wer den meisten Verkehr hat, kann die bessere Waare liefern; wer gute Waare gibt, hat nicht Ursache zu Betrügereien, Verfälschungen und Uebervortheilungen seine Zuflucht zu nehmen.

Schon die Erziehung, welche viele Handwerksleute ihren Kindern geben, pflanzt bei diesen Unzufriedenheit in ihrem Stande. Sie geniessen in den Jugendtagen ein bequemes Wohlleben, gehen zierlich geputzt einher, und werden zu einem Aufwand gewöhnt, den sie nachher, wenn sie ihn durch den Gewinn ihrer Arbeit bestreiten sollen, nur mühsam, oder gar nicht befriedigen können. Dann wird ihnen ihr Stand verhaßt; sie versuchen es mit andern Dingen; pfuschen in mancherlei Gewerben, und enden mit gänzlichem Verderben.

Andere lassen ihre Söhne höhere Wissenschaften erlernen, und glauben, ihnen dadurch ein besseres Loos zu verschaffen, als das Handwerk gewähren kann. Aber sie bedenken nicht, daß keineswegs der Stand, sondern der Mensch in demselben, das bessere Loos erwirbt; daß ohne Genügsamkeit, Fleiß und ausgezeichnete Kenntnisse der Mensch überall Noth leidet, und elend umhergeworfen wird; daß ohne große und mächtige Verbindungen in den höhern Ständen Keiner darin so leicht sein Glück macht. Daher sieht man manche verdorbene Gelehrte, verdorbene Kaufleute, ärmliche Schreiber und Andere, die sich eines nahrhaften Handwerks schämten, bei wohlhabendern Künstlern und Handwerkern ihr kümmerliches Brod suchen und betteln. Dahin brachte es die Unverständigkeit ihrer Aeltern, die sich über ihren Stand hinaufschwingen wollten, und die Vortheile desselben nicht einsahen.

Gleiche Fehler hat der Hochmuth bei Erziehung der Töchter unter vielen Handwerksleuten gemein gemacht. Man kleidet sie gleich Töchtern reicher Häuser, verzärtelt sie bei leichten Geschäften, statt sie vollkommen fähig zu machen, einer bürgerlichen Haushaltung mit Sparsamkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Geistesgegenwart und unverdrossener Thätig-

keit vorzustehen. Man läßt sie im Tanzen, Zeichnen und in musikalischen Künsten unterrichten, um mit ihnen glänzen zu können; man hält sie zur Bücherleserei an, und glaubt ihren Geist zu veredeln, wenn man durch Empfindeleien und Träumereien der Einbildungskraft ihr Herz verdirbt, und ihren Verstand schwächt. Man hofft sie damit würdiger zu machen, sie an Personen von vornehmen Ständen zu vermählen. Aber man vergißt, daß vornehme Stände ihren Stolz und ihre Vorurtheile haben, wie die geringen; daß der Vornehmere größern Geldaufwand zu machen genöthigt ist, als der Geringere. So geschieht denn, daß die mit möglichster Unklugheit erzogenen Handwerkstöchter für höhere Stände zu arm, und für Ihresgleichen zu vornehm sind. Sie haben, statt des besten, das schlechteste Loos. Sie verblühen entweder unvermählt, verlassen, oder haben eine unglückliche Ehe.

Die Nachäffung höherer Stände, der unverhältnißmäßige Aufwand der Handwerksleute, das hochmüthige Streben, in andern Ständen zu glänzen, ist die Ursache, daß so viele Personen heutigen Tages bei ihrem Gewerbe zu Grunde gehen, und zu unredlichen Mitteln greifen müssen. Die Beständigkeit der Alten fehlt, daher hat das Handwerk keinen goldenen Boden mehr, wie vor Alters. Nicht der Stand ehrt den Mann, sondern der Mann muß den Stand ehren. Es ist kein Stand, worin es nicht verachtungswerthe und verachtete Menschen gibt; so im geistlichen, wie im weltlichen; so im Lehr-, wie im Wehrstande; so unter Edelleuten, wie unter Bauern. Wer in seinem Fache der Beste ist, dem erwirbt sein Stand bei Hohen und Niedern die meiste Ehre, von Gott den meisten Segen. Aber Unsegen ruhet auf Hochmuth, Lust am Müßiggang und Sittenlosigkeit.

Willst du nun in den Verhältnissen, worin dich Gott versetzt hat, Ruhm, Wohlstand und häusliches Glück gewinnen: so schäme dich nicht deines Standes, sondern deiner Eitelkeit, deiner Großthuerei, deines Müßiggangs, deiner Ungeschicklichkeit neben Andern. Lerne alle Vortheile deines Berufes kennen, und treibe ihn mit solchem Fleiße und solcher besondern Sorgfalt und Fähigkeit, daß dich Keiner

darin übertreffe. Gab dir Gott besondere Verstandeskräfte, so beweise sie in Vervollkommnerung deiner Arbeiten. Bist du dahin gekommen, daß du den Besten in deiner Kunst gleich stehst, wirst du nicht geringern Verdienst haben, als sie. Aber dein großes Bestreben soll sein, durch Forschen und Nachdenken und ämsiges Schaffen endlich auch diejenigen zu übertreffen, welche bisher das Beste geleistet haben. So ehrest du deinen Stand, und er gibt dir mit reichem Wucher die Ehre zurück, die du ihm erwirbst.

Dann wird nie das niederträchtigste aller Laster bei dir erwachen, der Neid — der Handwerks- und Brodneid, welcher zu unsäglichem Verdruß und zu dem traurigen Verderben des Gemüthes führt. Wen Gott segnen will, dem sollst du es nicht mißgönnen. Wenn Kunst, Geschicklichkeit und Fleiß dich aber in den Stand setzen, den Beneideten in Güte und Preis der Waare zu übertreffen: dann hört er auf, für dich beneidenswürdig zu sein; du wirst es selber.

Das zuverlässigste Mittel, den schändlichen Brod- und Handwerksneid von sich zu verbannen, besteht neben der Verbesserung eigener Geschicklichkeiten in der Einfalt der Sitten, Eingezogenheit des Wandels, Genügsamkeit mit Wenigem, Vermeidung alles Entbehrlichen. Nur so wird Wohlhabenheit gewonnen. Prahlerei macht lächerlich; großer Aufwand, der unsere Einnahme übersteigt, macht verdächtig; Betrügerei macht verächtlich. Aber eingezogen und sparsam leben, erwirbt Vertrauen; wenig ausgeben und viel verdienen, bringt Ehre; einfaches Hausgeräth, geringe Kost machen keine Schande, wohl aber unbezahlte Schulden und rückständige Zinsen. Schöne Kleider nach dem neuesten Geschmack verschaffen kein Ansehen; aber der Ruf von deiner Häuslichkeit, von dem stillen Wachsthum deines kleinen Vermögens erwirbt dir Zuversicht und Hochachtung bei den Leuten. Mancher, der seinen Stand verlassen hat, um zu glänzen, ärntet überall Achselzucken; wer sein Geschäft aber recht führt, so gering es auch gelten möge, hat vor dem Könige und Bauern Lob.

Nähre und kleide dich und die Deinigen deinem Stande gemäß; nicht deinem Stande, sondern deinen Einkünften,

nicht deinen Einkünften, sondern deiner höchsten Nothdurft gemäß. Denn wer ausgibt, was er einnimmt, ist Bettler, wenn die bösen Tage eintreten. Erziehe deine Kinder in Verständigkeit, Sitteneinfalt und Gottesfurcht. Warne sie vor der Gefahr, sich über ihren Stand zu erheben. Reichthum ist nirgends wohlfeil; aber in jedem Stand wird er durch Mäßigkeit, Arbeitsliebe und treue Redlichkeit zuwege gebracht. Halte deine Kinder einfach. Härte sie früh durch nützliche Arbeiten ab, ohne deswegen die Ausbildung ihres Verstandes durch Erlernung nützlicher Kenntnisse zu versäumen. Denn der Unwissende bringt es in keiner Kunst weit. Gib deinen Kindern kein bequemeres und behaglicheres Leben bei dir im Hause, als sie dereinst selbst im Stande sein werden, sich durch Mühe und Arbeit zu verschaffen. Wohl Alle, die es in deinem Stande jemals zum meisten Vermögen und Ansehen gebracht haben, lebten in früher Jugend dürftig, mußten sich unter großer Noth emporarbeiten, und stärkten eben damit ihre Kraft zum Mühsamsten und Schwersten.

Die Grundlage aber zu Allem ist Gottesfurcht. Ohne frommen Sinn, der in der Noth auf den Vater im Himmel hofft, im Wohlstand den Segen des Ewigen erkennt, ist alle Mühe und Arbeit eitel. Wo man noch den Handwerksmann in der Woche von der Frühe bis zum Abend in der Werkstatt, am Sonntag in der Kirche sieht, im Wirthshause und Tanzsaal selten; wo noch Ehrlichkeit über Klugheit geht: da wird man wenig von Armuth wissen, und von keinen davon gelaufenen Betrügern hören.

Bete und arbeite! — Wo Gottesfurcht fehlt, kehrt die Menschenfurcht ein. Da ist aller Fleiß ohne Lohn, und alle Geschicklichkeit ohne Vortheil. Was die Hand erwirbt, verzehrt das Laster. — Die Halbwisserei, die falsche Aufklärung, das Gelehrtthun der Handwerker endet gewöhnlich im Schuldthurm, oder auf der Landstraße am Bettelstab. Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen; Gottesfurcht aller Weisheit Anfang und Krone; sie bewahrt uns in Mäßigung, Treue und Redlichkeit; sie führt uns wohlwollend zu allen unsern unglücklichen Brüdern, ihnen nach Kräften beizustehen; sie gibt uns bei saurer Mühe

Kraft und Muth; im Leiden ein freudiges Herz; im Sterben eine selige und gewisse Hoffnung zum ewigen Erbarmer. O, was ist aller Reichthum der Welt, alles Ansehen vor den Menschen gegen diese Hoffnung. Auch mir, auch mir, mein Gott und Herr, verleihe sie durch Jesum Christum, Deinen geliebten Sohn! Amen.

XXXV.

Parteiischer Sinn im alltäglichen Leben.

..tth. 12, 23. 24.

Der Gottheit Ebenbild und Lehrer,
Du, Licht und Wahrheit, Jesus Christ!
Du einzig würdiger Verehrer
Deß, der sein wird, war, und ist!
Du Dulder Aller, gib den Geist
Der Lieb' uns, die uns lieben heißt.

Kein Erdensohn hat andre Pflichten,
Als seinem Lichte treu zu sein.
So mög' er denn sein Werk verrichten
Und seinem besten Ziel sich weih'n;
Ein Jeder thue recht vor Gott,
Nicht für der Menschen Lob und Spott.

Verblendet sind, die Andre richten,
Verdammen da, wo Gott verschont;
Die Tugend und die Einfalt richten,
Die Gott vielleicht mit Ehren lohnt.
Wer Richter Anderer will sein,
Der sei erst selber gut und rein.

«Ist dieser nicht Jesus von Nazareth, des Zimmermanns Sohn?" — fragte einst das jüdische Volk, als es von den Wunderthaten des Messias Augenzeuge war, und sich kaum überzeugen konnte, daß ein wohlbekannter Sterblicher, der doch geringen Herkommens sei, mehr sein und

verrichten könne, als der Vornehmste oder Weiseste im Lande.» Ist dieser nicht Davids Sohn, des Königes?» sprach zu andrer Zeit das Volk, begeistert durch seine Thaten. Aber die Pharisäer, da sie es hörten, sprachen: Er treibt die Teufel nicht anders aus, denn durch Beelzebub, der Teufel Obersten. Matth. 12, 23. 24.

Bei diesen ungleichen Urtheilen über den Erlöser, der doch in allen seinen Handlungen so unverstellt und offen war, immer die allerreinsten Absichten hatte, müssen wir allerdings über die Engherzigkeit und Selbstverblendung der Leute erstaunen. Sie sahen selten auf die Sache, sondern immer auf die Person, von der sie kam.

Und wie denn, wenn Jesus Christus heute lebte, unter uns lebte: würde das Volk anders über ihn urtheilen? Würden wir, die wir heute stolz sind, ihm anzugehören, seine Person, sein Herkommen vergessen können über das Gute, was er leistete? Prüfen wir uns doch nur selber: wenn wir von Andern reden, es sei im Guten oder Bösen, urtheilen wir immer unparteiisch? Es kann uns lange Etwas vortrefflich scheinen, so lange wir nicht wissen, von wem es gethan worden ist. Kaum aber erfahren wir den Urheber, siehe da verschwindet das unbestochene Urtheil, und die Sache verliert ihren Werth; und wir würden mit dem jüdischen Volk sprechen: Wie, ist er nicht von Nazareth, des Zimmermanns Sohn?

Es begegnet aber auch wohl gebildeten und ungebildeten Personen, daß sie im gemeinen Leben auf einen Augenblick von parteiischem Sinn geleitet werden, und die gute Sache über die Persönlichkeit des Urhebers vergessen. Denn das ist ein großes Uebel, daß wenige Menschen stark genug sind, die ihnen aus frühern Jahren anklebenden Vorurtheile bei sich zu unterdrücken, wenn sie den Werth ihres Nächsten bestimmen wollen. Man kann nicht genug darin auf seiner Hut sein und sich selbst nicht genug bewahren, um aller Parteilichkeit fremd zu bleiben, und die Sache nicht der Person willen zu tadeln oder zu loben.

Meistens tragen zu dieser Bestechung unserer Gesinnungen die allerelendesten Beweggründe bei; ja, was gar nicht ungewöhnlich ist, die Einen können aus derselben

Ursache Jemanden verdammen, aus welcher ihn Andere zum Himmel erheben. Dies ist ein Beweis, wie unweise und folglich unchristlich wir verfahren, wenn wir uns durch Nebendinge bewegen lassen, etwas gut oder schlecht zu finden, je nachdem wir wissen, von wem es herrührt. Zuweilen ist schon genug, daß er ein Mensch von niedrigem Stande und gemeiner Herkunft sei, um auch das Verdienstliche, was er thut, zu verachten. Er ist ja nur des Zimmermanns Sohn! sprachen die Juden von Jesu. Als wenn das Große und Vortreffliche nur von Leuten geschehen könnte, die hohen und fürstlichen Abkommens wären! Als wenn im Reiche der Geister, als wenn vor dem Herrn der Welt, bei welchem nicht gilt das Ansehen der Person, ganz andere Gesetze statt fänden, wie in der bürgerlichen Gesellschaft. Dies rührt von dem übertriebenen Familien- und Ahnenstolz der Menschen her, und daß man auch an sich unbedeutenden Leuten schon das zum Verdienst anrechnet, daß sie von vornehmen Aeltern, oder einem sogenannten alten Geschlecht entsprossen sind. Wahrlich, die Geschichte des menschlichen Geschlechts, hat uns genug belehrt, daß das Herrlichste und Beste, was jemals auf Erden und zum Wohl der Völker geschah, am wenigsten von Fürstenkindern, oder Leuten von berühmter Herkunft, sondern meistens von vorher unbekannten, geringen Personen erfunden und verrichtet worden ist. Zu anderer Zeit, bei andern Urtheilern, kann hingegen eben dies ein Grund sein, warum sie das übermäßig vergöttern, was Andere mit vornehmem Achselzucken übersehen.

So geschieht es nicht selten, daß man schon deswegen gegen Leute parteiisch ist, ihre Verdienste gering schätzt, undankbar gegen ihre nützlichen Talente ist, sie überall ausschließt, verkennt und zurücksetzt, weil sie Fremdlinge sind und nicht Eingeborne des Vaterlandes; während gleiche Ursache bei Andern wieder bewirken kann, Alles zu preisen, weil es nicht von einem Mitbürger, sondern von einem Fremden gethan ward. Vielen scheint, was aus der Ferne kommt, das Vorzüglichste; sie sind blind gegen das Einheimische und dessen Werth. Sie zahlen das Doppelte für das aus entlegenen Gegenden Gekommene, welches sie

um geringern Preis eben so gut oder besser von inländischen Handwerkern und Künstlern erhalten könnten. Was sollen wir zu dieser im alltäglichen Leben so alltäglichen Thorheit sagen? Wie Wenige sind von derselben ganz frei! Aber ist es nicht weiser und guter Menschen Pflicht, solche Verblendung von sich abzuhalten, die nicht selten zu Ungerechtigkeiten gegen Andere, wie zu unserm eigenen Schaden verleitet?

Ist er nicht von Nazareth, des Zimmermanns Sohn? sprachen die Juden. — Aber wir thun noch heutiges Tages gar gewöhnlich ähnliche Fragen, wenn wir vernehmen, wie Dieser oder Jener durch seine Arbeiten Nützliches stiftet und Ruhm erwirbt, den wir von seinen jüngern Jahren her kennen, den wir ehemals mit seinen mancherlei Schwachheiten und Uebereilungen bemerkten; oder der wohl gar zu unsern Bekannten und Freunden noch jetzt gehört, wo wir hin und wieder Anlaß zu haben glauben, gewisse Nachlässigkeiten oder Handlungsarten an ihm zu tadeln, die mit dem Ruhm seines Werks im Widerspruch zu stehen scheinen. Es kann gar oft der Fall sein, daß wir uns klüger dünken, als unser Bekannter und Freund; aber, wenn wir ihm vorzügliche Verstandesgaben nicht abläugnen können, sollten wir eben so gut glauben, daß er selbst bei dem, wo wir ihn im Privatleben tadeln, seine wohlberechneten und selbst edeln Absichten habe. Es kann gar wohl sein, daß wir, wie wir ihn aus seinem Umgang kennen, ihn da für eigennützig halten, wo er eben öffentlich das gemeinnützigste Werk unternimmt; daß wir ihn für einen Verächter und Spötter des Guten und Heiligen halten, wo er öffentlich die Schutzwehr des Guten und Heiligen ist; daß wir ihn für klug halten, aber nicht für edeln und frommen Herzens. Aber nie betrügen wir uns häufiger und leichter, als wenn wir das Innerste des menschlichen Herzens nach gesellschaftlichen, äussern Verhältnissen einer Person, nach Reden und Bemerkungen derselben beurtheilen, die bald im Scherz, bald im Ernst, bald aus uns ganz unbekannten Gründen hervorgehen. Den wahren innersten Sinn, das Heiligthum des Gemüths, entschleiern wenige Menschen ohne allen Rückhalt vor Menschen; und oft mag sein, daß

Mancher, um geduldet zu werden, um nicht aufzufallen, weniger edel zu sein scheinen will, als er im Herzen wirklich ist.

Eben diese vertrautere Bekanntschaft und Freundschaft mit Personen, die eine gewisse Achtung erwerben, kann aber oft ganz das Entgegengesetzte bewirken, Begeisterung erwecken, uns zu ihren unmäßigen Lobrednern machen. Wie im ersten Falle oft Neid und Mißgunst uns bethören; wie es uns da heimlich verdrießt, daß einer unserer Bekannten sich also auszeichnet, den wir doch im gemeinen Leben zu übersehen glauben: kann im andern Falle Eitelkeit und Stolz wirken. Wir rühmen, weil der, welcher gerühmt wird, unser Mitbürger ist; von dem ihm ertheilten Lobe soll auch auf uns selbst etwas zurückfallen. Wir rühmen, weil der, welcher gerühmt wird, unser Bekannter, unser Verwandter ist. Seine Ehre machen wir zur unserigen. Wo sind Aeltern ganz frei von Bewegungen der Eitelkeit, wenn es den Ruhm ihrer Kinder gilt? — So wird der eigene Stolz, wie er einmal zum Tadler wird, das anderemal zum Lobredner. Und während die Einen verächtlich fragen: ist er nicht des Zimmermanns Sohn? rufen die Andern: ist er nicht Davids Sohn?

Wenn wir im täglichen Umgang nur auf unsere, über unsere Mitmenschen gefällten Urtheile recht Acht haben, werden wir uns gar selten von Parteilichkeit rein finden. Kleinigkeiten reichen hin, uns zu bestechen. Wir finden schon darum eine Sache gut, weil ihr Urheber eine Person von Jahren ist, die durch ihr Alter ehrwürdig zu sein scheint, während dieselbe Sache von einer jüngern Person weit vollkommner gethan werden kann, und wir dennoch davon kein Aufhebens machen wollen. Zu einer andern Zeit finden wir gerade darum in einer That etwas Unvergleichliches, weil der, welcher sie beging, noch von jungen Jahren ist, während dasselbe auch von ältern Personen und oft trefflicher vollbracht wird. Zuweilen ist es genug, daß ein Mensch ein gewisses Ansehen, einen Namen unter den Leuten habe, um Alles zu preisen, was von ihm herrührt, während dieselbe Sache uns ganz gleichgültig läßt, wenn sie von einer wenig gekannten Person stammt. Zu einer

andern Zeit ist es schon genug für uns, Dieses oder Jenes zu tadeln, sobald wir nur hören, dieser oder jener wohlbekannte Mensch habe es gethan; sei nun auch die Sache an sich so gut, oder die Absicht ihres Urhebers dabei so lobenswürdig sie wolle.

Ja, sogar das zufällige, bloße Aeusserliche der Person kann hinreichen, uns zu parteiischen Richtern derselben zu machen. Sie hat einen Zug, eine Art zu sein, zu reden, zu gehen, die uns mißfällt; sie ist nach unserm Geschmack häßlich, und wir erwarten von ihr nichts Vorzügliches; wir sind zu ihrem Lobe kühl, selbst wenn wir ihre Verdienste nicht wegläugnen dürfen. Oder sie ist schön, gefällig im Umgang, anmuthig im äussern Benehmen; wir können uns nicht erwehren, Alles, was sie redet und thut, für besser als von Andern zu halten. Der einzige Gedanke, diese oder jene Person sei von einer andern Kirchpartei, von einer andern Religion, als wir, bewirkt nur allzuhäufig bei uns Abneigung, Argwohn und Tadelsucht gegen ihre Worte und Werke. Das pöbelhafteste Vorurtheil übt seine Rechte aus über unsere Gesinnung. Man schüttelt den Kopf, man lächelt, sobald die Rede von einem Juden ist bei den Christen, oder bei den Juden von einem Christen. Der Katholik beschränkt gern das Lob, wenn es ihm ein lobenswerther Protestant abzwingt; und dieser ist wieder ungerecht genug, ein Herz minder zu ehren, weil es in der Brust eines frommen Bekenners der römisch-katholischen Kirche schlägt.

Wir können es nicht läugnen, von dieser Parteilichkeit sind wohl wenige Menschen frei. Aber ist darum die Schwäche und Ungerechtigkeit weniger Schwäche und Ungerechtigkeit, weil ihrer Viele sind, die sie haben? Gehören wir darum nicht zum Pöbel, wenn wir zwar dessen Vorurtheile, aber nicht dessen Kleid tragen? Müssen wir nicht vor dem allwissenden Gott, vor unsern Mitbürgern, vor uns selbst schamroth werden, wenn wir daran denken, aus wie trüben Quellen oft unser Urtheil fließt, wie parteiisch wir richten, während wir uns das Ansehen weiser, wohlwollender und sehr verständiger Leute geben möchten?

Bald ist es Eitelkeit und eingebildetes Wesen, bald

mißgünstiger Verdruß, der uns parteiisch macht; bald Freundschaft, bald heimlicher Haß. Immer ist es unsere Selbstsucht, die uns verführt, hier zu preisen, dort zu schelten, sogar da, wo wir uns stellen, recht unparteiisch gewesen zu sein. Schon eine dunkle Erinnerung, daß Der oder Dieser nicht zu Denen gehöre, die hie und da nicht mit unsern Meinungen übereingestimmt haben, kann uns gegen ihn, gegen seinen Verstand oder gegen sein Herz ungerecht machen. Wer wäre wohl im Stande, alle die geheimen Ursachen zu bemerken oder herzuzählen, die ihren Einfluß auf unser Gutachten äussern? Wie manchmal sind wir nur blinde Nachbeter von Andern! Wie manchmal loben oder tadeln wir bloß deswegen, weil vor uns ein Anderer, und vielleicht nicht aus den reinsten Absichten, sprach, der aber viel bei uns gilt, und dem wir gleichzukommen glauben, wenn wir ihm nachbeten! Wie manchmal verblendete uns schon das Unerwartete, das Ueberraschende, das Neue in seiner Art, um es hoch über Alles, was je geschah, zu erheben!

So sind die Menschen! Aber eben deswegen sind sie nicht die guten, die würdigen, gottgefälligen, welche sie sich bemühen zu sein, oder auch wohl nur zu scheinen. Sie sind Uebelthäter. Parteiisches Urtheil ist parteiische Handlung. Die Ungerechtigkeit unserer Gesinnungen wird zur Ungerechtigkeit unserer Worte und Thaten, ohne daß wir es bemerken und wollen. Damit aber steht die Liebe im Widerspruch, welche Jesus seinen wahren Jüngern und Jüngerinnen empfiehlt.

Durch solchen parteiischen Sinn im alltäglichen Leben wird unsäglich viel Gutes verhindert, das ohnedem geschehen sein würde; unsäglich viel Böses, wider unsere Vermuthung, befördert, das ohnedem verhindert worden wäre. Das elende Vorurtheil, welches uns gegen die Person beherrscht, macht uns abgeneigt gegen die Güte der Sache; und unverständige Vorliebe für einen Menschen verleitet uns, seine Fehler und Irrthümer anzunehmen, als wären es die ersten aller Wahrheiten und Tugenden. Diese Parteilichkeit bewegt uns, bald blindlings Alles gut zu heißen, was eine uns werthe Person unternimmt, um es aus allen Kräften zu

begünstigen, dieweil es offenbar uns und Andern zu entschiedenem Nachtheil gereichen kann; bald wieder uns eigensinnig dem Guten zu widersetzen, was ein Anderer stiften möchte, dem wir nicht wohlwollen, und welches er gestiftet haben würde, wenn wir uns nicht halsstarrig, verblendet von Parteisucht und vorgefaßten Meinungen, seinen Entwürfen entgegengestellt hätten.

Es schmerzt dich bitter, wenn du von Andern mißkannt wirst. Warum verzeihst du dir nun selbst die Ungerechtigkeit, Andere zu verkennen? Wenn du parteiischer Weise verachtet, hintangesetzt, bespöttelt wirst: dich freut es nicht. Warum erlaubst du dir, dich von einer Laune, von einer nichtigen Grille, von einem Vorurtheile in deiner Denkungsart über Andere bestechen zu lassen? — Der Verdruß, der Kummer, welchen du auf solche Weise deinem Nächsten verursachst: glaubst du, Gott fordere dich dafür nicht zur Verantwortung? Das Nützliche und Gute von Unternehmungen, die du aus parteiischer Gesinnung lähmest, das Böse, was du aus persönlicher Vorliebe für Andere begünstigst: glaubst du, der ewige Richter, der dir Verstand und Gewissen gab, werde es dir nicht zur Schuld rechnen? Wahrlich, wer so leichtsinnig über sich selber denkt, wer sich ohne Scheu Alles erlauben mag, was ihm seine Laune, seine persönliche Zu- oder Abneigung eingibt, hat Jesum noch nicht erkannt, noch nicht geliebt. Ohne Ansehen der Person, wie Gott, unser Vater im Himmel, sollen wir das Vortreffliche anerkennen und befördern, bei wem und wie wir es auch immerhin erblicken mögen; mit aller Verläugnung unserer Eigenliebe, unsers Stolzes, unsers Widerwillens sollen wir es: das heißt Menschenliebe, das Gottesliebe, das Nachfolge Jesu Christi unsers Herrn.

Darum, wenn dir der Ruhm eines Geliebten Gottes, ja auch nur der Name eines verständigen Menschen, unter deinen Mitbürgern theuer ist, so laß im gemeinen Leben dir zur Hauptpflicht werden, dich vor Parteilichkeiten und deren Wirkungen zu hüten. Denn die Wirkungen derselben werden niemals gutartig sein können, weil aus dem, was an sich fehlerhaft ist, unmöglich etwas Vollkommenes und Heilbringendes erwachsen kann. Schadet deine Par-

teilichkeit in der That auch keinem Menschen (was du jedoch nie zu verhindern im Stande bist), so schadet sie dir selber. Du verblendest dich gegen die Wahrheit, und gehst als ein Thor geflissentlich in den Irrthum ein, den du bei Anspruch auf Vernünftigkeit oder Rechtlichkeit meiden solltest. Dein ganzes Betragen bekommt durch parteiischen Sinn eine schiefe Richtung, und deine Worte und Thaten werden bald dein Herz, bald deinen gesunden Menschenverstand zweifelhaft machen. Du verkennst niemals einen Mitbruder, ohne Gefahr zu laufen, selber wieder verkannt zu werden.

So sei denn gerecht; und um gerecht zu sein, lerne behutsamer in deinen Urtheilen über den Werth und Unwerth von Menschen und ihren Werken werden. Bewahre dich vor jedem anmaßenden schneidenden Ton. Es verräth Seichtigkeit der Urtheilskraft, wenn man über Alles, ohne weitere Rücksicht, abzusprechen wagt; es verräth ein verdorbenes Herz, eine versteckte Leidenschaft, wer ohne die triftigsten, wohlgeprüftesten Beweggründe in Lob und Tadel freigebig erscheint.

Wir bemerken es an uns selber sogleich, ob wir in unsere Urtheile Parteilichkeit einfliessen lassen. Wir nehmen leicht wahr, wenn dabei Empfindlichkeit, Aerger, Schadenlust oder Freude, Stolz und Rückblick auf unsern eigenen Vortheil statt findet. Zu einem gerechten Spruch gehört ruhige Ueberzeugung; nicht Lebhaftigkeit des Gefühls. Parteiisches Urtheil ist auch höchst selten mäßig, sondern gern übertreibend, es sei zum Guten oder Schlimmen.

Willst du dich vor dieser falschen Richtung des Verstandes, vor diesem offenbaren Selbstbetrug für immer bewahren, so mache dir es zum unverbrüchlichen Grundsatz bei allen Dingen, deren Werth du bestimmen willst, mehr auf die Sache, als selbst auf die Person zu sehen. Kennst du den Urheber der Sache, vergiß ihn; glaube, du wissest ihn nicht, und betrachte bloß das Werk, was er thut oder gethan hat. Maße dich nicht an, über das Verborgene seines Gemüths, über seine Absichten oder Nebenabsichten zu urtheilen — darüber richtet Gott, der Herzenskundige! Das ist des Pöbels untrügliches Kenn-

zeichen, daß er weniger um den innern Werth und die Schätzbarkeit eines Gegenstandes, als um dessen Urheber bekümmert ist; immer neugierig von der Sache hinweg nach der Person schielt, und dann abgöttisch verehrt oder blindlings verwirft. Ist er nicht des Zimmermanns Sohn? Ist er nicht Davids Sohn, des Königes?

Beurtheile nicht jeden Menschen nach dir; halte dich nicht für den Vortrefflichsten, der würdig wäre, in seinen Tugenden und Grundsätzen als Maasstab für Andere zu gelten. Jeder ist in irgend einem Fache gewiß geschickter, besser und vollkommener, gewiß in irgend einer rühmlichen Eigenschaft vorzüglicher, als du. Alle Menschen sind in ihren Tugenden und Mängeln verschieden. Traue daher deinen Mitbrüdern, selbst denen, die dich in wichtigen Dingen oder in Unerheblichkeiten einmal gekränkt haben, irgend einen innern Werth zu; ein Herz, das im Stillen an Gott, an Christo, am Heiligen hängt; einen Sinn, der des Höhern fähig ist, und nicht bloß aus schändlichem Eigennutz handelt. Soll ich dir sagen, wer du selbst bist, der du dich so oft durch kleine Parteilichkeiten hinreissen lässest? — Du bist so gut oder so schlechtherzig als du von Andern meinst, daß sie sind. Du selber bist zu dem Guten unvermögend, dessen du Andere nicht fähig hältst; du selber bist einer Schandthat unfähig, die du bei einem Andern unglaubhaft findest. Mache deine persönlichen Verhältnisse, deine Einsichten und den Grad deiner Klugheit nicht zum Maas, nach welchem du die Handlungsart Anderer richtest. Vieles kann dir an ihnen Widerspruch mit sich selbst und tadelhaft scheinen, was bei ihnen die Frucht besonnener Ueberlegung ist; und Vieles ist die Wirkung deiner Vorurtheile, deiner Geistesschwächen, was bei ihnen eine Erhabenheit und Stärke des Geistes ist, von der dir in deinen engern Schranken sogar die Vorstellung mangelt.

Herr, allwissender Gott, nur allzuoft mache ich mich, voreilig und von unwürdigen Empfindungen hingerissen, solchen parteiischen Sinnes, solchen frechen Urtheils, solcher Verkennung des Nächsten, solcher Verderbung der besten Absichten, solcher Begünstigung schlechter Dinge schuldig; allzuoft noch bewegen mich Eigendünkel, Laune, oder ge-

kränkter Vortheil zu harten und ungerechten Auslegungen fremder Handlungen. Wer bin ich vor Dir, Herzenskundiger, der ich wage, mit liebloser Vermessenheit Richter fremder Gesinnungen und Werke zu werden! — Sünder bin ich; und vor Dir, Allwissender, vielleicht unendlich geringer, als Der ist, den mein parteiisches Herz verlästert oder verachtet.

Herr, mein Gott, laß diese Betrachtungen mir fruchtbar werden zur Besserung, zur stillen Bescheidenheit, zur Liebe, zur Gerechtigkeit gegen meine Miterschaffenen. Amen.

XXXVI.

Einfluß des Gebetes auf die menschlichen Schicksale.

Matth. 7, 7 — 11.

Mit keinem Glück vertausch' ich sie
Die sel'gen, stillen Stunden,
Wo, mit zum Staub gebeugtem Knie,
Ich betend Dich empfunden;
Wo ich mit Thränen vor Dir stand,
Gott, Deine Vaterhuld empfand,
Die Trost ins Herz mir senkte,
Und mich voll Weisheit lenkte.

Du warst mein Gott noch, wenn ich schon
Auch keinen Menschen hatte;
Du bist mein Gott noch, wenn ich schon
Im frommen Kampf ermatte.
Ich bete, und Du gibst mir Rath,
Gibst Stärke mir zur bessern That;
Wo Andre unterliegen,
Macht das Gebet mich siegen.

In den Tagen des grauen Alterthums war unter den Völkern große Ehrfurcht vor denen, die durch Weisheit und Seelengröße vor allen Andern ausgezeichnet waren. Ihr

Rath, der selten betrog; ihre Warnungen, die sich fast immer erfüllten; ihre Enthaltsamkeit, wo sie gleich Andern sich jeder Lust überlassen konnten; ihre Verachtung dessen, wonach gewöhnliche Menschen am begierigsten zu trachten pflegten; ihr ruhiger Ernst, wenn Alles im Taumel des Glücks schwamm; ihr heiterer Muth, wenn Jedermann verzagte: Alles scheint aus ihnen etwas Ueberirdisches zu verkünden. Man glaubte von ihnen, sie ständen mit Gott in unmittelbarer Verbindung; ihnen würde immer das Beste von der Gottheit offenbaret.

Wenn Moses hinwegging in die Einsamkeit des Gebirges, auf den Höhen desselben mit Jehova zu reden, sah ihm mit schaudernder Ehrfurcht das Volk nach. Wenn Israels Heere gegen den überlegenen Feind kämpften, und sie wußten, Moses betete zu Jehova, waren sie ihres Sieges gewiß. Diese unter Juden und Heiden herrschende Meinung vom Umgang ihrer Weisesten mit Gott hatte große Wirkung auf alle Unternehmungen. Darum wurden selbst alle Priester nachher für heiligere Personen geachtet, weil nur ihnen der Gang in das Allerheiligste der Tempel gestattet war.

Ich weiß gar wohl, daß jener Glaube der Alten heutiges Tages von denen als ein frommer Aberglaube verlacht wird, die sich klüger zu sein wähnen. Ich aber finde darin eine Wahrheit, die durch kein Spötteln vernichtet werden kann. Ja, es ist gewiß, die weisesten und erhabensten Menschen der Vorzeit pflogen Umgang mit Gott. Dieser Umgang mit Gott aber machte sie erst erhabener, weiser, vorhersehender, muthiger und unüberwindlicher, als es Andere sein konnten. Und das ist das Herrliche, was Jesus Christus, im ununterbrochenen Umgang mit Gott, auf Erden stiftete, daß er alle Menschen zu Priestern des Höchsten machte, sie alle in den Umgang mit der Gottheit einweihte, um sie alle zu weisen und hohen Menschen zu machen. Aber es ist kein irdischer Umgang mit der Gottheit möglich: denn Gott ist nichts Irdisches. Gott ist ein Geist. Daher steht nur unserm Geiste der Zutritt zur Gottheit offen. Das Gebet des Geistes zum allerhöchsten Wesen ist der Umgang mit demselben. Selbst wenn Menschen mit Menschen umgehen, geschieht es weniger durch die äussern Sinne, als

durch gegenseitige Mittheilung ihrer Geister, das heißt, durch gegenseitige Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen.

Ich weiß gar wohl, daß heutiges Tages Viele sind, denen das Gebet etwas Ueberflüssiges zu sein scheint; die nicht beten mögen, weil sie sich nicht selber für Frömmler halten wollen; die das Beten nur für eine ganz gute Sache für Leute von beschränktem Verstande, oder gar nur für eine Art des Gewerbes geistlicher Personen ansehen. Warum denn beten? sagen sie; mein Gebet ändert im Laufe der Begebenheiten gewiß nicht das Geringste ab. Was die göttliche Weisheit angeordnet hat, erfolgt, und ich werde es mit allen Bitten um das Gegentheil nicht ändern. Was mir nöthig und nützlich ist, verleiht Gott, ohne mein Fordern; er weiß es vorher, ehe ich ihn darum anrufe. Mein Rath, meine Lehre hat auf den ewigen Rathschluß der Vorsehung keine Kraft. Die unendliche Güte Gottes gewährt mir auch das Gute, wenn ich ihn schon nicht darum bitte.

Viele, wenn sie es auch nicht sagen, denken so; Viele, wenn sie in der That auch nicht so denken, und ihr Bewußtsein ihnen von der Wohlthat des Betens etwas ganz Anderes urtheilt, sagen so. Viele könnten schamhaft verlegen werden, wenn man sie fragen würde, ob sie beten. Die meisten aber scheinen die Ueberzeugung zu haben, daß das Gebet wenigstens keinen Einfluß auf den Gang unserer Schicksale habe.

Ich aber weiß, daß das Gebet voll Andacht, daß der Umgang mit Gott den entscheidendsten Einfluß auf die menschlichen Schicksale von jeher gehabt hat, und noch heutiges Tages hat. Ich trage die unzerstörliche Ueberzeugung in mir, daß die eigenthümliche Kraft des Gebetes den ganzen Gang meiner Begebenheiten ändern könne, und zwar immer auf die für mich vortheilhafteste Art. Diese Ueberzeugung ist keine Schwärmerei, sondern entsprungen theils durch das Wort des Weisesten, der jemals auf Erden gewandelt hat, theils durch Betrachtung meiner eigenen und fremden Schicksale.

Würde, wenn solche Ueberzeugung eine Schwärmerei wäre, der Weiseste unter den Kindern des Staubes, Jesus Christus, uns das Beten empfohlen haben? Wußte

er nicht eben so gut, als die Klüglinge unserer Zeit es wissen, und sagte nicht auch er schon: Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet? — Und dennoch empfahl er das Gebet! Dennoch sprach er: Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfängt, und wer suchet, der findet, und wer da anklopfet, dem wird aufgethan. Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um Brod, der ihm einen Stein bietet? Oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? So denn ihr, die ihr arg seid, könnet dennoch euern Kindern gute Gaben geben; wieviel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten? Matth. 7, 7 — 11.

Ich glaube deswegen nun freilich nicht, daß mein Gebet Wunder wirke, und übernatürliche Dinge hervorbringe. Es bewirkt allerdings viel Ausserordentliches, aber auch das Ausserordentliche ist natürlich, und selbst das Natürliche ist für uns wunderbar; denn wer begreift es? — Ich glaube auch nicht an plötzliche Erhörungen meines Gebetes. Zwar oft finden sie statt; oft erst spät; immer aber zur besten und rechten Zeit, die ich selber zu bestimmen nicht Einsicht genug habe. Darum lasse ich den Willen des Allwissenden walten, und verharre vertrauensvoll. Aber dann bete ich nicht mit kindischem Eigensinn, als könne mir durchaus nichts Anderes nützlich sein, als das, um welches ich bitte. Welche Thorheit, daß des Menschen Einsicht Gottes Einsicht übertreffen wollte! Doch offenbare ich ihm gern die leisesten meiner Wünsche. Es thut so wohl, sein Herz vor einem Vater ausschütten zu können. Aber, wenn diese Wünsche denn auch nicht immer erfüllt werden, ja, wenn oft das Gegentheil von denselben eintrifft — dennoch fühle ich mich von Dankbarkeit durchdrungen. Denn ich habe es in der Folge nur zu gut erfahren, daß oft eben das Gegentheil von dem, was ich bat, wirklich mein und der Meinigen wahres Beste gewesen ist. O, ich weiß gar wohl, meine Wünsche waren manchmal auch Wünsche der Eitelkeit, der Bequemlichkeit, einer Herzensverwöhnung! Darum, so oft ich bete, setze ich gern die Worte meines

Jesu hinzu: doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst, mein Vater! — Und ich ende dann mein Gebet nicht mit einer starrsinnnigen Erwartung, so, nicht anders, müsse es nun kommen; sondern mit kindlichem Vertrauen, der Vater wird das Beste geschehen lassen. Ich verlasse mich zuversichtlich auf meinen Gott.

Bei dem Allem jedoch ist nicht minder wahr und gewiß, daß mein Gebet einen großen, entscheidenden und vortheilhaften Einfluß auf mein und Anderer Schicksal hat. Dies ist kein Widerspruch mit dem Vorigen.

Denn so oft ich mich dem allmächtigen Gott im Geiste und im Gebet nahe, wird meine Vorstellung von seiner Macht und hohen Gerechtigkeit ungleich lebendiger und heller, als wenn ich derselben im Geräusche des Lebens nur oberflächlich gedenke. Meine Zuversicht erhöht sich. Ich wage nicht, etwas Ungerechtes von dem Allergerechtesten zu begehren. Ich fühle, zu dem, was gerecht und gut ist, wird er mir, wenn ich es ernstlich will, Kraft geben. Vereint mit ihm, vertrauensvoll auf ihn, wird mir das Schwierigste leicht, das Unmöglichscheinende möglich. Das Bewußtsein von der Unschuld und Gerechtigkeit meines Vorhabens, klarer als je, wenn ich vor Gott stehe, erfüllt mich mit Riesenkraft; das Zutrauen, er werde mich segnen, er mit mir sein, erfüllt mich mit einem unbezwingbaren Muth. Und dieser feste Glaube, diese eherne Zuversicht, die nur dem Gebet entquellen kann, wie oft half sie dem Schwachen siegen?

Was der Mensch durch Bewußtsein einer gerechten Sache, durch Kraft des Glaubens auszuführen vermag, grenzt an das Unglaubliche und Wunderbare. Kunst und Geschicklichkeit vermögen viel, Klugheit, Schlauheit, Reichthum, Uebermacht vermögen viel. Aber die Gewalt eines großen Willens, der aus Rechtgefühl und Großmuth hervorgeht, zerreißt wie ein Spinnengewebe Alles, was Geschicklichkeit und Kunst, Klugheit und Schlauheit ersannen, Geld und Uebermacht ausführten. Dies seelerhebende Rechtgefühl, diese Zuversicht: Gott ist mit dir! entsteigt aber nur der Inbrunst des Gebetes.

Wisset ihr nicht aus den Geschichten euerer Vorwelt,

wie mancher unbekannte, furchtsame Sterbliche gestärkt durch das Gebet aus der Dunkelheit entschlossen hervortrat, und die gerechte Sache gegen Völker und Thronen siegreich machte? Gott mit mir! dachte er: Wer will wider mich sein? Und mit ihm war Gott. Wisset ihr nicht, wie mehrmals geschah, daß ein unbedeutender Mann, ohne Rang, ohne Vermögen, ohne Einfluß, ohne andere große Verbindungen, als seine Verbindung mit Gott im Gebet, zur Ausführung irgend eines weitläufigen und schwierigen Werkes, zu gemeinnützigen, wohlthätigen Zwecken geschritten ist, und daß es ihm, allen Hindernissen zum Trotz, gelang? Woher nahm er die Kraft? Aus dem Willen. Woher den mächtigen Willen? Aus der tiefen Ueberzeugung des Rechtlichen seines Vorhabens. Woher die Ueberzeugung? Aus dem Gebet vor Gott, in dessen Gegenwart sich alle seine Vorstellungen geläutert hatten, und sein Vertrauen erwuchs. Wisset ihr nicht, daß mehrmals ein kleines Heer, vielleicht muthlos und schon oft geschlagen, einem an Waffen, Volk und Kriegskunst weit überlegenen Feind im Schlachtfelde gegenüberstand? Es zitterte vielleicht um seine gute Sache, und sah den Untergang unvermeidlich. Feierlich war der große Augenblick, wenn Feldherrn und Soldaten betend auf ihre Knie niedersanken, und im Angesicht des Feindes das Gemüth voll Inbrunst zu Gott erhoben, und der Donner des feindlichen Geschützes ihre Andacht nicht stören konnte. Und sie standen vom Gebet auf. Nun waren sie andere Menschen. Die Begeisterung der Zuversicht strahlte aus ihren Geberden. Kaltblütig, ohne Todesfurcht, rückten sie vor. Mit mir ist Gott! rief es in jedem Einzelnen. Gott war mit ihnen. Jeder ward ein Held. Was sind todte Maschinen gegen Gewalt des menschlichen Willens? Nicht ungeheure Körpermassen, sondern der Geist thut das Große im Leben. Es kam der Sieg der Schwachen über die Starken; und der Sieg ging aus dem Gebet hervor.

Zweifelst du noch, Zweifler, an dem Einflusse des Gebetes auf die Schicksale der Menschen und Länder? Ohne das Gebet würde der Sieg gefehlt haben; ohne das Gebet der Muth des frommen Armen zur großen, gemeinnützigen Unternehmung; ohne das Gebet die Entschlossenheit des

unbekannten Mannes, aus der Dunkelheit hervorzutreten, Recht und Wahrheit vor Völkern und Thronen zu retten.

Das Gebet, dieser Umgang des menschlichen Geistes mit dem Geiste aller Geister, führt uns, wenn ich so sagen darf, jedesmal auf die höchsten Höhen des Lebens, von denen herabgesehen alles Irdische kleinlich, alles Sündliche und Unbillige verächtlich wird. So wie der Mensch im Umgange mit guten und weisen Menschen selbst besser und weiser wird: so heiligt sich sein Gemüth im Umgange mit dem Allerheiligsten. Man kann nicht mit Wahrheit und vollkommener Andacht beten, wenn man sich nicht von der Majestät und Heiligkeit Gottes bewegt fühlt. Wer aber die Heiligkeit des höchsten Wesens empfindet, kann sein Gemüth nicht sogleich dem Unreinen weihen. Der kann nicht mit Innigkeit und Wahrheit beten, der seinen Nächsten hassen und doch zum Gott desselben beten will. Der kann nicht beten, der mit Betrug gegen Andere umgeht, und doch zum Allwissenden beten will, welcher Abscheu vor aller Falschheit hat. Der kann nicht beten, der das irdische Wohlsein, Vermögen, Ehre, Ansehen, Genuß von menschlicher Freundschaft und Liebe dem Göttlichen vorziehen möchte, das in ihm sein soll. Er kann nicht zweien Herren dienen, Gott und seinem irdischen Mammon oder Lieblingswunsch. Er kann nicht beten, sondern nur Worte machen mit halber Andacht, weil er noch mit halbem Gemüth am Zeitlichen hängt.

Die Flamme der Andacht läutert unsere Wünsche. Im Umgang mit Gott werden sie göttlicher. Das Irdische verliert da allen Werth gegen das Himmlische, und vor dem höchsten Seelengut verschwindet, wie nichts, das liebste Erdengut. Daher tritt der Beter oft mit ganz andern Urtheilen über das, was er vorher wünschte, aus dem Gebet zurück. Er sieht ein, daß das, wonach er trachtete, nicht das Alleredelste war, was er sich wünschen sollte. Er verliert nun selbst die Lust daran, weil er nicht mehr das Vertrauen dazu hat, daß ihn dies allein beglücken, oder Gott ihm zur Erlangung desselben beistehen werde. Er ändert seine Maasregeln, weil ihm das vormals Wichtige in der Nähe Gottes klein und verächtlich geworden ist. Und wie er seine Maasregeln ändert, ändert er mit ihnen den Gang seines

künftigen Schicksals. Mit der Wahl eines vortrefflichen Zieles zieht er ein vortrefflicheres Loos. Er wird größer, er wird weiser, er wird glücklicher; denn nicht Thorheit macht glücklich, sondern Weisheit. Und diese ward ihm durch den Einfluß des Gebetes.

Ja, so sehr kann der Umgang mit Gott den Geist erheben, daß nicht nur ein einzelnes Lebensgut, sondern das ganze Leben selbst klein und unbedeutend neben dem Göttlichen wird, dem wir nachringen sollen. Christus betete in Gethsemane, und ging unerschrocken vor die Richterstühle und zum Kreuzestod. Stephanus, vom wüthenden Pöbel gesteinigt, bekannte die Wahrheit Jesu muthvoll. Er betete, und starb in heiligem Entzücken. Wie er, thaten hundert und hundert von Bekennern des Heilandes nach ihm. Es erstaunten die Juden, es erstaunten die Heiden über den Heldensinn dieser Tugendhaften. Die Todesverachtung derselben erregte Mitleiden, Bewunderung, Nachdenken. Man forschte tiefer nach; denn so kann kein Irrthum begeistern. Und die Forscher wurden Bekenner. Und das Reich Jesu breitete sich siegend aus, und mit dem Sturze heidnischer Tempel verwandelten sich Sitten und Schicksale der Nationen.

Was uns die Eigenliebe oft wünschenswerth macht, hört es auf zu sein, wenn wir es im Gebete Gott vortragen. Da, in der Nähe seiner Heiligkeit, erröthen wir selber über den selbstsüchtigen Wunsch. Das Gebet heiligt uns. Gibt uns überdem das Gewissen auch vor Gott noch ein gutes Zeugniß, dann stärkt es uns mit Kraft und Zuversicht, und beruhiget uns über das Gelingen. Die Ruhe macht uns besonnener. Wir hüten uns wohl, durch unbedachtsame Uebereilungen, zu denen wir vielleicht schon geneigt wären, und wozu uns eine Begeisterung verleitet haben könnte, das Gute zu verderben, was wir vor Gott als gut erkannten.

Wir hüten uns, durch Heftigkeit, Zorn und andere Arten der Leidenschaftlichkeit das zu beflecken, was im Gebet vor Gott zu einem Heiligthum geworden ist. — Diese Vorsichtigkeit ist die Frucht des Gebetes; wir würden ohne Gebet nicht zu dem Grade von Zuversichtlichkeit, ohne Zuversichtlichkeit nicht zu solchem Grade von Ruhe gelangt sein, mit der wir nachher zu Werke schritten.

In einer Aufwallung des Gefühls kann man zuweilen viel leisten; aber dergleichen Begeisterung ist vorüberfliegend. Das Gebet dagegen bringt meistens, statt des Aufloderns der Empfindungen, den stillen Ernst anhaltender Entschlossenheit hervor.

Da nun der größte Theil von den Schicksalen, welche wir erleben, die Folgen unsers eigenen, weisen oder unweisen Denkens und Thuns sind; da Weisheit und Herzensgüte ganz andere Schicksale bereiten, als Unüberlegtheit, Wankelsinn und Gemüthsschlechtigkeit; da das Gebet, der Umgang mit dem höchsten Wesen, die Seele heiliget, erhebt, mit Zuversicht und Ruhe erfüllt: so ist der Einfluß des andächtigen Gebetes ohne Zweifel auf den Gang menschlicher Schicksale der entscheidendste und wohlthuendste. Es läßt sich mit Zuversicht behaupten, die Schicksale vieler berühmten Männer, die Schicksale unserer persönlichen Bekannten würden durchaus von ihren jetzigen verschieden gewesen sein; diese würden in vielen Dingen anders gehandelt haben, wenn sie hätten im Geist und in der Wahrheit beten, das heißt, ächt religiös sein können.

Von dieser Ueberzeugung voll, will ich denn nun keine bedeutende Unternehmung anfangen, ohne mich deswegen vorher im Gebete zu Gott gewendet zu haben. Da, im Angedenken seiner Vollkommenheit, und daß er nur ein Gott des Guten und Gerechten, kein Gott des Sündlichen ist, werden sich meine Wünsche von aller Unlauterkeit befreien; da wird mein Gewissen mir lauter sprechen, als im Gewühl des Lebens, wo ich bei der Unternehmung vielleicht mir und Andern durch Unüberlegtheit oder Leidenschaftlichkeit Verderben zu bereiten Gefahr laufe; da wird sich erst meine Ueberzeugung befestigen, und mit Zuversicht auf Gottes Beistand mein gelassener Muth erheben.

Es geschieht keine That, sie ist von Ewigkeit her in der Verkettung der Dinge vorhergesehen worden. Auch das Gebet ist eine That, eine der heiligsten und erhabensten, welcher der Mensch fähig ist; es ist ja ein Annahen zu Gott. So ist denn auch das Gebet in das große Gewebe der Schicksale eingeflochten, und mit dem Gebet alle Folgen desselben.

Bloß künstliche Einbildungen erzwingen das nicht, was Inbrunst des Gottanrufens vermag. In jenen täuschen uns oft überspannte Hoffnungen und Blendwerke der Eigenliebe über die wahre Beschaffenheit der Sachen. Im Gebet aber redet das Gewissen; es zeigt dem Beter, wo er das Ungeziemende, das mit Leichtsinn Gewagte will. Es sondert von uns ab, was nicht rein ist, und gibt uns erst Kraft, wenn die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit und Güte unserer Sache in Gegenwart des allwissenden Gottes klar ist und fest.

Ja, ich will beten! Die Macht des Gebetes ist kein leerer Wahn. Du selbst, mein Heiland, mein Jesus, hast mich es geheißen; Du selbst hast für mich gebetet, und Deine Bitte für das Geschlecht der sündigen Menschen ward uns ein ewiger Segen. Ich will zu Dir beten, mein himmlischer Vater, und will bitten, Du wirst mir geben. Ich will bei Dir suchen, und ich werde bei Dir finden. Woher sollte ich Muth nehmen, wenn Du meine Zuflucht nicht wärest? woher Trost in meiner Bangigkeit, wenn Deine Barmherzigkeit ihn mir nicht reichte? Wenn mich das Leben bedrängt, Du bist meine Zuflucht! Wenn die Versuchung zum Ungerechten allzugewaltig wird, ich will beten und mich in Dir heiligen. Amen.

XXXVII.

Die Blinden und Taubstummen.

Matth. 9, 27—33.

Wenn wir vor Begierde brennen,
Und den Engeln gleich uns freu'n,
Wo wir Andern helfen können,
Andern unser Leben weih'n;
Wenn wir Taube zwar nicht hören,
Aber Dich, Gott, kennen lehren;
Blinden zwar nicht das Gesicht
Geben können, doch Dein Licht:

Welch ein Heil, Gott, schon auf Erden,
Engeln an Vollkommenheit
Immer ähnlicher zu werden,
Aehnlich einst der Seligkeit!
Laß uns nicht in eiteln Träumen
Dieses große Heil versäumen;
Lehr' uns Deine Wege gehn,
Einst, wie sie, Dich auch zu sehn.

Als Jesus Jairi Tochter aus den Armen des Todes wieder erweckt hatte, und das ganze Land voll des Rufes seiner Wunderkraft ward, folgten ihm auch, wie der Evangelist Matthäus 9, (27—33.) erzählt, glaubensvoll zwei Blinde nach, die schrien und sprachen: Ach, du Sohn Davids, erbarme dich unser! Und da er heimkam, traten die Blinden zu ihm. Und Jesus sagte zu ihnen: Glaubet ihr, daß ich euch solches thun kann? Da sprachen sie zu ihm: Herr, ja. Da rührte er ihre Augen an, und sprach: Euch geschehe nach euerm Glauben! und ihre Augen wurden geöffnet. Christus befahl ihnen, zu schweigen von dem, was er ihnen gethan. Er forderte keinen Ruhm, kein Lob, keinen Dank. Aber vergebens. Die entzückten, sehend gewordenen Blinden verkündeten im ganzen Lande die Wunderthaten des Heilandes, die er durch Gottes Kraft an ihnen verrichtete. Da brachte ihm das Volk einen Menschen, der war, wie der Evangelist nach damaligen Begriffen der Leute meldet, stumm und besessen vom Teufel. Denn was in jenen frühern Zeiten, wo noch viel Aberglauben und Unwissenheit herrschte, irgend Böses in der Natur oder irgend unerklärlich Krankhaftes an Menschen gefunden wurde, pflegte man den Einwirkungen des Teufels zuzuschreiben. Auch noch heutiges Tages haben wir viele der nämlichen Krankheiten, die damals herrschten; aber weil man sie sich gegenwärtig besser erklären kann, hält man sie keineswegs mehr für die Frucht teuflischer Besitzungen. Sogar Nachtwandler und Mondsüchtige, die mit geschlossenen Augen umhergehen, und im Schlafe alle Geschäfte, auch die schwierigsten, oft glücklicher als im Wachen, verrichten, wurden

damals für Besessene gehalten, und sie heilen, hieß eben so viel, als den Teufel von ihnen austreiben zu können. Matth. 17, 14—21.

So ward denn auch der Teufel von jenem Stummen ausgetrieben, das heißt, Jesus heilte ihn von seinen Gebrechen, und alles Volk verwunderte sich, und sprach: Solches ist noch nie in Israel gesehen worden.

Waren nun die Blindgebornen, die Tauben und Stummen ein so besonderer Gegenstand des Erbarmens für unsern Herrn: warum sollten sie es weniger für mich sein? Ist er nicht in aller Tugend mein Vorbild? Bin ich nicht in jeder heiligen That zu seinem Nachfolger geweiht?

Wenn ich nur daran denke, wie viele Tausend Freuden der Blindgeborne entbehren muß, die mir ungerufen von allen Seiten in die Seele strömen! Ach, für ihn schmückt sich die Natur heute vergebens mit ihrem ganzen Blumenschmuck. Für ihn kleiden sich vergebens Thal und Hügel, Wald und Wiese in ihr leuchtendes Grün, und vergebens strahlen Abends und Morgens die Gewölke vom feurigen Golde. Warum führet ihr ihn hinaus in die reizendsten Gärten, wo euere Blumen in den Beeten mit tausendfach ändernden Farben prangen; er sieht sie nicht.

Von Kindheit an entbehrt er. Das blinde Kind steht einsam, in ewige Finsterniß verstoßen, und kann sich nicht mit Gespielen freuen, wie die andern. Es hört jauchzen, und kann nicht mitjauchzen. Es vernimmt von ihren Spielen, und kann sie nicht mitspielen. Es hat Aeltern, es hat Geschwister, und kennt sie kaum. Stehen sie einen Schritt von ihm entfernt, so hat es sie verloren. Aller Ersatz, welchen ihr dem armen Kinde geben wollet, ist für seinen Verlust zu klein. Selbst was ihr ihm gebet, es nimmt es, und erblickt es nie.

Und je älter es wird, je empfindlicher wird sein Unglück, je größer die Zahl seiner Entbehrungen. Ihr tretet frei und unabhängig ins Leben hinaus; der arme Blinde bleibt immer, wie in den ersten Jugendtagen, der Aufsicht, Leitung und Pflege Anderer bedürftig; immer ist er von Gefahren umringt, vor welchen man ihn beschützen muß. Er möchte arbeiten, nützlich sein, und kann es nicht. Was

sollte er erlernen, welche Kunst könnte er treiben, wer will sie ihn lehren? Ihr schliesset Freundschaften; ihr sehet das Lächeln euerer Geliebten; ihr leset euer Glück in fremden Augen. Der Blinde ist einsam, wie ein Verstoßener, und in die Freundschaft für ihn mischt sich die Regung des Mitleids. Er hört von Gott, von den Wundern des Allmächtigen. Ihr redet ihm von der Pracht eines hellgestirnten Himmels, von dem Glanze und den unermeßlichen Fernen jener Welten. Umsonst. Ewige Finsterniß bedeckt sein Auge; er hat von der Herrlichkeit seines Gottes nur dunkle Vorstellungen. Aus seiner langen Nacht wird nie eine Sonne hervorgehen.

Und doch ist er noch reich und glücklich zu preisen an der Seite des Taubstummen. Denn obwohl dieser das Tageslicht erblicken kann, ist ihm doch viel Köstlicheres, als Alles, entzogen, die Sprache, diese Mittheilungsgabe der Seelen. Er sieht die Pracht der Natur, aber für ihn ruht sie im ewigen Schweigen des Todes verloren. Der Strom rauscht vergebens, der Donner hallt umsonst am Gebirge; keine Stimme dringt bis zu ihm. Er sieht die Sterne des Himmels leuchten; aber wer deutet ihm ihre Bestimmungen, und erklärt ihm ihre Fernen? Wer sagt ihm von dem Dasein Gottes, seines Schöpfers, von dessen Macht und Weisheit und Erbarmen? Ach, nur dunkele Ahnungen erheben sich darüber in seinem Gemüthe, und er kann sie nicht aussprechen, und sie Keinem verständigen. Er sucht seinen Gott, den Urheber aller Dinge; ach, und die ganze Welt schweigt gegen ihn. Wo soll er ihn finden und verehren? Auch für ihn starb Jesus den Opfertod am Stamm des Kreuzes; er erfährt es nicht. Die ganze Menschheit ist für ihn nicht älter, als er selbst ist; er weiß von keinen vorhergegangenen Jahrtausenden und den Schicksalen seiner Vorfahren; er weiß nicht, woher Alles kam und geworden ist, wie es nun ist, und begreift nicht, was daraus werden wird. — O der beklagenswürdige Unglückliche! Niemand klärt seine verworrenen Vorstellungen auf, und berichtigt die Urtheile seines Verstandes. Das Weltall, wie sein eigenes Leben, bleiben ihm ein unauflösliches Räthsel. — Selbst das freundliche Wort seines

Vaters dringt nicht zu ihm. Umsonst koset ihn die Mutter mit schmeichelnden Namen; er hat nie den rührenden Ruf der betrübten Mutter vernommen. Er, wenn er leidet, muß sich selber trosten; Keiner kann ihm Trost geben, und die Stimmen der Freundschaft gehen an ihm vorüber, als wäre er nicht zur Gegenliebe geboren. Das große All der Welt ist ihm nur ein stilles, glänzendes Grab; das Leben ein stummer, bedeutender Traum; und jeder andere Mensch erscheint ihm, wie ein wunderbares Wesen höherer Art.

Wohl will ich mich dieser Blindgebornen und Taubstummen erbarmen, wie sich auch Jesus Christus, der göttliche Menschenfreund, ihrer herzlich erbarmt hat. Ja, wir, denen Gott die Gabe des Gesichts, des Gehörs, der Sprache verlieh, stehen allerdings als beglücktere, höhere Wesen ihnen gegenüber. Und wie noch erhabenere Geschöpfe, Engel, Serafim, auf der unendlichen Stufenleiter der Wesen über uns vorhanden sein mögen, die, mit noch ganz andern Sinnen, als wir, bekleidet, die Herrlichkeit Gottes klarer schauen, und größerer Seligkeiten fähig sind, als wir: so sind auch wir schon auf Erden im Besitze unbeschreiblich hoher Vorzüge und vieler Freuden, welche Blindgeborne entbehren müssen. Darum sollen wir ihnen mit unsern von Gott empfangenen Gaben dienen; wir sollen ihr Schutzengel sein, und uns gleich Engeln freuen, sie zu Gott führen zu können. Eben dies vielleicht ist einer von den Zwecken der himmlischen Vorsehung gewesen, warum sie die herrlichsten Gaben ungleich vertheilte, damit wir uns ihrer Gnade lebhafter erfreuen sollten, mannigfaltigern Anlaß zur Uebung gottgefälliger Thaten empfinden, und Ahnungen fassen sollen von den Vollkommenheiten und Glückseligkeiten eines künftigen Lebens und höherer Wesen, neben denen wir hienieden nur noch Blindgeborne und Taubstumme sind.

Jene unsere von der Natur versäumten Mitbrüder und Mitschwestern sind bald in größerer, bald geringerer Zahl in allen Gegenden vorhanden. Es kann uns also nie an Vorwand fehlen, ihnen beizustehen. Es ist unsere heiligste Pflicht. Von ihnen besonders gilt, was Jesus Christus

sprach: Was ihr dem Geringsten von euern Brüdern thut, das habt ihr mir gethan.

Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß sie nicht lebenslänglich unmündige Kinder und beständiger Hilfe bedürfende Waisen bleiben. Gott hat ihnen Verstand und Willen gegeben, wie uns, obgleich sie an Sinnwerkzeugen dürftiger blieben, als wir. Ihr Geist ist unsterblich, wie unser Geist.

Es ist unsere Pflicht, zu sorgen, daß sie einen zweckmäßigen Unterricht empfangen, sowohl um wahrhaft menschlich und für die Schönheit der Tugend empfindlich zu werden, sondern auch, nach Maasgabe ihrer beschränkten Kräfte, in der menschlichen Gesellschaft nützlich zu sein. Denn das Nützlichsein und Nichtvergebensgelebthaben ist die Grundlage alles Guten. Zwar die Kunst, Blinde anzuweisen, geschickte Handarbeiten zu verrichten, sie lesen, schreiben, rechnen, oder musikalische Werkzeuge spielen, oder andere Sachen zu lehren, für welche sie Fähigkeit zeigen, ist mit mancher Schwierigkeit verknüpft. Doch haben wir aller Orten Beispiele genug, daß die größten Hindernisse auf eine fast unglaublich einfache Art besiegt worden sind. Hat man doch, Gott sei Dank, Erfahrungen genug, daß Taubgeborne und deswegen der Sprache auf immer Beraubte nicht nur im Schreiben, Rechnen und Lesen, nicht nur in vielerlei Handwerken und nützlichen Künsten, sondern sogar in höhern Wissenschaften die auffallendsten Fortschritte gemacht haben; daß sie von Gott die geläutertsten religiösen Begriffe, von Jesu Verdienst die vollkommenste, reinste und erhabenste Ueberzeugung, und von der Tugend, wie von der Sünde, deutliche Erkenntniß empfingen.

Fast immer haben die, welche des Gesichts oder des Gehörs beraubt sind, eine große Gelehrigkeit. Sie ersetzen den mangelnden Sinn durch Schärfung der übrigen. Der Taubgeborne hört gleichsam mit den Augen; der Blindgeborne sieht gleichsam mit den Fingern und seinem feinen Gehör. Ihr Geist, weniger zerstreut durch die Menge der Gegenstände, welche herbeiströmen durch verschiedene Sinne, heftet seine Aufmerksamkeit auf das, was ihm

vorliegt, und hält ihn mit ungeschwächter Kraft fest. Dies Alles erleichtert den Unterricht der Blinden, wie der Taubstummen sehr, und soll uns ermuthigen, sie dem bürgerlichen Leben, wie sich selber und den lieben Ihrigen, nützlich zu machen.

Dies nicht allein. Ihr Geist ist unsterblich! Auch der Blinde soll Gott schauen; auch der Taubgeborne den Ruf des ewigen Erbarmers an sein Herz vernehmen. Unsere Pflicht ist es, als der Unglücklichen Engel dazwischen zu treten, und Mittler zu werden. Wir sollen sie zu Jesu und durch Jesum zu Gott führen. Auf uns lastet die Verantwortlichkeit, wenn sie in halbthierischer Verwilderung aus dem Leben scheiden, und in heidnischer Blindheit keinen Erlöser kennen, der auf Golgatha auch für sie blutete.

Es ist vor Allen Pflicht und Verantwortlichkeit der von Gott verordneten Obrigkeiten: Vormünder und Pflegeältern der Blinden und Taubstummen zu sein. Denn wo in ihrem Lande, in ihrer Gemeinde ein Unglück ist, welches nicht von einzelnen Bürgern gehoben werden kann: sollen sie es durch die vereinte Kraft der ganzen Gesellschaft mindern, welcher sie vorzustehen haben. Die gehörige Unterweisung der Blinden und Taubstummen erfordert aber solche Vorbereitungen und solche Kenntnisse von Seiten der Lehrer, daß sich dergleichen nicht für jeden einzelnen im Lande wohnenden Unglücklichen besonders auffinden lassen; noch den Vermögensumständen aller Aeltern möglich wäre, für ihre Kinder die Kosten der Vorbereitungen und Lehrer abgesondert zu bestreiten. Daher sind öffentliche Anstalten für blinde Kinder oder für Taubstumme allein zweckmäßig.

In allen Ländern der Welt, bei Christen, Juden, Heiden und Türken, ist es der Obrigkeiten schönster Ruhm, Versorger der Wittwen und Waisen zu sein. Warum erbarmt ihr euch nicht der Taubstummen und Blindgebornen? Und wenn sie schon Aeltern haben, sind sie darum minder verwaiset? Sie sind Waisen der Menschheit, Verlassene der Natur. Der Blinde steht in finsterer Wüste; der Gehörlose hat selbst den Trost des Gebetes, das Aufblicken zum himmlischen Vater, die Hoffnung der Ewigkeit nicht.

In allen Ländern, wohin mit dem Christenthum das Gesetz der Menschlichkeit kam, findet man öffentliche Anstalten zur Verpflegung Hilfsbedürftiger und Nothleidender. Die Kranken und Armen haben ihre Versorger. Aber warum werden die Taubstummen und Blindgebornen vergessen, deren sich doch in jedem Lande oft mehr befinden, als man glaubt? Sind sie nicht weit ärmer, als der ärmste Bettler an der Straße, dem nichts fehlt, als der Bissen Brodes, der ihm so bald gegeben ist? Sind sie nicht hilfsbedürftiger, als der ärmste Kranke, dem doch das Mitleiden Arzneien, und der Gedanke an den Gott und Vater der Unglücklichen Trost geben kann? Aber Almosen geben dem Blinden nicht die Freuden des Auges, und keine Arznei heilt das Gebrechen des Taubstummen. Warum versäumt ihr sie, die ihr getauft seid auf den Namen dessen, der mit besonderer Liebe sich der Stummen und Blinden erbarmte? Warum versäumt ihr sie, die ihr von Gott Beruf, Weihe und Macht empfinget, die Glückseligkeit euerer Mitbürger zu befördern?

Schon haben sich in einzelnen Ländern menschenfreundliche Stimmen für bessere Pflege unserer unglücklichen Mitgeschöpfe erhoben; schon sind in einzelnen Städten ehrwürdige Männer aufgestanden, und haben sich aus eigenem, edelm Triebe dem Unterricht der Taubstummen oder Blinden gewidmet, — Gott segne sie! haben von ihrem eigenen Vermögen zum Besten derselben hingeopfert — Gott lohne sie! Aber allen Armen jener beklagenswürdigen Menschenklasse beizustehen, das waren sie nicht vermögend; das ist Sache der gesammten bürgerlichen Gesellschaft, deren Mitglieder diese Unglücklichen sind; das ist Pflicht der Obrigkeiten, die von Gott gesetzt sind, der Schirm der Vergessenen und Versäumten zu werden!

Christliche Obrigkeiten, erbarmet euch eurer lichtberaubten, eurer stummen Mitbrüder! sie sind Gottes Kinder. Ihr versorgt die Waisen, aber nicht die Allverwaiseten! Ihr kleidet die Nackten, ihr speiset die Hungrigen; aber die am Geiste darben, und selbst oft des Gedankens an Gott und Erlösung entbehren müssen, lasset ihr hilflos. Ihr wachet mit Sorgfalt über die Schulen und Tempel

eures Landes; aber für die ist keine Schule, kein Tempel, welche derselben am bedürftigsten sind, da selbst der Anblick der göttlichen Schöpfungen sie nicht rühren, belehren und erheben kann. Erbarmt euch ihrer, daß ihr geschlossenes, finsteres Auge euch nicht anklage, sondern einst belohnend auf euch blicke, und ihr stummer Mund nicht vor dem Thron des ewigen Richters seufze, sondern euch dankbar segne.

Aber auch jedem Einzelnen, er stehe hoch oder niedrig, wenn er sich Nachfolger oder Jünger Jesu nennen will, liegt die Pflicht ob, sich der Taubgebornen und Blinden anzunehmen, und um so mehr, da sie, vergessen von der Natur, auch von den Menschen am meisten vergessen sind. Frage nicht, edle Seele, die vom stillen Mitleiden bei dem Gedanken an diese Unglücklichen bewegt wird, frage nicht: Was kann ich doch für sie thun? Ich bin nicht reich genug, sie zu unterstützen, oder Anstalten des Unterrichts für sie zu gründen. Was kann ihnen mein ohnmächtiger Wunsch helfen?

Wenn man ernst entschlossen ist, Gutes zu stiften, dann ist man nie arm; Gott hilft; sein Segen macht das Senfkorn zum Baum, und das Scherflein der armen Wittwe zum Schatz. Gehe hin, ehre die Unglückseligen; sei ihr Schutzengel, wo du es je sein kannst. Schuldloses Unglück ist immer ehrwürdig. Dulde nicht, wenn rohe Halbmenschen Spott treiben mit armen Blinden; oder wenn gefühllose Herzen sich Lust machen, die Stummen und Gehörlosen zu necken. Sei ihr Vertheidiger, ihr Fürsprecher; sei ihr Freund, wo du sie findest, daß sie nicht Aergerniß an der Menschheit nehmen, und glauben, größerer Verzug sei die Ursache größerer Schändlichkeit.

Gehe hin, versuche es, die Zahl der versäumten Blinden, der armen Taubstummen zu erfahren, die in deiner Gegend, in deinem Lande ohne allen zweckmäßigen Unterricht leben. Du wirst deren eine größere Anzahl finden, als du vielleicht vermuthetest. Dies wird dich zu ihrem Besten nur beredter und thätiger machen, und deinen Worten bei Andern größern Nachdruck gewähren.

Erlaubt es dein Vermögen, oder begünstigt dich dein

Stand, zur Stiftung einer Unterrichtsanstalt für arme Blinde oder Taubstumme deines Vaterlandes hinzuwirken: versäume es nicht; zumal wo es an weisen und menschenfreundlichen Obrigkeiten fehlt; oder wo du in einem Lande wohnest, da man das Vergnügen mehr, als das Nützliche, das Glänzende mehr, als das Pflichtmäßige schätzt. Verzage gar nicht beim drohenden Mißlingen des ersten Versuchs; zittere vor den Hindernissen nicht: du wirst siegen, denn der Vater der Stummen und Blinden, Gott, ist mit dir! Trage dein Scherflein bei; sprich nicht: wozu dies Wenige? du bist reich; denn Gottes Segen wird dein heiliges Unternehmen weihen; wird das Wenige in Viel verwandeln, und Herzen erwecken. — Gehe hin, hilf mit deinem Scherflein, wo Männer von Kenntniß, Kraft und gutem Willen sich der Unglücklichen annehmen wollen. Unterstütze sie nach deiner Kraft. Dränge dich nicht vor. Verlange kein Lob, keinen Dank; sondern tritt bescheiden in die Verborgenheit zurück, wie Jesus, der göttliche Demuthsvolle, als er die Blinden sehend gemacht hatte, und ihnen zu schweigen befahl.

Und Du, der Blinden und Stummen Erbarmer und Vater, segne jedes Werk, welches zu ihrem Heil auf Erden unternommen wird. Auch ich will, wo ich kann, wo ich weiß, dazu ermuntern, beisteuern, rathen, daß Dein Reich auch zu denen komme, die Deinen heiligen Namen nie hören, nie stammeln werden auf Erden; daß Dein Licht voll Gnade und Seligkeit auch in die ewige Nacht derer leuchte, welche nie die Wunder Deiner Allmacht erblicken! Amen.

XXXVIII.

Versöhnung.

Matth. 5, 23. 24.

Der Du für die Uebelthäter
Um Geduld batst, und die Last
Unsrer Schuld getragen hast,
Unser Mittler und Erretter:
Lehre, wie ich gütevoll
Meine Feinde segnen soll.

Deine Thränen, wie sie flossen,
Als Dein Aug' um mich geweint,
Laß mich seh'n, o Menschenfreund!
Laß mich seh'n Dein Blut vergossen,
Daß auch ich, vom Grolle frei,
Meinem Feind Wohlthäter sei.

Kein Geschäft wird den Menschen, wie sie nun einmal sind, schwerer, als sich mit Jemand aufrichtig zu versöhnen, von dem sie beleidigt worden sind. Da stämmt sich mit trotziger Kraft in ihnen der roh-thierische Trieb der Rache und Vergeltungssucht entgegen; da wird der eigenwillige Stolz, unter dem Namen des edeln Selbstgefühls, laut, und will sich von seinen Rechten nichts vergeben, und spricht: Andere haben so nahe zu mir, als ich zu ihnen. Ich bin nicht der Urheber des Zwistes, nicht der anfangende Theil gewesen: warum soll ich nun um Frieden bitten und Freundschaft suchen, als wäre ich der einzige Schuldige? Da sucht das widerstrebende Herz, auch wenn es die Pflicht der Versöhnlichkeit wegzuläugnen nicht Rohheit genug hat, allerlei Beschönigungen seines Weigerns, den ersten Schritt zu thun, und tausend scheinbare Ausflüchte, um sie vor Gott, Menschen und sich selbst zu rechtfertigen.

„So wörtlich hat es Jesus nicht verstanden!» sagt man, „daß ich sogleich nach einer alten, oder vielleicht frisch empfangenen Kränkung hingehen und wieder Versöhnung anbieten soll.“ Aber wörtlich hat er es verstanden: du sollst gerade denjenigen, der dich beleidigte, zum auserwählten Gegenstand deines Wohlthuns, deiner Dienstgefälligkeiten machen; du sollst eben am wenigsten der Feind dessen sein, der dein Feind ist. Denn wörtlich übte auch Jesus seine Ermahnung: Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen, und sammelt feurige Kohlen auf ihren Häuptern; das heißt: zeiget ihnen in Wort und That, daß ihr edler und erhabener seid, als sie, indem ihr mit Güte, die sie nicht verdienen, Kränkungen erwiedert, die ihr nicht verdienet, und so sie zur Erkenntniß ihrer Schlechtigkeit bringet, daß sie euch nicht ansehen können, ohne brennende Schamröthe auf ihren Wangen.

„Ich will meinem Widersacher verzeihen im Herzen, aber mehr kann man von mir nicht fordern!» sagt man. Ist dies nicht eine der alltäglichen, groben Selbsttäuschungen gemeiner Seelen? Du willst im Herzen verzeihen, Gott soll es wissen: aber warum nicht dein Gegner? Ist es aufrichtige Vergebung, wenn der nichts davon weiß, der sie empfängt? Du verzeihst im Stillen, aber dein äusserliches Schweigen pflanzt den alten Groll und dessen Nachtheile fort. Es wird nicht von dir gefordert, daß du hingehst und mit Worten sprichst: ich verzeihe dir und verlange Versöhnung! Aber von dir wird gefordert, daß du durch Thaten deine aufrichtige Verzeihung aussprechest und dem Gegner damit verkündest, du hassest ihn nicht.

«Vergeben will ich es, aber vergessen kann ich es nicht!“ sagt man. Das heißt gewöhnlich soviel, als: rächen will ich mich nicht, aber wieder freundschaftliche Dienste und Gefälligkeiten erweisen, davor werde ich mich hüten. Ist aber das keine Rache, unter anderm Mantel, wenn du dem, der dich kränkte, nirgends mehr Gefälligkeiten und Liebesdienste erzeigen willst? Jesus fordert uns auf, auch des Feindes Freund zu sein. Ist es Liebe, wenn man zu-

frieden ist, Andern nicht zu schaden? es ruhig geschehen zu lassen, wenn Andere Andern schaden?

„Es wird schon Gelegenheit kommen, daß sich wieder ausgleichen läßt, was wir gegen einander haben,“ sagt man. Woher weißt du, daß wirklich die Gelegenheit kommen wird? Du möchtest die Verzeihung oder Versöhnung aufschieben, weil es dir mit derselben eigentlich kein Ernst ist. Wärest du ein wahrhaft edelsinniger Mensch, du würdest die Gelegenheit mit Vergnügen aufsuchen, der Gegenpartei zu zeigen, daß du nichts wider sie habest; daß du dich nicht langer beleidigt fühlst. Ja, wenn dein eigenes Gewissen eingesteht, du seiest vielleicht selber in der ersten Aufwallung zu weit gegangen: was anders, als elende falsche Scham, hindert dich, hinzugehen und Verzeihung zu fordern? Sich rächen, oder Andere strafen, ist thierisch angenehm; aber groß genug denken, sich selber zu strafen, das ist himmlische Empfindung. Warum willst du stolzer sein, dem Thiere mehr, als dem Engel zu gleichen? Weil du kein Nachfolger Jesu, sondern ein von verächtlichen Gesinnungen befangener Mensch bist.

„Ich habe mir in meinem Betragen nichts vorzuwerfen; ich bin der beleidigte Theil. Hingehen und Versöhnung fordern, oder dergleichen nur durch liebreiche Handlungen herbeirufen, hieße: ich wolle mich selbst ins Unrecht stellen und mich schuldig erklären. Ich will vergeben, aber mir nicht mein Recht vergeben. Dies zu schätzen, gehört zu meinen ersten Pflichten.“ So spricht man. Man spricht so, wenn man seinen Zorn mit Vernunftgründen rechtfertigen möchte, ohne dabei zu bedenken, daß das, was an sich tadelhaft ist, durch nichts zu rechtfertigen ist. Und tadelhaft ist Alles, was aus irgend einer leidenschaftlichen Empfindlichkeit entspringt. Dein Recht sollst du allerdings schätzen, aber mit gleicher Strenge auch die Rechte dessen ehren, wider den du eingenommen bist. Er hat dir durch sein Betragen Verachtung bezeugt; gleichviel. Dein Recht, dein Ansehen, deinen Werth beschirme; aber du hast keine Befugniß, auf irgend eine Weise Ansehen und Werth des Gegners zu schmälern. Was von seiner Seite Unrecht war, kann durch Erwiederung

bei dir nicht zum Recht werden. Du bist der Verachtung werth, wenn du nicht durch Edelmuth im Stande bist, denen Achtung einzuflößen, die dir abgeneigt sind. Beweise von der einen Seite die Gültigkeit deiner angegriffenen Rechte, von der andern Seite aber auch deine Erhabenheit über niedrige Beleidigungen, und daß, wenn endlich sogar dein vermeintes Recht irgend zweifelhaft sein könnte, es doch niemals der gute Adel deiner Denkart ist.

«Mit der Bosheit», sagt man, « ist kein Friede zu stiften.“ Allerdings; doch mit den Personen ist er zu stiften. Hasse die Sünde, aber den Sünder nicht. Du tadelst ja auch an dir lieben Freunden den Fehler, ohne darum die Freunde selbst zu verstoßen. Die Mutter straft ihr Kind und liebt es dennoch. Du schauderst vor dem Verbrechen des Missethäters, der auf den Richtplatz geführt wird, und empfindest Mitleiden gegen seine Person. Du erkennst hier die Möglichkeit, den wichtigen Unterschied zwischen Sache und Person zu machen: warum entgeht er dir in dem Augenblick, wenn du persönlich gereizt worden bist? Rache deines Gegners allfällige Bosheit dir unschädlich, aber schade dem Gegner nicht selbst, denn du würdest seine Bosheit gegen dich nur vergrößern. Vertheidigung und Nothwehr für dein Recht ist himmelweit vom Durst nach Vergeltung und Rache entfernt.

Völker vertheidigen gegen Völker ihr Recht mit dem Schwert, weil ein irdischer Richter über beide fehlt. Im Staate richten und strafen Gesetz und Obrigkeiten wegen verletzter Rechte des Bürgers. Kleinere Kränkungen sind jedem Einzelnen überlassen abzuthun. Aber auch im offenen Kriege der Völker ist es denselben um ihr Recht nur, nicht um das gänzliche Verderben eines Volks zu thun; auch im Staate haben Gesetz und Obrigkeiten keinen Haß gegen die Person, sondern gegen das Verbrechen. Warum willst du wilden Völkern oder ungerechten Richtern gleichen, und die Person hassen, statt der Bosheit? Nichts kann dir mehr Ehrfurcht und Achtung bei deinen Gegnern erwerben, als diese unbestechliche Gerechtigkeit, daß du, auch beleidigt von ihnen, alle ihre übrigen guten Eigenschaften anerkennst, ihnen wohlthust, dienest, das Wort

redest, wo du kannst, ohne darum ihren Fehler gutzuheißen.

Wenn wir von Jemanden unfreundlich oder schlecht behandelt worden sind, pflegen wir ihn uns noch weit schlechter und abscheulicher vorzustellen, als er ist. All sein Gutes verkleinert sich in unsern Augen, und sein geringster Mangel erscheint uns riesenhaft, die gleichgültigste seiner Reden und Handlungen eine Verrätherin des bösen Gemüthes, und selbst das Gute, was er thut, nur eine Zweideutigkeit. — Wo wir solche Vorstellungen haben, da ist bei uns keine Gleichmüthigkeit, sondern Haß, Bosheit, Unwahrheit, leidenschaftliche Selbstverblendung. Es ist in uns kein großer Sinn, nicht Jesu Geist.

Wir pflegen mit eben so großem Unrecht zu hassen, als zu lieben. Gleichwie wir uns den, mit dem wir entzweit sind, viel schlechter denken, als er ist, stellen wir uns den viel besser vor, den wir lieben. An Jenem vergrößern, an Diesem verkleinern wir die allfälligen Fehler. Ohne diese alltäglichen Selbsttäuschungen der Menschen würden sie weder geschwind zu grobem Haß, noch zu Schliessung vertrauter Freundschaften sein, weder so bitter hassen, noch so übereilt und innig lieben, als sie thun. Suche denn, willst du weise sein, an deinen Lieblingen das Mangelhafte, an denen, die dir zuwider sind, ihre schätzbaren Seiten auf; dann wirst du in deiner Freundschaft nie betrogen, in deinem Widerwillen mäßiger werden. Es ist auf Erden Niemand so vortrefflich, daß er unsere höchste Liebe verdienen könnte, eine Liebe, über welche wir heilige Pflichten versäumen dürften; aber es ist auch Niemand so böse, daß er nicht Eigenschaften besäße, derentwillen er wahrer Hochschätzung werth wäre.

Auch diejenige Person, mit welcher du gegenwärtig in Spannung lebst, stellt sich deine Denkart, dein Wesen, dein Betragen schlechter vor, als es ist. Denn bloß daher rührt ihre Verachtung deiner, die dich doch im Grunde schmerzt. Wie könnte sie dich hassen, wenn sie von Hochschätzung für dich durchdrungen wäre? — Sie hat unwürdige und unwahre Begriffe von dir. Sie ist im Irrthum. Aber was hast du gethan, um ihr zu beweisen, daß

der Fehler in ihrer Vorstellung von dir lag? Du sprichst: ich möchte mir nicht die Mühe geben, sie eines Bessern zu belehren. Du willst also das Schlechte, was sie von dir denkt, bestätigen? So verdienst du denn auch ihre Verachtung im vollen Maase. Du sagst: es sei dir sehr gleichgültig, ob die Person gut oder böse von dir urtheile? Ich zweifle an der Wahrheit deines Wortes. Ich weiß, es schmerzt dich, daß sie dir Hohn und Verachtung erwies, sonst würdest du jetzt nicht aufgebracht gegen sie sein. Ich weiß, es würde dir nicht lange gleichgültig sein, wenn du erführest, daß du dich über sie getäuscht hättest; daß sie, weit entfernt, wider dich zu sein, überall für dich das Wort führte; überall, ohne dabei öffentlich zu erscheinen, deine Sache beförderte; überall, ohne wegen des zwischen euch Vorgefallenen Aufhebens zu machen, deinen Verdiensten und rühmlichen Eigenschaften unaufgefordert Gerechtigkeit widerfahren liesse; du würdest nicht länger gleichgültig bleiben, wenn du sogar hören müßtest, daß eben diese Person, weil sie gerade Gelegenheit dazu vor sich sah, am meisten zur Erfüllung eines deiner Wünsche beitrug, ohne nur Dank dafür zu begehren. — Lege die Hand aufs Herz: würde sie dir länger gleichgültig bleiben? Nein, mache dich doch selber nicht schlechter, als du wirklich bist. Du würdest dich nicht enthalten können, ihr beim ersten Anlaß Liebes mit Liebem zu erwiedern; ihr mit Rührung, mit offener Selbstbeschämung zu sagen, du hättest sie verkannt, du wärest wirklich im ersten Augenblick zu weit gegangen; du wirst der Erste sein, den verdrießlichen Vorfall unter euch zu beseitigen, um ihn an Großmuth zu übertreffen, oder wenigstens ihm nicht nachzustehen. So würdest du, so sollten alle wohldenkende Menschen, die nicht zum verwahrloseten Pöbel gehören mögen, handeln; so sollten Christen sein.

Und nun, warum dreheſt du den Fall nicht um, und bist Derjenige, welcher seinen Gegner mit solcher Großmüthigkeit überrascht und deinen bessern Werth anzuerkennen zwingt; ihn zwingt, dich zu verehren, deine Freundschaft zu suchen, seinen Fehler und Irrthum einzugestehen? Wie, du schwankst noch verlegen? O Schwächling, so bist du

in der That so schlecht, als du dir deinen Gegner selber vorstellst!

Den ersten Grund zu gewöhnlichen Trennungen der Menschen legen meistens Mißverständnisse, nachtheilige, vielleicht eben bei übler Laune gemachte Deutungen des Betragens; Einflüsterungen eines vielleicht sehr grundlos angebrachten Argwohns. Die gegenseitige Kälte drehet sich anfangs oft um elende Kleinigkeiten; zuweilen mehren alberne Zwischenträgereien, zuweilen andere Zufälle, das Uebel. Endlich will im thörichten Stolz Keiner nachgeben, Jeder erst den Andern gedemüthigt sehen, und Menschen, die vielleicht ganz dazu geeignet wären, sich wechselseitig hochzuschätzen und einander wesentliche Dienste leisten zu können, entfernen sich von einander in Feindschaft.

Ist nun wirklich eine Kleinigkeit — und alles Vergängliche und Irdische ist Kleinigkeit! — der Mühe werth, darum sich gegenseitig auf alle Weise das Leben bitter zu machen? Was kann ich zuletzt mit allem Haß und Zürnen gewinnen, wenn ich darüber auch nur eine einzige frohe Stunde einbüßen sollte? — Ist der nicht einer der ersten Thoren, der sich mit Groll und feindseligen Betrachtungen Gift in den Freudenbecher schüttet? Ist der, welcher uns kränkend behandelt hat, wirklich schlechter in seiner Denkart, als wir sind? Warum lassen wir uns das anfechten, was er wider uns thut? Warum geben wir nichts seinen Schwachheiten nach, oder, wo es uns höhere Pflichten untersagen, warum behandeln wir ihn nicht in allem Uebrigen mit Großmuth und Schonung, ganz auf die edlere, entgegengesetzte Art, als er uns? — Oder ist er wirklich, neben mancher Schwäche, doch sonst von löblichen Eigenschaften: warum entziehen wir ihm unsere Achtung für diese, und legen auf jene so unmäßiges Gewicht? Kehren wir damit nicht die Waffen wider uns selber, und verschlechtern wir nicht unsern eigenen Werth?

Wie groß auch eine uns widerfahrene Beleidigung sei, nie kann sie so groß sein, uns ein Recht zu geben, die Person zu hassen. Die Beleidigung warnt uns nur, mit derselben Person nicht wieder in solche Verbindungen und Berührungen zu treten, in der sie uns auf ähnliche Weise

abermals kränken oder schaden könnte. Vorsichtigkeit, nicht Rache, soll der Fehler eines Nächsten gewähren. Rache erzeugt nur Gegenrache. Aber wenn wir den Fehlbaren durch unser edelmüthiges Betragen zur Erkenntniß seiner Verirrung und Ungerechtigkeit, zur tiefen Bereuung seiner Unbesonnenheit nöthigen: das ist Triumph des Christen, des Weisen, das der hohe Sieg der Tugend.

Erlebe diesen Triumph, wenn du ihn noch nie genossen hast, wenn du noch nie die Thränen der Rührung und Herzlichkeit im Auge eines Menschen sahest, der dich gern gehaßt hätte, und statt dessen gezwungen ist, dich zu verehren! Erlebe diesen Triumph; o du wirst nie wieder den Triumph der Rache und Schadenfreude begehren. — Und das heißt segnen, die uns fluchen, wohlthun denen, die uns beleidigen! Mehr forderte Jesus, der göttliche Lehrer, nicht, als deinen eigenen Triumph. Hältst du sein Gebot noch für allzuschwer?

Siehe, die Tage unsers Beisammenseins auf Erden sind so kurz. Vergifte sie nicht selber mit Zorn und Uebereilung. Gehe, es gibt Menschen, die dich noch verkennen; Menschen, die du bisher nicht leiden mochtest; bereite dir einen heiligen Triumph: Versöhnung! — Das Leben ist eng und klein, desto größer soll der Mensch darin stehen. — Wer weiß denn, ob diejenige Person, mit der du zerfallen bist, die du vielleicht auch gekränkt hast, nicht bald dem Grabe gehört? Willst du vielleicht den letzten ihrer Augenblicke zu einem schweren machen? Möchtest du der sein, der ihr stilles Entschlafen beunruhigt? Soll sie mit einem Seufzer über dich die Welt verlassen, mit dem Seufzer vor Gott treten in die Ewigkeit?

Oder wer sagt dir, wenn du aufhöreſt, bei uns zu sein? Könntest du unversöhnt sterben und dabei freudig sterben? Und wenn du auf dem Todesbette auch mit sterbender Lippe Versöhnung lächelst: hört es denn der, dem es gilt? — Das Köstlichste, was du den Deinigen im Tod als Erbschaft geben kannst, ist die Hochachtung und Freundschaft, deren du genossest. Wer unversöhnt in die Gruft sinkt, hinterläßt in seiner Erbschaft einen Fluch.

Es ist ein erhabenes Wort und ein himmlisch-schönes

Gefühl in dem Wort, sagen zu können: Ich kenne auf Erden Keinen, dessen Feind ich bin! — Es ist keine Schande, unschuldig befeindet zu werden; aber immerdar schimpflich und schuldbar, Andere zu befeinden und zu kränken.

Darf ich mit frohem Muthe aussprechen: Ich kenne auf Erden Keinen, dessen Feind ich bin, dem ich übel will? Allwissender, hell ist vor Dir mein Herz! Richte Du! Meinen Erschaffenen, meinen Miterlöseten, Deinen Kindern, Du ewige Vaterliebe! sollte ich Haß weihen? Personen hassen sollte ich, elenden Tandes willen, die Du liebest? — Ich sollte unversöhnlich hassen und nicht verzeihen, der ich zu Deinen Tempeln, zu Deinen Altären gehe, zum Liebes=, zum Versöhnungsmahl Jesu Christi, des erbarmenden Weltversöhners?

Nein, nein, lieben will ich, die mich hassen wollen; segnen, die mir fluchen; wohlthun Allen, die mich beleidigen; denen das Beste reden, die mich verleumden; denen im Verborgenen Dienste leisten, die mir geflissentlich Gefälligkeiten versagen; helfen denen, die mich in der Noth ohne Hilfe liessen! — Fehlerhaft und voller Schwachheit sind wir Alle; auch ich will verzeihen! will den Menschen lieben, auch wenn ich seine Fehler zu tadeln Ursache habe; Versöhnung auf Erden und im Himmel! O vergib mir meine Schuld, Richter über den Sternen, Allbarmherziger, wie ich vergebe meinen Schuldigern. Amen.

XXXIX.

Von Weissagungen.

Sirach 24, 5 — 7.

Verhüllet ist, was unsrer harrt,
In finstrer Nächte Schleier.
Nur in dem Raum der Gegenwart
Blickt unser Auge freier.
Wohl ist in uns auch höh're Kraft
Die Raum und Zeit nicht binden;
Doch trüglich ihre Wissenschaft,
Das Künft'ge zu ergründen.

Nur Dir, o Gott, ist's offenbar,
Nur Deine Macht erkennet,
Was ist, was werden wird, was war,
Was nie ein Auge nennet.
Du siehst, o Urquell alles Lichts,
In allen Finsternissen,
Und Erd' und Himmel haben nichts
Verborgnes Deinem Wissen.

Daß der Mensch unter den mannigfaltigen frohen und langen Schicksalen seines Lebens auch wohl gern den Blick in die Zukunft hinauswirft; daß er die ihm verborgenen, so hochwichtigen Räthsel noch unerlebter Tage gern enträthseln möchte — wer wollte ihm dies verargen? Nein, es ist keine Sünde, wenn der Leidende denkt: wie werde ich aus meinem gegenwärtigen Drangsal erlöset werden, und ist es noch möglich, daß jemals für mich ruhige sorglose Tage erscheinen? — Nein, es ist auch keine Sünde, wenn die Mutter liebend und fürchtend auf ihr Kind sieht, und nun die Fernen der Zukunft erforschen und fragen möchte: Aber wird dieser Liebling, dessen erste Tage mir so viel Sorgen, Thränen und Schmerzen gaben, einst glücklich sein? O welchen Schicksalen geht er denn entgegen? Und wenn ich einst gestorben sein werde, ach, wer wird dann mein Kind so lieben, so wahr, so uneigennützig, so treu lieben als ich? — Nein, es ist dem sorgenden, thätigen Mann verzeihlich, der zum Besten seiner Familie, oder seines Vaterlandes, Unternehmungen beginnt, die er selber zu beenden nie hoffen kann, wenn er bang in die dunkle Reihe einstiger Jahre hinsieht, und Fragen an das Verhängniß richten möchte, über endlichen Erfolg seines Werkes, ob es Gedeihen und Segen über die Seinigen bringen werde; oder ob es vielleicht durch Vernachlässigung, Verkünstelung oder Bosheit der Menschen entarten, oder sogar zum Verderben der Nachkommen gereichen dürfte.

Aber wenn dieser Wunsch, das Künftige zu wissen, wirklich zur entschlossenen Begierde wird; wenn diese Be-

gierde zur Leidenschaft wird, daß sie sogar den Menschenverstand verdunkelt, und der Wißbegierige sich zu seiner Beruhigung endlich selbst betrügen helfen, aus mancherlei zufälligen Erscheinungen das verborgene Schicksal deuten möchte; dann wird die Wißbegierde zum Aberglauben, zum Wahnsinn, zur wirklichen Sünde. Denn Sünde ist es doch wohl, wenn sich der Sterbliche von einer unsinnigen Begierde, von einer ungeduldigen Hoffnung, von einer unmäßigen Furcht in solchem Grade berauschen läßt, daß er seine eigene ihm von Gott verliehene Vernunft beseitigt, und eigenmächtig an die Stelle derselben Spiele von Zufällen und Umständen setzt, die eigentlich mit dem, was er wünscht, oder mit den Ereignissen künftiger Zeiten gar keinen Zusammenhang haben. Es ist ein ähnlicher Unsinn, wie jener, der, weil Gott unsichtbar ist, sich Gottesbilder macht, um sie statt des lebendigen Gottes anzubeten und zu verehren.

Es ist allerdings wahr, daß sich der sündliche Aberglaube, die Zukunft durch Traumauslegungen, durch den Flug der Vögel, durch Beobachtung der Sterne, durch Aufschlagen der Bibel, durch Kartenlegen, durch Niederschlag und Satz von Getränken, durch Bedeutung voll sein sollender Zahlen, durch Ereignisse an gewissen Tagen und andere Spielereien zu errathen, überhaupt sehr vermindert hat; dazu trug sehr viel die Aufklärung des Volks durch Erweiterung der Wissenschaften und verbesserter Schulunterricht bei. Aber doch ist auch nicht zu läugnen, daß bei Personen höherer und niederer Stände noch immer ein fast unglaublicher Grad der Unwissenheit und folglich auch des Aberglaubens zurückblieb; daß noch heutiges Tages es weder an listigen Betrügern noch an schwachen Betrogenen fehlt, die an Wahrsagungen Geschmack finden. Ja, es ist nicht zu läugnen, daß selbst viele Personen von sonst vortrefflichen Verstandesgaben, Personen, welche sorgfältigere Erziehung genossen, und die auf Kenntnisse und Aufklärung nicht ungegründeten Anspruch machen, noch heutiges Tages von jenem Aberglauben, der immer die Zukunft enträthseln will, nicht lassen können.

Viel mögen dazu gewisse Vorstellungen und frühe

Eindrücke beitragen, welche man in den ersten Kinderjahren empfing, und die man nicht sogleich wieder los werden kann; die immer wieder kommen, ob man sie gleich selber verspottet und sich ihrer schämt. Dann ist auch in jedem Menschen ein unvertilgbares Wohlgefallen an dem Wunderbaren; ein Ueberneigen zum Glauben an demselben. Es hängt diese Neigung gewiß mit unserm religiösen Sein zusammen, welches, sich selber ein Geheimniß im Weltall, das hohe Unerklärliche wahrnimmt, und fühlt, menschliche Vernunft sei allzu begrenzt, um Alles zu fassen, und, wie man sagt, natürlicherweise zu erklären.

Weit mehr aber noch, als alles dies, machen Armuth, Liebe, bedrängte Verhältnisse und alle Umstände oder Leidenschaften abergläubig, welche mit großen Besorgnissen oder Erwartungen erfüllen. Da wird der Zustand banger Ungewißheit für das Gemüth oft unerträglich. Die Seele möchte Entschlüsse fassen, und kann es nicht, weil der Verstand nicht ausreicht, die möglichen Folgen des allfälligen Entschlusses zu berechnen. So wird der Mensch geneigt, es dem Zufall zu überlassen; das Loos zu befragen, oder andere Dinge, welche ihm der Augenblick in den Weg wirft, als Stimme und Deutungen des Verhältnisses anzusehen.

So unschuldig dies nun auch oft zu sein scheinen mag, ist es doch immer eine Selbstverläugnung der Vernunft; der Geist thut Verzicht auf die ihm von Gott verliehene Kraft, und beschließt, sich von Etwas leiten zu lassen, das mit seinen Wünschen und Entwürfen durchaus auffer Verbindung steht — das heißt, er beschließt, wenigstens für einen Augenblick lang, wahnsinnig zu werden. Und wenn dergleichen kindisches Treiben auch wohl das eine, wie das andere Mal sehr unschädlich zu sein scheint, bleibt doch unmerklich davon manches im Gemüth hangen, und gibt unserer Denkart, unserer Handlungsweise allmälig eine aberglaubische Richtung. Es ist aber in der Welt nichts Fehlerhaftes, was nicht auch früh oder spät nachtheilige Wirkungen, das heißt Selbststrafen, herbeiführt.

Am wenigsten geziemt dem Christen, sich freiwillig

aberglaubischen Enträthselungsversuchen der Zukunft, Wahrsagungen, Traumdeutereien, dem Glauben an geheimnißvolle Bedeutung von Zahlen und dergleichen Thorheiten hinzugeben. Eine solche Verzichtleistung auf gesunden Menschenverstand ist zugleich Abwerfung des kindlichen, festen Vertrauens auf Gottes Liebe, Weisheit und väterliche Führung. Die heilige Schrift eifert ernst dagegen. Eigene Weissagung und Deutung und Träume sind nichts und machen doch einem schwere Gedanken! spricht das Buch des weisen Sirach 34, 5—7. Und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon. Denn Träume betrügen Leute, und fehlt denen, die darauf bauen.

Es ist nicht ferner nöthig, daß ich mir beweise, die Sucht der Wahrsagung sei sündlich, noch weniger, daß sie oft die betrübtesten Folgen für den Sterblichen gehabt hat. Wichtiger wird für mich, darüber nachzudenken, wie ich bei mir selbst, wie in den Meinigen das Aufsteigen solcher abergläubischer Neigungen verhüte. Und kein zweckmäßigeres Mittel kann es dagegen geben, als ruhige Ueberlegung, welchen Werth Weissagungen jeder Art an sich selbst haben mögen?

Denn es kann doch nicht ganz geläugnet werden, daß auch Weissagungen sowohl in alten als in neuen Zeiten in Erfüllung gegangen seien. Wo ist denn nun die Grenzlinie zwischen glaubwürdigen und unglaubwürdigen Vorhersagungen? Wenn ich sie nicht alle verwerfen darf, welchen darf ich trauen?

Die heilige Schrift hat die Grenzlinie scharf mit jenen bedeutungsvollen Worten gezogen: Und wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon. Zwar muß man zugeben, daß zuweilen auch ein Loos gut gerathen ist, das man zog; daß Manches, was vorher geträumt ward, unvermuthet in der Wirklichkeit geschah; daß bei Tagen oder Zahlen von schlimm sein sollender Bedeutung zuweilen auch Schlimmes erfolgte; daß zufällige Tändeleien der Einbildungskraft mit nachmaligen Begebenheiten eine Verbindung gehabt zu haben scheinen. Allein dies beweiset

nichts für den Werth solcher Vorhersagungsmittel. Nothwendig muß das, warum man mit einem Ja oder Nein befragt, geschehen oder nicht geschehen. Zufälligkeiten bringen bald das Ja, bald das Nein in Erfüllung, ohne daß deswegen Wunder geschehen. Es ist keineswegs etwas Ausserordentliches, wenn unter mehrern Vorhersagungen eine oder die andere eintrifft; weit ausserordentlicher wäre, wenn alle sogenannte Vorbedeutungen erfüllt würden, oder auch, wenn von Allem, was das über die Zukunft befragte Loos verhieß, beständig das Gegentheil erfolgte.

Daher, wo es nicht kommt durch Eingebung des Höchsten, so halte nichts davon.

Ja, Gott enthüllt auch zuweilen dem Sterblichen dasjenige, was tausend Andern verborgen bleibt. Gott hat manchem Sterblichen Macht ver liehen, das Schickfal späterer Tage zu erkennen.

Dieses Weissagungsvermögen aber ist kein wunderbares, unmittelbares Einwirken Gottes auf die menschliche Seele; es ist keine Erscheinung, die, ganz aus dem Zusammenhang der Natur hervorgerissen, für sich einzig dasteht, oder den ewigen Ordnungen des Weltganzen gleichsam entgegen stände. Nein, es ist jenes merkwürdige Vermögen tief in den Kräften der menschlichen Natur gegründet; und nur durch diese Mittelgeschehen Eingebungen des Höchsten. Das eine dieser Mittel ist die Vernunft selbst, durch welche sich uns Gott in seiner Herrlichkeit offenbaret. Als vernunftlose Wesen würden wir nichts von Gott wissen; nichts von seinem heiligen Willen. Die Urtheilskraft der Vernunft ist diejenige ihrer Eigenschaften, vermöge welcher sie gewisse Vorstellungen vergleicht und mit unbegreiflicher Schnelligkeit Schlüsse und Folgerungen daraus zieht.

Durch richtige Urtheilskraft wird gewissermaßen jeder von uns im gemeinen Leben ein Vorhersager der Zukunft. Je mannigfaltiger unsere Erfahrungen sind, je sicherer werden unsere Prophezeihungen über den Erfolg dieses oder jenes Unternehmens sein.

So finden wir also bei jedem Menschen eine gewisse Vorhersehungsgabe schon im gemeinen Leben. Die Kräfte sind aber dem Menschen verschiedentlich ausgetheilt; und

so wie der Eine eine lebendigere Einbildungskraft, der Andere ein stärkeres Gedächtniß, der Dritte einen höhern Scharfsinn hat, wird es uns nicht zweifelhaft sein, daß es manche Menschen gibt und gegeben hat, deren ungemein geschärfte und weit berechnende Urtheilskraft die unserige und vieler Andern weit übertrifft. Wenn nun die Thätigkeit ihres Geistes noch durch besondere äussere Veranlassungen oder große Gemüthsbewegungen gesteigert wird: so können sie wahrhafte Propheten werden, und ihre Vorherverkündungen müssen wohl das Erstaunen derer erregen, welche weder jenen höhern Grad der Urtheilskraft, noch jene augenblicklich gereizte Gemüthskraft hatten.

Wir wissen schon aus alltäglichen Erfahrungen, wie leicht uns oft das Schwerste gelingt, wenn wir es mit einer dazu besonders günstigen Gemüthsstimmung anheben. Wir wissen, daß wir bei gewissen heftigen Seelenzuständen oft das beinahe Unglaubliche verrichten können, was uns bei kaltem Blute, bei ruhiger Ueberlegung zu thun unmöglich fallen würde. Wenn nun ein Sterblicher von hohen Geistesgaben, von seltener Urtheilskraft, von reichen Erfahrungen, durch Umstände, welche die göttliche Vorsehung im erwählten Zeitpunkt herbeiführt, in einen solchen erhöhten Gemüthszustand versetzt wird, da er im Anblick der Gegenwart schnell folgend die Gegenwart vergißt und nur die Zukunft mit ihren Folgen sieht, und ihre Geschichten ausspricht, als lebten sie schon vor seinen Augen: so ist er im Stande der Entzückung, so ist er Seher, so Prophet. Was er aber ist, das ist er in solchem Augenblick durch Gott, und was er weissagt, wird ihm durch Gottes Gabe hell.

Fast alle uns bekannte Völker des Alterthums hatten solche erhabene Männer, welche auf eine gewöhnlichen Menschen unerklärbare Art sowohl die Schicksale ganzer Reiche, als einzelner Menschen vorhersagten. Die Vernichtung Griechenlands, der Untergang Roms ist geweissaget worden, wie die Zerstörung des jüdischen Staates. Noch in unsern Tagen kennen wir die Wahrsagung manches weisen Mannes, die den Schicksalen unsers Vaterlandes lange vorherging und nachher eingetroffen ist. So geschieht nicht minder, daß Aeltern in gewissen feierlichen Augenblicken durch eine Reihe

dunkler Schlußfolgen die Zukunft ihrer Kinder erkennen, und voraus bestimmen, was dieselben für die Welt leisten werden.

Doch die Vernunft und ihre Urtheilskraft sind nicht das einzige Mittel, durch welches Gott dem Menschen zuweilen das Künftige offenbar werden läßt. Es liegt noch in dem Wesen der menschlichen Seele ein anderes Vermögen, für welches bis jetzt noch kein Name erfunden ist, und dessen Umfang wir selbst noch nicht kennen, obgleich dessen Dasein nicht wohl zu bezweifeln ist. Die Seele hat unter gewissen Umständen, die jedoch selten sind und meistens von Kränklichkeit und Auflösung des Körpers begleitet zu sein pflegen, eine größere Freiheit, als gewöhnlich; sie hat ein Vermögen, unmittelbar und ohne Schlüsse, sowohl das dem Raume nach weit von ihr Entlegene wahrzunehmen, als die Dinge der Zukunft bestimmt zu empfinden. Die Beschaffenheit der menschlichen Natur ist uns bei weitem noch nicht bekannt, daß wir deswegen Alles in Rücksicht ihrer verwerfen sollten, was wir aus gewöhnlichen, uns bekannten Ursachen nicht erklären können. Schon das Alterthum kannte das Eigenthümliche der menschlichen Seele so gut, als wir, und fand jene unerklärliche Wahrnehmungs- und Seherkraft besonders bei Nervenschwachen, und noch öfters bei Sterbenden. Zahlreiche Erfahrungen späterer Zeiten, bis zu unsern Tagen, stimmen damit, trotz alles unsers Unglaubens, überein, daß es Verhältnisse gebe, wo die Seele, weniger von ihrem Körper gebunden, über den Wirkungskreis irdischer Sinnlichkeit hinaustritt. Ob nicht ein ähnlicher Zustand auch mit jenen Entzückungen erhabener Geister verknüpft sein könne, da sie sich mit den Schwingen der Urtheilskraft über die Gegenwart erheben in das Leben der Zukunft — wer kann es sagen?

Aber die längst vor ihrer Erfüllung niedergeschriebenen Weissagungen eines Jesaias, der dem Verderben seines Volkes donnerte, eines weinenden Jeremias und jener andern göttlichen Propheten, sind erfüllt! Es trat der Messias ins Leben, den ihre Stimmen verkündeten, den der Unglaube ihrer Zeitgenossen verwarf. Es sank Jerusalem in Schutt und Asche, wie Jesus weissagte, und Brüder zuckten seiner

Lehre willen das Schwert wider Brüder, und sein Wort siegte über die Welt, wie er verhieß!

Aber die Gabe der Weissagung kann bestehen, ohne daß Jeder Prophet ist, der es sein will. Dies ergibt sich als natürliche Folge aus allem Vorherigen; und die Aechtheit und Richtigkeit der Weissagung ist so lange zu bezweifeln, als sie nicht wahr geworden ist.

Wer hätte nicht schon die Erfahrung gemacht, daß die scharfsinnigsten Berechnungen der Urtheilskraft falsch waren? Selbst wenn der Geist großer Männer weder in den Ansichten der Dinge, noch in ihren Schlußfolgen irrte, konnten nachher Umstände eintreten, die, weil sie ganz unerwartet kamen, alle Erwartungen zu Schanden machten. Daher ist es thöricht, auf Vermuthungen von allerhöchster Wahrscheinlichkeit wie auf unumstößliche Gewißheiten zu bauen; oder dasjenige für Ahnung zu halten, was unsere Einbildungskraft bewegt hat, oder unser Fürchten oder Hoffen besonders anspricht. Gott ist allwissend, er will nicht, daß es der Mensch sei. Könnte der Sterbliche die Zukunft mit Sicherheit erforschen, so würde er nicht mehr tugendhaft sein, sondern er würde gezwungen durch den Anblick des Künftigen handeln. Frei soll er sein, in der Brust das Gesetz Gottes, mit jedem Augenblick an einem Scheidewege stehen, wo er zu wählen hat. Nach seinen Wahlen wird er gerichtet.

Sind nun selbst die Berechnungen einer geübten Urtheilskraft von den Dingen der Zukunft betrügerisch, um wie viel mehr müssen es bloße Spiele der Einbildungskraft sein, die wir Träume heißen. Daß nach hundert gehabten Träumen endlich einmal etwas begegnet, was mit einem derselben Aehnlichkeit hat, ist nicht so sehr wunderbar, als wenn dergleichen niemals geschähe. Manche Träume, besonders in Morgenstunden, wenn sie heller in uns werden, machen auf uns großen Eindruck. Wem aber ist nicht schon geschehen, daß er sogar wachend, wenn auch nur bei Nachtzeit im Dunkeln, vor Gespinnsten seiner eigenen Phantasie erschrocken wäre? Der Eindruck schwerer Träume rührt meistens vom jeweiligen Zustand der Gesundheit, oft sogar nur von der Lage des Körpers her, die er im Schlaf hat.

Noch verächtlicher und alles Glaubens unwürdig müssen endlich solche Mittel zur Erforschung oder Bezeichnung des Künftigen sein, welche gar nicht im leisesten Zusammenhange weder mit der Natur unserer Seele, als Ursache, noch mit einstigen Schicksalen, als Wirkung, sind. Dahin gehört, daß man nach Weise roher Völker gewissen Zahlen, Thieren, Tagen und andern Zufälligkeiten, Bedeutsamkeit gibt; oder daß man durch sogenanntes Kartenschlagen, Bleigiessen in besondern Stunden des Jahres, durch Halmen knüpfen, Loose ziehen, und welches sonst noch die thörichten Erfindungen altvetterlischen Aberglaubens sein mögen, das Verborgene ergründen will.

Fern sei diese Abweichung der Vernunft, diese Entweihung des Geistes von mir! Warum sollte ich mich mit fruchtlosem Vorwitz quälen, warum mich mit leeren Hoffnungen täuschen, oder mit ganz vergeblichen Besorgnissen ängstigen! Möge geschehen, was da wolle, es kann doch endlich nichts geschehen ohne Deinen Willen, o mein göttlicher Vater. Und wüßte ich auch das, was kommen sollte, wirklich zuvor, ich könnte ja doch im Gewebe der Schicksale nichts ändern, das Deine Allmacht mit der allerhöchsten Weisheit unwandelbar angeordnet hast. Du spareſt mir neben den bösen Tagen auch die fröhlichen auf, und gibst mir zu seiner Zeit, was mir jedes im rechten Augenblick am allererspießlichsten ist.

Darum mit der Zuversicht des Kindes halte ich, o Vater der Seligkeit und des Erbarmens, fest an Dir. Ich, ganz und auf immer hingegeben Deiner weisen Führung, verschmähe die thörichten Hilfsmittel menschlicher Neugier. Zufrieden mit der einzigen Weissagung, die ich durch Jesum Christum habe, daß die, welche Deinen heiligen Willen thun, das ewige Leben haben, ist alles andere Wissen mir entbehrlich.

XL.

Der Unverträgliche.

Kol. 3, 13.

O, wie wird das Herz beschwert
Durch des Unmuths Leidenschaft!
Zanksucht, Zorn und Haß verzehrt
Nach und nach des Lebens Kraft;
Mindert unsre Zahl von Jahren;
Jede reine Freud' entflieht.
Herr, der auf mich Schwachen sieht,
Ach, du wolleſt mich bewahren,
Daß ich ohne Murren, frei
Von Verdruß, nur Liebe sei.

Wer mir flucht, ihn will ich segnen,
Wie mein Heiland, Jesus, that;
Will dem nachtsichtvoll begegnen,
Der zum Streiten Neigung hat.
Möge mich Dein Geist beleben,
Daß ich, Vater, als Dein Kind,
Liebreich sei, wie Du, gesinnt!
Herr, Du wollst den Sinn mir geben,
Der bei Fehlern Nachsicht zeigt,
Und mit Sanftmuth spricht und schweigt.

Man muß erstaunen, welche Mühe sich die Menschen oft geben, um ihres Lebens so wenig als möglich froh zu werden; wie sie es sich gleichsam zur ersten Pflicht machen, eben so wohl Andern, als noch weit mehr sich selber, die wenigen Lebenstage zu verbittern, die ihnen die Gunst ihres Schöpfers auf Erden gestatten will.

Da gibt es vielerlei Personen, die, es mag geschehen was wolle, mit nichts zufrieden sind, und mit keinem Menschen auskommen können, so gut und nachgebend er auch gegen sie sei. Immer haben sie Stoff zu tadeln, zu zanken, Vorwürfe zu machen, und sich über Andere zu beklagen.

Immer schliessen sie neue Freundschaften, und keine können sie lange haben. Nirgends gefällt es ihnen; aller Orten finden sie Anstoß; aller Orten etwas auszusetzen; bald an den Einrichtungen; bald an den Leuten, mit denen sie in Verhältniß stehen müssen. Keiner macht es ihnen zu Dank.

Solche ungesellige und unverträgliche Leute können neben ihrer Untugend sehr liebenswürdige Eigenschaften haben, und daher auf den ersten Anblick sehr für sich einnehmen, so lange man sie und ihre Unart nicht näher kennt. Auch pflegen sie an fremden Orten oder bei neuen Bekanntschaften ihr mürrisches und herrisches Wesen nicht leicht zu äussern. Sie sind höflich, nachsichtig, voller Aufmerksamkeit gegen Andere. Sie wünschen zu gefallen. Sie bemühen sich, Beifall zu gewinnen, theils weil sie sich einbilden, die neuen Bekanntschaften seien wirklich nach ihrem Geschmacke, seien Menschen nach ihrem Herzen; theils um Andern, mit denen sie im Unfrieden leben, zu zeigen, daß sie keineswegs von Natur ungesellig und unfreundlich sind, sondern erst durch Fehler der frühern Bekannten gezwungen worden sind, es zu werden. — Sobald aber die neue Bekanntschaft einige Wochen älter geworden sein mag, den Reiz der Neuheit verloren hat; sobald nähere Freundschaft einige Vertraulichkeit mehr gestattet: wendet der Unverträgliche die rauhe Seite auswärts, und wird auch er der Alte wieder, ohne weitere Schonung. Er tadelt, macht Vorwürfe, wird rechthaberisch, möchte Alles nach seinem Kopfe haben, und endet damit, die Freundschaft wieder zu zerreissen, die er vorher so emsig gesucht hatte, und die Achtung, welche man für ihn empfand, trotzig zu verscherzen.

Diese seltsame Gemüthsart, welche alle übrigen löblichen Eigenschaften einer Person, alle ihre vortrefflichen Anlagen und Kenntnisse, so glänzend dieselben auch oft sind, wieder verdunkelt, zuweilen ganz unbrauchbar macht, ist oft nur Frucht eben vom Bewußtsein solcher Vorzüge; nur Wirkung von dem Stolz auf ihren Besitz. Mit einem kleinen Grade von innerer Bescheidenheit würde der Unverträgliche sich in den Verträglichsten aller Menschen verwandeln. Aber dies Bewußtsein verleitet ihn,

jeden Andern übersehen und durch sein Urtheil lenken zu wollen. Er glaubt Alles richtiger einzusehen, Alles besser zu wissen; jeder Widerspruch beleidigt und reizt ihn, ist für ihn ein Zweifel an seinem gesunden Verstandesblick, ein Mißtrauen in seine Kenntnisse und Erfahrungen. Er verwirft mit absprechendem Tone, was nicht nach seinem Geschmacke ist; fällt über das Wichtige und Unwichtige ein schneidendes Urtheil; will Recht behalten, selbst mit Gefahr, daß er Andere kränkt. In seiner Leidenschaft ist ihm gleich, ob man ihn hasse oder nicht; er meint über allen Andern zu stehen, sich selber genug und unabhängig zu sein. Wird er beleidigt, er erwiedert trotzig; wird er verhaßt oder auch in seinen guten Eigenschaften verkannt — er tröstet sich mit seinem Bewußtsein; er ist des Schmähens gewohnt. Ihm sind alle diejenigen keiner Achtung werth, die sich nicht gefallen lassen, mit ihm übereinzustimmen.

Gewöhnlich wird der Grund zu solcher fehlerhaften Denkart schon in der ersten Erziehung gelegt, wenn Aeltern ein Kind verzärteln, ihm schmeicheln wegen seiner Naturgaben, ihm soviel als möglich den Willen lassen. Diese blinde Liebe der Aeltern macht das Kind gebieterisch, voll allzugroßen Vertrauens auf seine Vorzüge, und in der Richtung seines Willens eigensinnig. Um Recht zu behalten, wird es Alles aufopfern, auch das Angenehmste; es wird Alles, wenn auch mit Thränen, entbehren, nur nicht den Triumph, seinen Willen behauptet zu haben. — Dieser Stolz auf sich selbst und die daraus entspringende Neigung zum Allesbesserwissenwollen, zur Rechthaberei, zum Eigensinn, kann aber eben so gut auch Wirkung vom Gegentheil in der Erziehungsart sein. Man behandle nur ein Kind sehr strenge, hart und oft ungerecht: überzeugt von der Ungerechtigkeit und Kurzsichtigkeit seiner Erzieher, wird es schweigend dulden, dennoch bei seinem Sinn bleiben; sich gewöhnen, Mißtrauen in Verstand und Herz Anderer zu setzen, seine Ueberzeugungen für die allein richtigen zu halten, und sie bei reiferm und unabhängigerm Alter mit gleicher Härte geltend machen, wie einst ihm geschah. — Auch Leute, die in ihrer Jugend versäumt, arm und im

Druck lebten, aber sich durch eigene Kraft zu einem gewissen Ansehen hinaufschwangen, können leicht, weil sie im Vertrauen auf ihre Kraft und ihren Werth zu weit gehen, zu dem rechthaberischen Stolz verleitet und zur Unverträglichkeit geneigt werden.

Immer ist damit eine schiefe Ansicht der Welt verbunden; nicht nur in der Rücksicht, daß der Mensch sich einbildet, man müsse ihm, wegen seiner übrigen Vortrefflichkeiten, im Umgange manche Nachlässigkeit, manche Launen, manche Härte des Ausdrucks, manches Aufbrausen zu gut halten; sondern auch, daß er glaubt, alle Menschen müßten von seinen Grundsätzen, als den allein richtigen, ausgehen; die Dinge des Lebens nach seiner Weise anschauen; und wären, so oft sie von ihm abweichen, Verirrte, Unwissende, Thoren, am Verstand beschränkte oder im Herzen verdorbene, verächtliche Wesen.

Der Grund zu einer unverträglichen Gemüthsart kann jedoch auch sehr häufig in einer körperlichen, krankhaften Stimmung liegen. Ein reizbares, heftiges Temperament, rege Galle, bringt gern zu trüben Ansichten des Lebens, zum Mißfallen an dem, was uns umgibt, zu Verdruß beim leisesten Widerspruch, zum Aerger über Kleinigkeiten, zum Auffahren im Zorn, zu harten Urtheilen. Da ist Nichts recht, Alles fehlerhaft, lästig und beleidigend. Da ist dem Mißvergnügten gleichsam nicht wohl, bis er einen Gegenstand gefunden hat, den er als die Ursache seiner Aergerlichkeit ansehen, und als solchen mißhandeln kann. Nur wenn er in ganz neuen Verhältnissen sich gewissermaßen selbst vergißt, und der dadurch lebhaft erweckte Geist Meister wird über den Einfluß des kränklichen Körpers: erscheint er heiterer, liebenswürdiger und sich selber nicht mehr ähnlich.

Indessen ist das Uebel der Unverträglichkeit leichter zu heilen, wenn sein erster Ursprung in der Beschaffenheit des Körpers, als wenn es in einer falschen Richtung und Gewöhnung des Gemüths liegt. Die durch einen krankhaften Leib bewirkte Neigung, sich leicht und über Geringfügigkeiten zu ärgern, kann und wird meistens gehoben durch Zerstreuung, Bewegung, Luftveränderung; durch den Wechsel des Lebensalters selbst, so wie durch die unglaubliche Macht

des Geistes über den Körper. Denn sind wir einmal gewiß, daß unser Hang zum Verdruß, Tadeln, Zürnen und Zanken nur eine Wirkung unserer Kränklichkeit sei: so ist es dem Willen des Geistes leicht, zwar nicht eine heitere, fröhliche, zufriedene Stimmung herbeizurufen, aber doch alle unlieblichen Ausdrücke einer mürrischen Laune zu verhüten. Sein eigener, edler Stolz sagt es ihm: willst du Sklave oder Herr deines gebrechlichen, empfindlichen Körpers sein? Sein eigenes Gefühl warnt ihn, im Unglück über Alles behutsamer zu sein, und der ärgerlichen Stimmung nicht zu viel Raum und Glauben zu geben.

Weit schwieriger ist allezeit, einen kranken Geist zu heilen, als einen kränklichen Leib. Jener behält, wenn er nur ernstlich will, unter allen Umständen eine gewisse Herrschaft über diesen. Er soll sie haben. Aber der kranke, fehlerhafte Geist, welcher sich selber heilen soll, ist oft so elend, daß er seine eigene Krankheit nicht für Krankheit erkennen, und noch weniger sie heilen will. Dann entspringen aus einem Uebel allmälig andere. Jede Fehlerhaftigkeit des Gemüthes ist ein um sich fressender Krebsschaden desselben.

Wer sich es einmal zur Gewohnheit gemacht, überall der Rechthaber zu sein; Alles zu verwerfen, was nicht nach seinem Sinn ist; jeden Widerspruch, der ihm gemacht wird, übel zu nehmen; sich um Kleinigkeiten sogleich mit Bekannten und Freunden zu überwerfen; mit Einrichtungen, die gegen seine Meinung sind, oder mit Grundsätzen und Handlungsarten, die von den seinigen abweichen, laute Unzufriedenheit zu äussern: der bleibt wahrlich dabei nicht stehen. Je weniger die Welt auf ihn hört, je bitterer, je hämischer endlich wird er im Urtheilen über die Welt; es setzt sich Menschenhaß und Menschenverachtung im Allgemeinen bei ihm an.

Je mehr er sich und den Werth seiner Einsichten verkannt glaubt, je mißtrauischer und argwöhnischer wird er. Je öfter er Gelegenheit hat zu bemerken, daß Andere beliebter sind, als er; daß Andere mehr vorgezogen und begünstigt werden, ungeachtet sie doch weit weniger Würdigkeit haben mögen, als er: um so leichter wird er die Qual der Miß-

gunst und des Neides empfinden; um so leichter sich ein böses Wort zu viel verzeihen, auch wohl eine wissentliche Verkleinerung und Verleumdung des Glücklichern. Eine Sünde bietet der andern die Hand, und er wird abwechselnd Beute und Opfer von allen.

Einen Tollen aber erwürget wohl der Zorn, und den Albernen tödtet der Eifer (Hiob 5, 2), sprach Eliphas von Theman zu Hiob, als er in seiner Ungeduld über Alles klagte, was ihn umringte. Das gleiche Wort gilt dem unverträglichen Zänker, dem nie etwas recht ist, und der seinen unzufriedenen Launen freien Zügel läßt, um sich Alles und Allen selbst verhaßt zu machen. Er, mit Allen in Zwietracht; immer in Verdrießlichkeiten; oft durch seine Unklugheit in Verlegenheiten empfindlicher Art; beständig im Wahn, verkannt oder nicht nach Verdienst geschätzt zu sein: verzehrt sich selbst in Verdruß, Sorge und Kummer; schwächt mit Zorn und heimlichem Aerger seine Gesundheit, und bereitet sich, ohne es zu wollen, selbstmörderisch ein allzufrühes Grab, oder ein sieches, plagenvolles, mühseliges Alter. Ihn tödtet sein alberner Eifer. — Er kann unmöglich Freunde haben, weil er ohne Duldung und Schonung ist. Der Thor, er versteht nicht zu lieben, und begehrt doch die Liebe, welche gegen ihn sanftmüthig, zartschonend und nachsichtvoll sein soll. Er, der sich selbst und in albernem Trotze alle seine Bekannten, und sogar die verkennt, welche es aufrichtig gut mit ihm meinen, glaubt sich doch von Jedermann verkannt, und grämt sich im Stillen darum. Er, der sich in Niemand fügen will, verlangt doch, nach seinem Willen solle sich Jeder fügen. — Er, der bei einiger Nachgiebigkeit und Milde, die ihm an Andern doch so wohl gefällt, das angenehmste, genußvollste Leben führen könnte, zerreißt seine eigenen Freuden, verwundet sich durch seine Thorheit, durch seinen Eigensinn unaufhörlich selbst, wie ein Wahnsinniger, und klagt hintennach kindisch über der Menschen Tücke, Dummheit, Engherzigkeit und boshaftes Wesen. — Er selbst, weil er es, kleiner Ursachen willen, mit den besten Freunden verdirbt; seine Untergebenen mit Sticheleien oder Scheltworten abstößt; Vorgesetzten mit trotziger Trockenheit oder dem krän-

kenden Ton des Besserwissens, des Gernvorschreibens begegnet: er selbst durch sein unverträgliches Wesen bezeugt, daß er bei allen übrigen löblichen Eigenschaften zu mancherlei Verhältnissen untauglich sei, wo es einen richtigen, leidenschaftlosen Ton und Blick erfordert, ein Passen zur Welt, in der man nicht zanken, sondern Gutes stiften soll. Er selbst hat es sich zuzuschreiben, wenn man ihn zurücksetzt, und Andere, auch bei minderer anderwärtiger Geschicklichkeit, vorzieht; ihn zurücksetzt, nicht weil man wegen seiner beleidigenden Art Rache an ihm üben will, sondern weil er durch seine Denkart unbrauchbar ist. Gewandtheit, kluge Schonung, Verträglichkeit mit Amtsgenossen, Nachbarn und solchen Leuten, mit denen man beisammen leben muß, ersetzt sehr oft reichlich den Abgang mancher andern Fähigkeiten. Denn im gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben hängt bei weitem das Meiste weit weniger von der Kunst der Einsicht, als von der Kunst der Ausübung ab. — So verdirbt der Unverträgliche durch seine böse Laune oder üble Gewöhnung also selbst das Gute, was ihm die Natur verliehen, oder sein Fleiß erworben hat. Er versteht vielleicht Alles, aber nicht die Art, nützlich und wirksam zu sein. Er verstößt sich selbst aus der Gesellschaft; bleibt mit seinen Fähigkeiten unbenutzt; und so viel er sich auch auf diese einbildet, muß er doch mit Verdruß wahrnehmen, daß man seiner sehr gut entbehren könne.

Vorzüglich zu beklagen ist der Unverträgliche aber in seinem häuslichen Leben. Da, wo unter dem heimathlichen Obdach der Weise, der wahrhafte Christ, sein stilles Paradies und unter allen Lebensstürmen seinen freundlichen Ruheort findet, hat er sich seine Hölle bereitet. Denn sein Ton gegen Andere wird der Ton der Andern gegen ihn. Wie er an Andern Alles betadelt, findet man wieder an ihm Alles linkisch und unrecht. Wie er von jedem geringen Versehen großes Aufhebens macht, erwiedert man ihm das Gleiche. So kommt er nie zur Ruhe und dauerhaften Heiterkeit, weil er mit seiner Art zu sein Andere keine Freude ungetrübt geniessen läßt.

Wohl Mancher erkennt sich in diesem traurigen Bilde, und hat längst schon erkannt, daß vielerlei Ungemach seiner

Tage die Folge eines mürrischen, zänkischen, Alles übeldeutenden, heimlich stolzen und herrschbegierigen Wesens war. Es mag sein, daß er oft Recht hatte in seinen Meinungen und Urtheilen; aber er hatte Unrecht in seiner daraus folgenden Handlungsart. Es fehlte ihm nicht an Einsicht der Dinge, aber an der Klugheit, sich auf die beste und zweckmäßigste Weise zu betragen. Es fehlte ihm die Grundlage zu allem Guten, jene stille, feste, religiöse Denkart gegen Gott und Menschen, von welcher der Weiseste der Menschen, der am meisten und dauerhaftesten Gutes wirkte, Jesus Christus, das reinste Vorbild ist. Es fehlte ihm jener religiöse, große Sinn, welchen die heilige Schrift jedem Eingeweihten des Jesus-Glaubens empfiehlt, indem sie spricht: So ziehet an, als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld, und vertrage Einer den Andern, und vergebet euch unter einander, so Jemand Klage hat wider den Andern; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr. Ueber Alles aber ziehet an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. Kol, 3, 12 — 14.

So wollen wir uns nun selber prüfen, woher unser Uebel stamme. Ist unsere finstere, unverträgliche Gemüthsart nur eine Wirkung kränklicher Umstände, so soll Sorge um zerrüttete Gesundheit unsere allerdringendste Pflicht sein. Denn diese Empfindlichkeit, diese Neigung zum Verdruß und Auffahren, diese Sucht, Alles von der schlimmen Seite zu nehmen, dies sinnliche Gefallen, sich durch harte Worte und Zänkereien gleichsam von der Bürde heimlichen Unmuthes zu entladen, kann Vorbote einer das Leben zerstörenden Krankheit sein. Es ist Pflicht, einen verständigen Arzt mit dieser unnatürlichen Reizbarkeit und leicht verstimmten Laune bekannt zu machen, und sein Urtheil zu hören. Oft weigert man sich, diesen Schritt zu thun, weil man sich nicht für erkrankt, sondern die Menschen um sich her für schlecht hält. Aber dies ist schon selbst ein höherer Grad der Krankheit, in dem sie sich selber nicht mehr empfindet, ob sie gleich noch nicht durch andere äusserliche Zeichen am Körper sichtbar geworden. Man hat dergleichen Zustände oft bei Personen vorhergehen sehen, die nachher ein schweres

Siechthum zu überstehen hatten; oft stellte sich nach einer überstandenen, gefährlichen Krankheit die ganze Heiterkeit und Verträglichkeit des ehemaligen Sinnes wieder her, und der Genesende, vorher mürrisch und zänkisch, nun freundlich und gütig mit Allen, schien ein ganz neuer Mensch geworden.

Spürtest du aber schon seit vielen Jahren und aus alten Vorwürfen deiner Jugendfreunde und Bekannten, daß eine gewisse Unzufriedenheit, auflodernde Heftigkeit, ein streitsüchtiges unverträgliches Wesen in deiner Gemüths- und Denkart sei; — fühltest du schon längst, daß es ein geheimer Stolz war, der dich gegen Andere anmaßend machte, und unzufrieden, wenn sie deinen Wünschen, Entwürfen und Meinungen widersprachen; — Unglücklicher, so beklage ich dich mehr, als wärest du körperlich leidend. Denn diese Fehler bis auf die letzte Wurzel in dir auszurotten, wird dir einen schweren Kampf kosten. Deine arge Gewohnheit wird sich immer wieder aufthun, wenn du sie auch schon überwunden zu haben glaubtest. Aber, Freund! wohnt der rechte Stolz des edeln Geistes in dir, — der, zu wissen, daß du Alles über dich vermögest, was du wolltest: dann ist der Sieg nicht unmöglich; dann hast du noch Hoffnung, in dir selbst ruhig, von allen deinen Bekannten dich geliebt, und deinen übrigen Werth anerkannt zu sehen. Du wirst noch glücklich sein! Füge nur zu deinen übrigen Vollkommenheiten jene reine Freundlichkeit, jene herzliche Demuth, Sanftmuth und Geduld mit fremden Fehlern, wovon die Schrift redet; besonders die Alles ertragende, Alles gern froh und mit sich zufrieden machen wollende Liebe, die das Band aller Vollkommenheit ist.

Lerne vor allen Dingen nur erst schweigen, wo dich gewohnter Unmuth zum Reden zwingen will; lerne erst ertragen, dulden, verzeihen, wenn andere Personen Schwächen zeigen — dann erst menschenfreundlich dich in ihren Sinn fügen, wo du es ohne deinen und Anderer großen Nachtheil darfst. — Denke oft, daß man durch Zank und Vorwurf, hämischen Tadel und Aeusserung des Unwillens nichts verbessert, gewöhnlich verschlimmert; daß

mit Güte und Liebe Alles, mit Trotz Nichts bezwungen wird. — Erinnere dich bei jedem Anlasse, wo fremde Urtheile und Grundsätze von den deinigen abweichen, daß du in deiner Art zu sein, bei deinen Vorkenntnissen, deinen Erfahrungen vollkommen recht habest; hingegen daß Andere, in ganz andern Stellungen, Ansichten, Kenntnissen und Erfahrungen, ebenfalls von der Wahrheit und Richtigkeit ihrer Ueberzeugungen gewiß sind; daß ein einziger Sterblicher, wie du, nicht Alles allein am besten wisse, und daß, selbst wenn du allein Alles wüßtest, es Thorheit wäre, Jeden zwingen zu wollen, deine Neigungen, deine Ansichten, deinen Geschmack zu haben. Gott selbst ist der Urheber der unendlichen Verschiedenheit unter den menschlichen Geistern. Du kannst nicht machen, daß Alle denken, wollen und handeln, wie du; du kannst nicht Alle in dein Selbst verwandeln; du bist nicht Gott. Dulde Andere, wie man dich dulden soll; aber wähne nicht, daß sie sich von dir belieben lassen müssen, was du dir von ihnen nicht gefallen lässest.

Hassest du, man wird dich hassen; verachtest du die Leute, sie werden dich wieder verachten; trotzest du ihnen, sie werden dir wieder trotzen. Darum — ist dir ein heiteres Leben, ein segnender Vater im Himmel theuer — lege ab deine Untugend: liebe, und Jeder wird dich lieb haben; mache Jedem, der mit dir in Berührung kommt, wenn auch nur durch ein gutes, freundliches Wort, einen frohen Augenblick, und Jeder wird eine Gelegenheit suchen, auch dich glücklicher machen zu helfen.

Und dies sei auch mein Streben! Heiliger Gott, der Du Kraft und Segen und Gelingen zu allem Guten gibst, o gib auch mir Kraft, daß ich mich selbst überwinde, und durch Liebe Deiner und Deiner Erschaffenen ein Band aller Vollkommenheit gewinne, die vor Dir gilt. Amen.

XLI.

Gefahren willkührlicher Träumereien.

Matth. 4, 27. 28.

Wer heilig ist, der bleib' auch heilig,
Wer sündigt, zittre! — Denn der Herr,
Der uns bereitet hat, ist heilig,
Und heilig ist sein Recht, wie er!
Wohl dem, der schuldlos, rein und gut
Sein Bild wird, und was recht ist, thut.

Wer zur Vollendung roher Sünden
Zwar seines Körpers Kraft nicht leiht,
Gedanken aber und Empfinden
Mit Bildern schnöder Lust entweiht: —
Ist der kein Sünder? und steht der
Vor Gottes Auge heiliger?

Gott sieht, Gott prüft, Gott wäget Alles,
Gedanken, Wunsch, Entschluß und That,
Der Tugend Werth, den Reiz des Falles,
Der Sünden Keim und ihre Saat.
Wer richtet zwischen Finsterniß
Und Licht, wie Gott? wer so gewiß?

Mehr oder weniger spielt wohl jeder Mensch gleichsam seine doppelte und dreifache Rolle fast zu gleicher Zeit. Ein ganz anderer ist er im öffentlichen Leben, im Umgang mit Freunden, Bekannten, Fremden, Vorgesetzten, Untergebenen. Er stellt sich ihnen immer, soviel er kann, nur von der achtungswürdigsten Seite dar; ist begierig, ihnen zu gefallen, eine vortheilhafte Meinung von sich beizubringen, ihnen Ehrerbietung einzuflößen. Er ist, wenn auch nur dem Scheine nach, besser, rechtschaffener, liebreicher, strenger in seinen Pflichtverhältnissen. So wie er, wenn er aus seinem Hause geht, in seiner Kleidung sorgfältiger, reiner, zierlicher ist: so ist er auch in seinem

Betragen behutsamer, höflicher; in seinen Reden bedachtsamer, überlegter; in seinen Handlungen gefälliger und zuvorkommender.

Ganz anders, als auffer dem Hause, kann der gleiche Mensch innerhalb seiner Wohnung sein, wo er die Festtagskleider nicht trägt, sondern in der bequemern Haustracht geht. Da ist er, wie im Aeusserlichen nachlässiger, auch in seinen Werken und Worten weniger vorsichtig. Seine Gesinnungen offenbart er unverhehlter; gegen seine Hausgenossen ist er nicht, wie gegen die Fremden; oft leider das Gegentheil von Allem, wodurch er Fremden zu gefallen sucht. Er läßt seinen guten und übeln Launen freiern Lauf; wägt seine Worte nicht ab; gibt seine Urtheile über Leute, mit denen er auffer dem Hause Geschäfte hatte, ohne Rücksicht; mit einem Worte, er zeigt sich natürlicher und wie er in der That beschaffen ist, nicht, was er Andern scheinen möchte. Wahrlich, der ist für einen der edlern Menschen zu halten, der auch innerhalb seiner Wohnung, gegen die allervertrautesten Theilnehmer seines häuslichen Lebens, nicht anders ist, als er sich zeigt; hier eben so dienstgefällig, freundlich, nachgebend spricht und handelt, als auffer dem Hause; hier in seinen Urtheilen und Gesinnungen über Fremde nicht anders ist, als er sich ihnen selbst durch Benehmen äufferte. — Wie Wenige vermögen dies. Wie Wenige sind so wahr draussen, als daheim bei den Ihrigen!

Aber selbst noch ganz anders, als bei den Ihrigen, sind endlich die Menschen im Innersten ihres Gemüths. O, wer ist rein genug, sich in allen Gedanken und Empfindungen seinen ihn umgebenden nächsten Freunden, seiner Gattin, seinem Gatten, seinen Kindern, Geschwistern und vertrautesten Gesellschaftern zu offenbaren? Wer ist unschuldig genug, daß er ohne Furcht und Erröthen Jeden Alles, was im Verborgenen seines Gemüthes zuweilen vorgeht, lesen lassen könnte! Also auch gegen unsere mit uns wohlbekanntesten Geliebten haben wir gleichsam noch eine verschönernde Larve nothig; also auch noch Geheimnisse, die wir um Alles in der Welt nicht gestehen würden, gegen

die, vor denen wir dem Anschein nach gar keine Geheimnisse mehr haben!

So spielt der Mensch, selbst sogar der bessere, seine Doppelrolle. Darum, so genau Einer auch den Andern zu kennen meint, kennt er ihn doch nie vollkommen. Nur Gott ist allwissend; darum richtet nur Gott den Sterblichen gerecht. — Nach dem Leben ausser dem Hause richtet die Welt; sie daher meistens nur den Schein; sie kann nicht wissen, aus welchen Absichten das Wort und die That kam, die sie beurtheilt. Nach dem zwanglosern, häuslichen Betragen richtet der vertraute Hausgenosse, und schon weit strenger, richtiger, als die übrige Welt. Denn im Hause läßt auch der Schlaueste oft unwillkührlich die Maske der Verstellung fallen, und aus einzelnen Worten und Geberden ahnen und erspüren wir seinen verborgensten Sinn. Aber den innern Menschen richtet der Allwissende. Nur was der Sterbliche in sich selber ist, nicht was er von aussen scheint oder scheinen will, macht seinen Werth oder Unwerth vor dem Allgegenwärtigen. Aus diesem verheimlichten Innern hervor gehen die ausgesprochenen Urtheile, Befehle, Bitten, Drohungen, Schmeicheleien, Rechtfertigungen, Klagen. Man vernimmt das Wort, man sieht die That, aber die dabei im dunkeln Hintergrunde des Gemüths versteckten Absichten erräth schwerlich Einer mit Gewißheit vom Andern.

Also werde ich von Gott nicht nach meinen für Menschen hingesprochenen Worten, nicht nach meinen äussern Werken, sondern nach meinen geheimen Absichten, nach meinen Gesinnungen, die kein Menschenkind erkennt, nach meinen Gedanken gerichtet. Nur diese, welche selten andern Personen offenbar werden, wie sie sind, können als die wahrhaftesten Aeusserungen meines Selbstes gelten. Allwissender, der Du die Reihe meiner täglichen Gedanken klar durchblickst, Du, vor dem nichts Verborgenes sein kann, wie werde ich vor Dir bestehen!

Ach, wir täuschen uns nur gar zu oft selbst, indem wir nur auf unsere Worte und Werke Rücksicht nehmen, wenn wir eine Selbstprüfung eingehen, und unsern Werth und Unwerth vor Gott bestimmen wollen.

Wenn wir einen Tag über nützlich und arbeitsam gewesen sind; wenn wir hier einem Armen Almosen, dort einem Leidenden Hilfe, einem andern Trost, einem dritten guten Rath gegeben haben; wenn wir einen unserer Gegner gütig behandelten; wenn wir Streit und Zank verhüteten; wenn wir uns keinen Ausbruch des Zorns, des Hochmuths, des Neides, der Lästersucht, des Hohnes vorzuwerfen hatten, keine Lüge sagten, keinen Betrug begünstigten: dann schon glauben wir mit unserm Tagewerk zufrieden sein zu können! Dann schon erwarten wir von Gott einen huldreichen Richterspruch! — Elende Selbstverblendung! Als wenn das Auge des Allwissenden nur, gleich menschlichen Augen, unsere Werke sähe, nicht auch die Gedanken, welche dabei waren! Nein, Gott richtet das Gemüth und dessen stille Handlungen, die kein Ohr sonst vernimmt, kein Auge sonst sieht. — Am allerwenigsten sündigt der Mensch mit Werken; am allermeisten sündigt er mit den stillen, nie ausgesprochenen Gedanken!

Inzwischen gibt es Viele, die sich wohl einbilden, was Andern keinen Schaden thue, sei auch keine Sünde. Sie erlauben sich daher, im Stillen Arges zu denken und zu wünschen; genug, daß sie in dem wirklichen Leben keine Hand dazu bieten. O, die Betrogenen! Sie haben das Verbrechen wirklich verübt, nicht vor Menschen (denn sie hatten Scheu verrathen, um bestraft zu werden), sondern vor Gott, vor welchem sie ohne Scheu und Scham waren (als wenn sie Gottes Gerechtigkeit leichter, denn die menschliche bestechen könnten!) — Sie haben das Verbrechen wirklich vollzogen, indem sie mit ihren Gedanken zwar Andern kein Böses in der Wirklichkeit zufügten, aber dagegen sich selber in ihrem Innersten mit sündlichen Neigungen und Gefühlen besudelten, und dadurch auch zur Ausübung des Bösen wirklich reifer machten.

„Ihr habt gehört," sprach Jesus Christus, „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansiehet, ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen! Matth. 5, 27. 28.

Es begegnet nicht selten, daß man in müßigen Augen-

blicken, etwa wenn man allein ist, auf einsamen Spaziergängen, oder in schlummerlosen Stunden der Nacht, oder sonst, sich den Spielen seiner Gedanken überläßt. Man findet Vergnügen an den Gaukeleien seiner Einbildungskraft; und so wie uns zuweilen im Schlafe angenehme Träume Ergötzung bringen, schaffen wir uns auch wohl wachend willkührliche Träumereien von dem, was uns gefällig ist.

Wir pflegen dergleichen Träumereien insgemein für sehr unschuldig zu halten; nennen sie Luftschlösser, welche wir bauen, die uns so lange unterhalten, als sie dauern; wir entwerfen Pläne, die wir im Ernst nicht ausführen möchten, und halten Gespräche in Gedanken mit Personen, die wohl nie gesprochen werden. Weil das Alles sehr unschädlich ist, machen wir uns deswegen kaum Vorwürfe. Von solchen Träumereien glauben wir keine Verantwortlichkeit zu haben; es wäre denn, daß wir wirklich in unsern Gedanken Entwürfe zum Schaden Anderer ausspönnen, und sie zu vollstrecken Sinnes wären. Diese scheinen uns allerdings nichts weniger, als schuldlos zu sein. Der böse Anschlag, welchen wir fassen, ist schon die Hälfte der bösen That, sie möge nachher erfolgen oder nicht. Hingegen ein bloßes Tändeln der Einbildungskraft, ohne allen andern Zweck, als einen Augenblick lang zu vergnügen, eine vielleicht langweilige Viertelstunde abzukürzen, möchten wir kaum verdammen. Und bei allen Prüfungen unsers Herzens am Abend, oder im Gebet vor Gott, fällt uns vielleicht selten bei, auch jener Träumereien zu gedenken; und unter allen guten Vorsätzen, die wir vielleicht beim Antritt eines Tages, oder im Gebet vor Gott fassen, ist wohl selten auch der Vorsatz, in willkührlichen Träumereien, die wir uns bereiten könnten, aufmerksamer auf uns selbst zu sein.

Aber diese Träumereien bestehen aus Gedanken; jeder dieser Gedanken ist eine Handlung unsers Gemüthes; jede dieser in unserm Innern hervorgehenden Handlungen beweiset, wie wir wirklich beschaffen sind, welche Neigungen wir heimlich haben, und was wir zu thun fähig sein würden, wenn alle äussern Umstände dazu günstig wären. Und dies unser Inneres, unser Ich, wie es wahrhaft

ist, nicht wie es unter der Erlaubniß äusserer Umstände erscheint, dies richtet Gott!

Und ist es in seinen Spielen der Einbildungskraft wohl immer so unschuldig, als wir gern geneigt wären, uns zu überreden? Wer könnte und möchte wohl das, was er zuweilen bei sich dachte, ganz wörtlich und ohne alle Verhehlung, einer Person, vor der er wahre Hochachtung hat, erzählen? Wie Mancher würde, wenn seine nach eigener Willkühr gemachten Träume einem Andern ganz deutlich wären, nicht schamroth werden? Wie? und wir werden nicht schamroth vor dem allwissenden Gott, der die Gaukeleien unserer heimlichsten Gedanken und Wünsche sah? Wir erröthen nicht vor uns selber, daß wir uns gestatteten, etwas Unwürdiges zu denken, und uns im Stillen damit selbst zu entehren? Wer die Achtung für sich selbst verloren hat, daß es ihn nicht mehr schmerzt, sich zu entweihen; wer die Achtung für Gott verloren hat, daß er ohne Scheu vor ihm Lust am Sündlichen in Träumereien zeigt — wahrlich der ist nur ein Heuchler vor menschlichen Augen, kein Gotteskind; der ist, was Jesus von den Pharisäern sprach: ein übertünchtes Grab, welches innerhalb voller Moder und Verwesung ist.

Ja, auch diese leichtfertigen Gedankenbilder, in welchen wir uns an Gegenständen ergötzen, die entweder unerlaubt sind, oder unerlaubte Begierden erregen, sind sündlich; diese so unschädlich scheinenden Träumereien haben ihre Gefahren. Sie machen unser Gemüth in der Stille mit dem, was unrecht ist, vertraut: sie gewöhnen uns an das Anschauen des Schlechten, und verderben damit unsern Geschmack für das Edlere; sie machen das Schändliche allmälig einheimisch im Heiligthum unsers Gemüthes, wo es ein ewiger Fremdling sein sollte.

Man muß nicht erstaunen, daß junge Leute, welche die äusserlich beste Erziehung genossen hatten, welche von den vortrefflichsten Grundsätzen durchdrungen sind, sich wirklich die schönsten Vorsätze gemacht hatten, ganz plötzlich und unerwartet aus der Art schlagen konnten, sobald sie sich selbst überlassen waren. Ach, daß sie in Ausschweifungen übergingen, geschah nicht so schnell, als wir glauben: ihre

Einbildungskraft war schon weit früher vergiftet; sie hatten schon Vergnügen an Vorstellungen des Unanständigen genossen. Ihr besseres Selbst sträubte sich freilich gegen That und Wirklichkeit, aber — das Herz war nicht rein, und die böse Begierde erwachte.

Wie der Mensch in seinen verborgensten Neigungen ist, so denkt er, so schafft er sich auch wachend Traumbilder. Wer in Gedanken an verbotenen Früchten schwelgt, die er viel zu redlich ist in That und Wirklichkeit zu rauben, macht sich eine frevelvolle Freude, und unterhandelt wirklich schon mit dem Verbrechen selbst. Es fehlen nur äussere Umstände und Begünstigungen, die Schandthat zu vollbringen. Treten bequeme Gelegenheiten ein: so wird die Begierde eilen, das wirklich zu gewinnen, wovon ihr bisher in reizenden Einbildungen nur der Vorschmack erlaubt ward.

So bereiten demnach selbstgeschaffene Träumereien sehr oft das Gemüth zur Ausübung einer Sünde vor, der es sonst ganz fremd war, und die es erst in unanständigen Vorstellungen allmälig lieb gewann. Und wie manche Person, die öffentlich weder des Ehebruchs, noch der Hurerei schuldig ist; äufferlich in Keuschheit und Sittsamkeit Andern als Muster gelten könnte; noch vor Zweideutigkeiten erröthet, und sich schamhaft vom Unanständigen wegwendet: ist zum Verbrechen reif, hat es in der Einbildung schon vollbracht. In ungeziemenden Träumereien ward die Reinheit des Herzens befleckt, ging die Unschuld des Gemüths vor Gott verloren! — Vertraut mit dem Laster durch die Gedanken, befreundet mit ihm in unzüchtigen Vorstellungen, ist der Abgrund der Schandthat nahe genug, um beim ersten verleitenden Augenblick hinabzuschwindeln. «Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist, du sollst nicht ehebrechen. Ich aber sage euch," sprach Christus, «wer eine Person ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen, ist Wollüstling, ist Verführer, ist Sünder vor Gott, von der Unschuld abgewichen!"

Das ist die Gefahr jener unschädlich scheinenden Träumereien, in welchen sich unsere unanständigen Neigungen erlauben, mit dem, was unrecht ist, zu spielen. In diesem

Spiele gewinnen sie größere Stärke und Macht über das Herz; in diesem Spiele fesseln sie unmerklich den bessern Willen, und blenden den Verstand, daß er die Gefahr selbst nicht mehr wahrnimmt. So ganz unschädlich es auch zu sein scheint, wenn sich zum Beispiel Jemand, der auf ein Amt Hoffnung hat, in müßigen Augenblicken an den Vorstellungen von seiner künftigen Würde ergötzt, wie er da Aufsehen erregen, wie er da den Neid von Diesem und Jenem wecken werde, wie er da über seine Feinde triumphiren könne: so sind doch alle diese kindischen, lächerlichen, oft ganz vergeblich geschehenen Einbildungen traurige Uebungen des Stolzes, der Eitelkeit und Schadenfreude. Diese Uebungen stärken uud reizen nur die ehemals schwache Neigung zur Hoffart; und wenn das Amt und die Würde auch nicht gewonnen wird, bleibt doch die leidenschaftliche Lüsternheit nach Aufsehenerregen und Neiderwecken zurück.

Und wenn man auch selbst über die Spielereien der Einbildungskraft spottet, und es Luftschlösserbauen heißt; wenn man eine reiche Erbschaft oder ein großes Loos in Lotterien, oder einen andern glücklichen Zufall erwartet, der die Glücksumstände verbessern soll; wenn man sich da vorträumt, wie man dann seine Wohnungen verschönern, seinen Tisch mit feinen Leckerbissen füllen wolle; wie man in Geräth und Kleidung glänzen, die Bewunderung aller Bekannten sein und von hohen Personen mit Begierde werde aufgesucht werden: dennoch sind diese und andere Tändeleien der Phantasie gefährlich. Sie erfüllen unbemerkt das Herz mit Wünschen höchst entbehrlicher Dinge; sie entwickeln die Lust an Prachtaufwand, den Hang zum Reichwerden und Goldgewinnen immer mehr; sie machen mit dem, was Gott verliehen, unzufrieden, und rauben uns den ungetrübten Genuß vom Glück gegenwärtiger Verhältnisse.

Nicht genug dies; noch andere Leidenschaften werden zuletzt dadurch erzeugt, die ohnedies vielleicht nicht laut geworden wären. Wer sich in seinen Vorstellungen den Besitz großen Reichthums oder Ansehens vorspiegelte, der ihm durch Ehrenstellen, unvermutheten Gewinn oder an-

sehnliche Erbschaften zufallen könnte, und nachher in seinen Erwartungen schmählich getäuscht ward, wird sich kaum des Neides und der Schmähung gegen die erwehren, welchen die Würden oder Loos und Erbschaften zu Theil geworden sind: wird sich kaum enthalten können, mit seinem eigenen Schicksal zu grollen und wider Gottes allweise Vorsehung zu murren.

Es liessen sich unzählige Beispiele aufstellen, aus welchen deutlich würde, wie nachtheilig für Unschuld, Einfalt, Ruhe und Zufriedenheit des Herzens selbstgeschaffene Träumereien sind; wie sie an sich anfangs schuldlose Neigungen wecken, und zu einer verderblichen Herrschaft über das Gemüth erheben; wie sie unserer Thätigkeit oft ein Ziel vorsetzen, nach welchem wir niemals streben sollten.

Sei es doch, daß dergleichen ergötzliche Träumereien in müßigen Augenblicken hundert- und noch hundertmal ohne Folgen bleiben; eben so schnell vergessen, als vergangen waren: aber dies hundert- und hundertmal Geträumte hat durch seine allzuhäufigen Wiederholungen beurkundet, daß es schon seine Macht auf dich geübt hat; daß schon in dir eine unedle Leidenschaft dadurch zu deinem frühern oder spätern Nachtheil genährt worden ist, und noch immer mehr gestärkt wird; daß du nicht mehr in dir so frei, so rein, so edelmüthig und löblich bist, als du von aussen scheinst; daß du schon oft vor Gott sündigtest, wenn dich die Menschen noch für gut und lasterfrei hielten.

Gott richtet den Sünder! Gott richtet nicht seine äussern Thaten allein, sondern die vor fremden Menschen verborgenen Thatenquellen im Gemüth. Gott richtet den Sünder! Gedanken sind stille Thaten; die Verbrechen der Einbildungskraft stumme Sünden!

Meide alle fruchtlosen, mit Fleiß dir gemachten Täuschungen der Einbildungskraft; alle willkührlichen Träumereien vom Glück, das aus gestillten sinnlichen Begierden und Wünschen hervorsteigen könnte. — Schon sich selber täuschen wollen, gehört zu den Thorheiten des Lebens; und das ganz unnütze Denken heißt deine Zeit verschwenden, in welcher das Nützlichere

hätte gedacht werden müssen, eine Zeit, deren Verlust mit keinem Gut der Welt gekauft werden kann.

Meide willkührliche Träumereien vom Vergnügen an erfüllten Hoffnungen und gestillten Begierden. Eben dadurch werden deine Hoffnungen dein Verderben, und deine Begierden dir zum Sporn des Bösen. Vielleicht hast du selbst schon mehrmals die schädlichen Folgen erkannt. Wandelt dich Lust an, dich an Bildern zu ergötzen, die deiner Unschuld, deiner Besonnenheit, deiner Genügsamkeit und Ruhe Gefahr bringen, — zerstreue dich! ermanne dich, und verachte es, am bloßen Kitzel der Einbildungskraft Gefallen zu finden; rufe deinen Verstand auf, und erwäge statt der Luftschlösser Herrlichkeit, die ernsthaften Verhältnisse deiner wirklichen Umstände.

Meide willkührliche Träumereien, wenn du deiner selbst mächtig bleiben willst. Denn je ofter du dich mit ihnen beschäftigest, je dringender werden sie zu dir zurückkehren; je mehr die Begierde mit Vorspiegelungen gereizt wird, je gebieterischer fordert sie Erfüllung. Du selbst wirst ihr Sklave; wirst Ehre, Unschuld, frohes Gewissen und Lebensruhe ihr hinwürgen müssen.

Ach, Allwissender! schamvoll senke ich meine Augen vor Dir nieder. Nur allzuoft überließ ich mich den Spielen selbstgebildeter Träumereien, die zum Vergnügen eines Augenblicks erfunden wurden, aber sich mit manchem unreinen Gedanken vermischten; manchen Hang zum Ungerechten in mir lebendig machten. Ich war tief genug schon gesunken, wenn ich das Unbillige billigte in meinen Vorstellungen, und vergaß, daß Du der Allgegenwärtige seiest, dem kein Geheimniß ist im stillen Handeln unserer Leidenschaften. Herr, wer kann zählen, wie oft er vor Dir fehle?

Der geringste Theil meines Lebens ist oft derjenige, in welchem ich meine Denkart durch Handlungen offenbare; den allergrößten Theil des Lebens füllen dagegen meine Vorstellungen, stillen Urtheile und die Gespinnste der immer thätigen Einbildungskraft aus. Und ach — bei weitem auf den größten Theil des Lebens verwendete ich bisher die kleinste Aufmerksamkeit! O wie oft mußte ich Dir durch

meine Gesinnungen mißfallen! Wieviel von meinem eiteln und schädlichen Geträume habe ich wieder vergessen! Aber, hast auch Du es vergessen, richtender Gott? Und hat dies scheinbar flüchtige Geträume nicht nachher noch seinen verderblichen Einfluß auf meine übrigen Urtheile, Gefühle und Thaten gehabt, und ihnen eine besondere Richtung gegeben?

O, Vater, ich habe schwer vor Dir gesündigt. Ich komme zu einer Erkenntniß von Schulden, deren ich bisher im Leben gar wenig gedacht habe. Vergib! barmherziger Gott, vergib, auch was ich vielfältig, allen Menschen verborgen, im Herzen gesündigt habe! Mit Erkenntniß der Schuld verbindet sich meine aufrichtige Reue; und mit der Reue der Entschluß, vorsichtiger auf dies Gaukelspiel selbstgemachter Träumereien zu wachen, die jeden vernünftigen Menschen entehren, und auch den tugendhaftesten in Gefahr und Sünde bringen können. — Stehe mir, Gott, bei mit Deiner heiligen Kraft. Amen.

XLII.

Muth zur Tugend.

1. Petr. 3, 13. 14.

Ich will auf ihn nur schauen,
Festhalten an sein Wort;
Was sollte mir denn grauen?
Er ist mein Schild, mein Hort!
Nach Recht und Wahrheit streben,
In Jesu Geist zu leben:
Ist das nicht sein Gebot?
Ha, sollt' ich darum beben,
Wenn alle Welt mir droht?
Ich sollte in Gewittern
Vor Menschenrache zittern?
Nein, möge eine Welt vergehn,
Was recht ist, soll als Recht bestehn;

Ob dornig oder enge
Der Weg der Wahrheit sei,
Verlassen von der Menge:
Ich wall' ihn, Gott getreu.

Und folgsam seinem Worte
Will ich auf ihn nur sehn,
Und durch die enge Pforte
Zur bessern Welt eingehn.
Und wie ich wall', erweitert
Die Aussicht sich umher,
Und sehe dann erheitert,
Was mich geschreckt, nicht mehr.

Sprich zum Adler: Verlasse dein Felsennest, königlicher Vogel, und die Nachbarschaft der Wolken; schleppe deinen Leib im Staub des Erdbodens! Und zur Lilie sprich: Edle Blume, trage Disteln und werde stinkend, wie die Giftpflanze in dem ungesunden Schatten! Dennoch wird die edle Blume ihren süßen Wohlgeruch ausgiessen in die Lüfte, und der Adler wird emporfliegen zur Sonne. Denn Thier und Pflanze haben ihr Gesetz; dem folgen sie und können nicht anders. Ihr Gesetz haben sie von der Hand des Herrn, darum sind sie, was sie sein sollen, und werden nicht anders.

Und hat nicht auch der Geist des Menschen sein Gesetz von der Hand des Herrn empfangen? Was er sein soll, weiß er: wohin er berufen ist, weiß er. Aber selten ist er, was er sein soll; und viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet.

Willst du den Grund der Verderbtheit des heutigen Menschengeschlechts kennen? Es gleicht einer Pflanze, deren Gipfel, der unsterbliche Geist, sich in den Himmel emporstrecken soll, und dessen Wurzel, der Leib und sein irdisches Alles, in die Erde zu dringen bestimmt ist. Aber diese Gottespflanze, in dem Garten der unendlichen Schöpfung, verkümmert in sich selber, und breitet nur wuchernde Wurzeln in die Erde aus. Was niedrig, gemein, was thierisch, was sinnlich ist, das ergötzt den großen Haufen der Leute; dafür leben, dafür sterben sie. Es ist ein feiges Volk, das weder Muth zur Tugend, noch zum Laster hat. Es fürchtet nur, wie ein Sklave, die Geissel, darum meidet es das Böse, und hofft sich auf Erden und jenseits des Grabes gute

Tage zu bereiten, darum preiset es das Gute. Da ist keine innige Liebe der Tugend, da ist kein inniger Abscheu des Lasters. Nur Hang zum Gewinn, zum Wohlleben, zur Macht, zu einem flüchtigen Ruhm des Namens, das ist der Hebel, welcher Alles bewegt, und aus der Todtenruhe hervorreißt. Wie viele sind unter Tausenden, die für Recht und Wahrheit und Freiheit und Unschuld und heiligen Glauben freiwillig Vermögen, Menschenehre, Amtsstellen und das Leben selbst aufopfern möchten? Aber in Noth und Tod gehen sie, um ihren Wohlstand zu retten; in alle Gefahren für ein Stückchen Gold oder eine Hoffnung zu Lobpreisungen von Ihresgleichen, und wagen ihr Leben daran, um bequemlich leben zu können nach ihrem Sinn.

Sie schwanken zwischen Weisheit und Thorheit; sind nicht kalt, nicht warm; wollen Gott dienen und dem Mammon zugleich; nach ihren Lüsten leben und das schönste Loos der Ewigkeit zugleich fordern. Der Augenblick der Gegenwart ist ihr Abgott und ihr Gesetzgeber; und das Urtheil der blinden Menge ihre Richtschnur. Sie lassen ihre Kraft schlafen, ihr besseres Gefühl verstummen, um sich nicht auszeichnen zu müssen, und mit dem großen Haufen den breiten ebenen Weg der Gemeinheit wandern zu können. Denn sie sind verzagt, weil bei ihnen Menschenfurcht über Gottesfurcht steigt. Sie preisen die Großen des Alterthums in ihren Schauspielen, Reden und Schriften; aber wer unter ihnen groß sein wollte, wie jene, und für Recht und Wahrheit sich selbst aufopfern, und lieber untergehen, als Unrecht, Falschheit und selbstsüchtige Tücke anketten möchte, wird Schwärmer geheißen und als Sonderling verspottet. Es ist für sie schändlicher, arm zu sein, als boshaft; gefährlicher, ein zerrissenes Kleid, als verdorbene Grundsätze haben.

Dieser Ton, dieser Geist, diese Buhlerei mit der Gemeinheit macht selbst diejenigen irre, in denen noch lebendige Erkenntniß des Bessern lebt. Das allgemeine Geschrei will die Stimme der Wahrheit überlärmen in ihnen. Weil alles wo anders hinströmt, werden sie zweifelhaft, ob sie auf richtigem Wege gehen, da sie so einsam sind. Und hören sie gleich alltäglich: was Jesus Christus gelebt und gethan, sei der Menschheit Vorbild, und göttlich sein Thun

und Leben gewesen, erblicken sie doch im Leben und Thun der Menschheit alltäglich das schnöde Gegentheil von Allem, was der Göttliche that und lehrte.

Nein, es ist an der Zeit, daß sich auch die Edeln wieder erheben, und wie Jesus Messias, wie die Jünger, wie die Heiligen und Großen der Vorwelt die ewige Wahrheit höher, als die Flitterpracht der Lüge, das ewige Recht höher, als den Stolz der Gewalt, die ewige Tugend höher, als Ueppigkeit, Rang und Weihrauch feiler Schmeichler achten. Nicht wo der große Haufe hintreibt, gefesselt und gezogen von der unreinen Leidenschaft, sondern wohin Wahrheit und Religion und Gewissen wirken, da ist der Weg des Lebens. Nicht wie die Welt will, wie Gott will, ist es recht!

Wir wären beglückter, wären wir rechtschaffener; wir wären rechtschaffener, wären wir muthiger es zu sein; wäre uns der erhabene Gedanke des Wahren und Rechten mehr werth, als eine erhabene Stelle unter Mitbürgern; einfache Weisheit schätzbarer, als kluge Verschmitztheit, und eine heilige That mehr, als der Gewinn eines Goldstücks!

Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommt? Und ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, so seid ihr doch selig. Fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen nicht, und erschrecket nicht! 1. Petri 3, 13. 14.

Also ruft uns das göttliche Wort zu. Muth denn also zu dem, was göttlich ist! Mit dem Göttlichen ist Gott, wer will wider uns sein? Fürchte nicht den Lasterhaften, den Frevler, den Spötter; mag er lästern, freveln, spötteln. Du, Gottesmensch, vollbringe ohne Scheu, was Gott gebeut, was Jesus lehrt, was dein Gewissen heischt, und dein Muth wird den Bösen schrecken, und er wird sich zuletzt seiner Klugheit wie einer Thorheit schämen. Er kann trotzen, aber schaden nimmer. Wer das Böse möchte, kann trotzen, aber er ist klug; feig ist die schlaffe Selbstsucht; feig der von ihr beherrschte Haufe. Darum ist es an der Tugend, daß sie sich in ihrer herrlichen Macht offenbare. Bist du eines edeln, heiligen Entschlusses

voll, und des Gottgefälligen in deinem Unternehmen sicher: dann vollbringe es ohne Furcht. Gott ist mit dir im Bunde; im Bunde mit dir selbst das zitternde Gewissen der Bösen, darum wirst du im Kampfe wider sie obsiegen.

Siehe an die Leute, was wollen sie? Sie tragen Schalkheit im Herzen, aber Edelmuth auf den Lippen; denn sie sind feig, weil sie schlecht sind, darum wollen sie scheinen, was sie nicht sind. Sie betheuern Freundschaft, und lieben doch keinen Andern, als nur sich selber. Das wissen sie alle, darum trauet Keiner dem Andern, und sind unter sich voll Argwohns. Das Reich der Bösen ist immerdar unter sich uneins, nur der Eigennutz bewegt sie, aber doch können sie der Tugend nicht ihre Ehrfurcht versagen. Auch die Teufel glauben einen Gott, und zittern. Darum treiben die feigen Schwächlinge im Dunkeln ihren eigennützigen Handel, und brüsten sich öffentlich mit gemeinnützigen Absichten; erschleichen Gewalt und Ehrenstellen, um zu glänzen, und sprechen rührend von des Volkes Wohlfahrt, als ihrer wichtigsten Sorge; fordern zu Opfern für alles Gute auf, und treiben im Stillen Wucherei, Betrug, Erbschleicherei und Verfälschung; reden von Gewissenhaftigkeit, und brechen heimlich Eide und Gelübde; glänzen geistreich und durch muntere Laune und Witz in Gesellschaften, und sind in ihrem Hause die Plage der Hausgenossen; prahlen übermüthig im Glück, und kriechen zaghaft zurück, wenn es mißlingt; ermahnen zur Kühnheit, und verstecken sich hinter dem Beherzten; sind allezeit da, wenn die Gefahr vorüber ist, als hätte kein Anderer so viel gethan, und reissen die Frucht des Sieges und den Lohn des Siegers an sich; ermahnen zur Dankbarkeit, und vergelten mit Undank; wollen eine Welt vereinigen, und entzweien sich um ein Senfkorn.

Das sind die Leute, welche das große Wort führen, die Zwerge hinter den Masken der Riesen, die Tonangeber, die Achtbaren, denen nichts heilig ist, als ihr Vortheil, und welche Religiosität bald zum Deckmantel eigener Schandbarkeit, bald zum Leitzaum des Volkes machen, um Gewinn zu haben, und im Verborgenen über die Leichtglaubigkeit aller Betrogenen zu lachen, und sich ihrer großen Listig-

keit zu freuen. — Das sind sie, Edler, mit denen du zu kämpfen hast; das sind sie, Gottesmensch, die deiner spotten werden, wenn du dich selbst verläugnest, um dem Beispiel Jesu, der Jünger und aller Heiligen und Großen der Vorwelt zu folgen; die dich verfolgen werden, wenn du ihre Ränke vereitelst, und die Wahrheit an die Stelle ihrer Lüge stellst; die dich fürchten werden, wenn sie erkennen, daß du in der Wirklichkeit bist, was sie nur scheinen möchten; die dir weichen werden, wenn sie Ueberzeugung empfangen, daß du sie nicht mehr fürchtest.

Muth denn zur Tugend! Wer ist, der euch schaden könnte, ihr Kämpfer Gottes, so ihr dem Guten nachkommet?

Diesen Muth zur Tugend verleiht das wahre Christenthum; nicht das falsche Christenthum, noch das Namens-Christenthum der blinden, verwahrloseten, durch Laster und Eigennutz entnervten Menge, welche Herr, Herr! ruft, und Gottes Gebot nicht übt; Gott zu lieben schwört, und den Nächsten haßt; Gott anbetet, und den Leidenschaften des Fleisches dient. Nicht das Christenthum der heutigen Welt gibt den Muth zur Tugend, sondern das Christenthum der ersten Jünger, die für die Wahrheit des Glaubens, für das Recht des Geistes, für die Heiligkeit der Tugend Schmach und Noth, Armuth und Verfolgung, Hohn und Tod mit stillem, standhaftem Sinn duldeten.

Wer mir folgen will, sprach der Messias Jesus, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es erhalten (Luk. 9, 23. 24). In diesen wenigen Worten liegt der Schlüssel zum Geheimniß der Unüberwindlichkeit, zum Sieg des Guten über alle Macht des Schlechten. — Ergreife das Heilige, und vollbringe es, unbekümmert um dich selbst; folge dem Muster Jesu nach, und verläugne dich selbst.

Verläugne dich selbst; das heißt, wenn du etwas Rechtschaffenes zu thun weißt, etwas Wohlthätiges und Gemeinnütziges, frage nicht erst: Welchen Vortheil werde ich davon haben? oder, was werden die Leute von mir denken?

Sondern, weil das Göttliche göttlich, das Rechte recht ist, darum soll es geschehen. Berechne nicht zuvor den allfällig daraus für dich erwachsenden Schaden; nicht, ob du dir mächtige Personen dadurch zu Feinden machst; nicht, ob du Amt und Brod verlierst; nicht, ob man dich verstoßen wird. Du sollst kein Ansehen, kein Vermögen, keine Bequemlichkeit, keine Menschenfurcht groß achten, sondern nur was recht und gut ist. Du sollst bei dem, was recht ist, nicht auf dich selbst, sondern auf Jesum und deine Pflicht sehen; du sollst selbst das Leben verachten. Erst wenn du das kannst, bist du wahrer Christ, wahrer Nachfolger des Göttlichen! Wer keine Furcht hat, Alles einzubüßen, den müssen Alle fürchten, die nichts wagen und verlieren wollen. Er ist ihr Besieger. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer um ein gemächliches, irdisches Wohlbehagen dem höhern geistigen Leben entsagt, der hat die Ewigkeit für einen Augenblick verkauft. Wer aber sein Leben verliert um Jesu willen, der wird es erhalten. Wer ein nichtiges, flüchtiges Gut verachtet, um des Heiligen willen, der hat ein Staubkörnchen verloren, und eine bessere Welt erobert. Darum thue recht, und scheue Niemand. Für Gott Alles verlassen.

Und ob du gleich leidest um der Gerechtigkeit willen, so bist du dennoch selig! Wer durch Verbrechen und Ränke Ehren und Würden erworben hat, meinst du, er könne sich derselben freuen? Selbst der gekrönte Sünder schaudert unter seinem Purpur vor der Gewalt der Wahrheit und des Rechts und vor dem Augenblick der Vergeltung, der endlich Jedem erscheint. Meinst du, wer durch Betrug, Meineid, Anmaßung fremden Eigenthums und schimpfliche Hinterlist großes Vermögen gesammelt hat, er sei selig in dessen Besitz? Nein, das Gold wird ihm endlich gleichgültig, aber nicht das Bewußtsein seiner Schändlichkeit, in der er es erworben hat. Gern möchte er Gott aus dem Weltall hinwegläugnen, um sich selber zu beruhigen; aber nicht einmal den Schmerz des Gewissens kann er aus seinem Herzen fortläugnen. Seine Weine können ihn berauschen, nicht ermuntern; sein Glanz kann ihn blenden, nicht beglücken. Sähest du den Sünder in der Stunde

seiner Verborgenheit und Einsamkeit, du würdest um all sein Gold nicht einen seiner schrecklichen Augenblicke annehmen wollen.

Du aber, Gottesmensch, ob du gleich leidest um der Gerechtigkeit willen, wirst dennoch selig sein. Und verstieße dich dein Vaterland: o, dem Tugendhaften steht überall eine Heimath offen. Und verlörest du die Gunst derer, die Macht haben; verlörest du deine Aemter, Würden und angenehmen Verhältnisse: was liegt an Ehren, die keiner Ehre werth sind? Aber die Tugend wird dir überall Bewunderer und Verehrer erwecken, und eine Hochachtung, welche keine Obrigkeit, kein König sich mit aller Macht erzwingen kann. Und verlörest du, um der Gerechtigkeit willen, Hab und Gut, und müßtest in Armuth einhergehen, und dein Brod auf fremder Erde suchen: o, das innere Hochgefühl würde dir den ärmlichen Bissen zum schwelgerischen Gastmahl verwandeln; in deiner Dürftigkeit würdest du erhabener sein, als ein Weltgebieter. Du hättest Zufälligkeiten verloren, die immer das Spiel des Erdenglücks sind, aber dich selbst, dein wahres Wesen gefunden; du wärest arm, von Allen verlassen, aber dennoch selig. Freudig würdest du auf deinen Gott, muthig stolz jedem Menschen ins Antlitz schauen. Deine Sieger würden die Geschlagenen, du Verfolgter würdest der Triumphirer sein. Mit David würdest du in Zuversicht und Wonne sagen: Gott erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir; Dein Stecken und Stab tröstet mich. Du bereitest vor mir einen Tisch gegen meine Feinde. Du salbest mein Haupt mit Oel, und schenkest mir voll ein. Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben in der Wohnung meines ewigen Vaters immerdar. Psalm 23, 3 — 6.

Wer ist nun, der mir schaden könnte, wenn ich dem Guten nachkomme? Und ob ich auch leide um der Gerechtigkeit willen, so bin ich doch selig. Darum will ich mich nicht vor ihrem Trotzen fürchten, und nicht erschrecken. Muth zur Tugend, mein Herz! Dem Rechtschaffenen fehlt

der Triumph nie. Zittre nicht, der gerechten Sache wegen deinen Wohlstand, dein Ansehen zu verlieren, sondern zittre für die gerechte Sache allein! Mußt du nicht, sei es nun einen Tag oder ein Jahr später oder früher, deinen ganzen irdischen Besitz hinterlassen, und nackt aus dem Leben gehen, wie du hineintratest? Aber die Heiligkeit deiner Sache bleibt; dem Gerechten folgen seine Werke nach. Zittere nicht, mein Herz, wo es die Sache Gottes und die Menschheit angeht. Das Zittern ist an den Bösen, an den Eigennützigen, die für den Augenblick, für den Staub, für Metall, für den Gaumenkitzel, für die Heuchelei falscher Ehrerbietung leben, ohne die Ahnung von einem höhern Gut, von Kleinodien des Geistes zu haben, für welche das Leben abzuwerfen ein Spiel ist.

Wo du, was recht ist, erkennst, verläugne dich selbst, und bekenne es unerschrocken und standhaft. Wo ein Bekenner der Wahrheit redet, handelt wider die Falschheit, stehe ihm zu; halte mit ihm; dulde, leide, wie er; sein Lohn vor Gott wird auch der deinige sein. Bekenne Jesum, er wird auch dich einst bekennen!

Bist du der Juden König? fragte von seinem Richterstuhl herab Pilatus der Landpfleger den Messias, der im erhabenen Stolz der Unschuld vor ihm stand. Rings stand der geblendete, wankelmüthige, lärmsüchtige Pöbel, rings die rachebrennende, feige Schaar der Ankläger und Feinde der Wahrheit, der Tugend Verleumder; fern stand Golgatha, die drohende Richtstätte; in des Schwächlings Pilatus Blicken der Wunsch, den Edeln zu retten, an welchem er keine Schuld fand; fern umher der schüchterne Haufe der Jünger, der weinenden Freunde. Bist du der Juden König? fragte Pilatus, und hoffte, eine der Welt übliche Klugheit, ein feiges Nein werde den erhabenen Verklagten retten. Christus Jesus aber antwortete, und sprach: du sagst es.

O Gottes Sohn! o Heiland der Menschheit! für mich, auch für mich hast Du Dich der Schmach und dem Tode hingegeben. Wie, sollte ich nicht mit gleich göttlichem Muthe auch mich fortan verläugnen, wenn es darauf ankommt, Dich und die Tugend zu bekennen? Vor wessen Drohen

sollte ich denn erschrecken, wenn mir vor dem Weltrichter nicht bange ist? Wer kann mir denn Glück geben oder rauben? Wahrlich doch nicht Menschengunst und Menschenhaß. Meine innere Seligkeit ist wohl unabhängig von Menschenlaunen! Wer kann mir Ehre geben, oder Ehre nehmen? Doch wohl nicht der Einfall eines Großen, die Gewogenheit oder Ungnade eines Obern, oder das Urtheil des gemeinen, leichtgeführten Volkshaufens? Nein, meines Geistes ewige Ehre ist die Tugend, die vor Gott gilt. Meinen Leib können sie tödten, aber den Geist nicht. Das Recht verdrehen können sie mit Bosheit, die Unschuld verdächtigen in Feigheit; aber mögen sich die schwärzesten Wetterwolken vor die Sonne lagern, sie können nicht deren Strahlen auslöschen. Die Majestät der Wahrheit strahlt nach Jahrhunderten noch über den Gräbern der Bekenner.

XLIII.

In der Gegenwart leben.

Matth. 6, 34.

Sei froh des Tags, den Gottes Hand
Dir reicht vom Lebensbaum.
Was morgen kommt, ist unbekannt;
Was gestern war, ein Traum.

Ist es nicht seltsam, daß von so vielen Lebenden nur wenige verstehen, wirklich zu leben? Sie glauben zu leben, weil sie wachen, schlafen, essen, trinken, reden, denken. Aber, genau betrachtet, leben sie den geringsten Theil der Zeit, in der sie da sind, sondern sie haben gelebt, oder wollen noch leben.

Wir leben freilich auch, wenn wir schlafen. Aber wir sind uns im Schlafe desselben unbewußt. Wir sind da

gewissermaßen, als wären wir nicht. Man kann von demjenigen erst sagen, er lebe ganz, der, was da ist, mit vollem Bewußtsein erkennt und genießt.

Wir leben nicht eigentlich mit dem Leibe, sondern mit dem Geiste, der den Körper beseelt. So sind wir im strengen Sinn des Wortes auch nicht eigentlich an derjenigen Stelle, wo sich der Leib befindet, sondern da, wo unser Geist ist. Daher können wir dem Leibe nach in großer Gesellschaft und dennoch abwesend sein, nämlich mit dem Geiste. Und wir sagen mit Recht zu einem geliebten, von uns getrennten Freunde: ich bin fast beständig nur bei dir, und nie bei meinen Geschäften.

Wer den größren Theil seines Tages mit den Gedanken in der Zukunft lebt, sich immer voraus mit dem beschäftigt, was er in den nächsten Stunden thun will, oder was in den folgenden Tagen geschehen wird, vergißt darüber wirklich den Augenblick, der da ist, und lebt zwar mit dem Leibe in ihm, aber nicht mit dem Geiste. Für ihn ist die Gegenwart wie verloren, wie gar nicht vorhanden gewesen. So kann man, indem man darüber mit voller Aufmerksamkeit nachdenkt, Ort und Umgebung vergessen, wo man sich befindet. Man sieht, man hört nichts um sich her; die äussern Sinne sind gleichsam verschlossen, wie vom Schlaf.

Es ist nun freilich wohl als eine Erweiterung des Lebens anzusehen, wenn man vermittelst der Erinnerung oder Vorausschung sowohl in der längst verflossenen oder zukünftigen Zeit, wie in der Gegenwart leben kann. Dies ist ein hoher Vorzug des Menschen, und ein Beweis von der Erhabenheit der menschlichen Natur. Denn die Eiche, welche ein halbes Jahrtausend lebt, weiß weder von der Vergangenheit, noch Zukunft, noch vom gegenwärtigen Augenblick. Sie lebt im Grunde gar nicht, wenn wir ihr Dasein mit dem bewußtseinvollen des Menschen vergleichen. Das Thier sieht weder in die kommenden Tage hinaus, noch in die verschwundenen zurück. Es genießt nur den kleinen, engen Augenblick des Gegenwärtigen, und mit dem Augenblick ist, wie er verschwindet, dessen Dasein auf immer für das Thier vernichtet, als wäre er nie gewesen.

Es lebt daher, auch wenn es hundert Jahre alt würde, eigentlich nur einen Augenblick. Für Pflanzen ist das Dasein eine ewige Nacht; für Thiere ein schwach erleuchteter, geringer Punkt um dasselbe, wo es sich eben befindet; für den Menschen ein sonnenheller Tag, in welchem er übersieht, woher er auf seiner Straße kommt, und wohin er noch geht.

Unterdessen kann doch, wie alles Gute, auch dieser Vortheil der menschlichen Natur gemißbraucht werden. Es kann geschehen, daß wir mit dem Geiste mehr im Vergangenen und Künftigen, als im Gegenwärtigen leben, daß wir darüber den besten Theil des Lebens selbst verlieren; ihn gar nicht haben. Denn das menschliche Dasein besteht aus einer langen Reihe gegenwärtiger Augenblicke. Soviel wir derselben über das vergessen, was war, oder sein wird, so viele haben wir nicht gehabt. Denn was wir nicht empfinden und genieſſen, das haben wir auch wirklich nicht.

Nun aber leben in der That die meisten Menschen selten in der Zeit, die da ist, sondern mit ihren Planen, Wünschen, Sorgen, Hoffnungen und Gedanken in dem, was noch nicht ist. Und sind sie endlich zu dem Tag, zu der Stunde gekommen, der sie schon so lange entgegensahen, haben sie wieder neue Entwürfe und Besorgnisse für das Folgende, und vergessen darüber, was sie so lange erwarteten. Die meisten Leute sind einem Spaziergänger ähnlich, der sich vornimmt, zu seiner Erheiterung eine anmuthige Gegend zu durchwandern. Gleich anfangs denkt er, wie weit er gehen wolle, und beachtet bei seinen Ueberlegungen nicht, was beim Anfang des Weges ihn freundlich umringte. Er geht weiter, neugierig zu wissen, was hinter einem Hügel sein wird, der ihm die Aussicht verdeckt; er kommt dahin, achtet aber nicht auf die neuen Umgebungen, sondern auf einen Bach in der Ferne, den er fürchtet nicht durchschreiten zu können, weil er ohne Brücke ist. Aber das Wasser ist nicht tief; darum macht ihm dies minder Sorge, als ein steiler Fußweg, der über eine Höhe schlüpfrig emporgeht. Sein Wunsch ist, nur dort oben zu sein. Nur dahin ist sein Auge gerichtet, nicht

auf die liebliche Wildniß um ihn her. Er kommt zur Höhe, uud muß in einen Wald treten, wo der Pfad nicht recht kennbar ist. Sein einziger Gedanke wird: wäre ich nur erst durch das Gebüsch, damit ich mich nicht darin verirre. Er durcheilt es mit schnellen Schritten, und ermüdet sucht er nun den kürzesten Heimweg zu seiner Wohnung. Er freut sich voraus, wie er dort der Ruhe pflegen will. Darum bekümmert er sich wenig um das, was rechts und links bleibt. Er ist im Geiste schon zu Hause. Er kommt dahin, und findet Nachrichten, die ihn schon wieder um das bedacht machen, was er thun müsse. So hat er einen Spaziergang vollendet, ohne denselben zu genieſſen. Es bleibt ihm nur eine ganz dunkele Erinnerung von den dort bemerkten Gegenständen. Er war niemals da, wo er war.

Dieses Leben ausser der Gegenwart ist eine wahre Geisteskrankheit; es kann zur Gewohnheit, zur andern Natur werden. Als ein hoher Grad derselben kann die Zerstreutheit des Geistes angesehen werden. Die meisten Menschen leiden an dieser Krankheit, und verlieren über das Vorausſorgen für den Genuß des Lebens den Lebensgenuß. Sie leiden beständigen Hunger, weil sie das Essen vergessen über das, was sie essen wollen. Diese Krankheit des Geistes raubt uns die reinsten Freuden, welche Gott uns darbietet, weil wir über sie hinweg nach denen sehen, die wir noch nicht haben. Sie vermindert auffallend die Summe unsers häuslichen Glückes, weil wir nie in vollem Maase und mit ganzer Seele bei den lieben Unsrigen sind, und unbefangen ihre Freuden, und was eben die Stunde Schönes bringt, mit ihnen theilen. Darum kann man wohl sagen: Wirklich zu leben ist eine Kunst.

Jesus Christus, dieser göttliche Weise, dieser Lehrer der wahrsten Lebensweisheit, ließ den groſsen Fehler vieler Sterblichen keineswegs unbeachtet. Er mahnte sehr dazu, man solle in der Gegenwart leben lernen. Sorget, sprach er, sorget doch nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen! Matth. 6, 34. Fürchtet doch nicht, welches Ungemach euch der künftige

Tag bringen werde, und vermehret damit nicht das Ungemach, welches ihr allenfalls schon habet. Es ist genug, daß jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

Gewiß, es ist nicht unsere eigene Vortrefflichkeit, die uns den Genuß des Lebens verbittert, sondern unsere Schwäche. Eben darum sprach Jesus wider die Sucht, das, was wir haben, wegzugeben für das, was wir nicht einmal wissen, ob wir es bekommen werden. Darum sorget nicht für den andern Morgen; genieſſet den gegenwärtigen Augenblick, und vertauschet nicht das Gewisse für das Ungewisse!

Nie schmecken wir das Dasein in vollerm Maase, und die Gegenwart in ihrer ganzen Kraft so sehr, als in unsern Jugendtagen. Das Kind gehört ganz dem Eindruck und der Gabe der eben vorhandenen Stunde. Es bekümmert sich um das Vergangene wenig, obwohl es auch daran denkt; betrübt sich auch um eine verlorene Freude nicht stark, weil es vom anwesenden Augenblick Ersatz und Entschädigung annimmt. „Glücklicher Leichtsinn!“ sprechen die Bejahrten, wenn sie sehen, wie das junge Herz den Schmerz vergißt, sobald er vorbei ist. „Beneidenswürdiger Frohmuth!“ rufen sie, wenn sie sehen, wie das Kind sich mit einer Kleinigkeit erheitert, und wenig um das härmt, was noch nicht da ist, und von dem die Bejahrten in ihrer Weisheit selbst noch nicht wissen, ob und wann und wie es kommt. Erscheint dem Kinde aber die böse Stunde, so zollt es ihr seine Thräne, um von der nachfolgenden wieder den Trost zu nehmen.

Mit dem Aufwachen der Leidenschaften verfliegt der Frohsinn der Jugend. Volle Heiterkeit des Gemüths ist nur Gesellin der Unschuld. Der Jüngling und die Jungfrau, auf der Grenze zwischen Kindheit und Männlichkeit, empfinden noch vom Glück der ersten, aber auch von der Thorheit des andern. Sie wollen eigentlich für die Zukunft leben, aber sie leben schon in der Zukunft; bauen Plane, und denken, hoffen, fürchten, sorgen, wünschen, können die Zeit nicht erwarten, der sie entgegensehen, und vergessen, in vollen Zügen den Becher der Freude zu trinken,

welchen ihnen der Morgen und Frühling ihrer Lebenszeit darbietet.

Man wird älter; das Sorgen ist mit den Jahren zur Gewohnheit geworden. Man hat nun auch für Andere zu denken. Die Verhältnisse sind mannigfaltiger geworden. Nun sind andere Leidenschaften da, nun die Unruhe des Ehrgeizes, die Begierde der Habsucht, die Qual des Neides, die Angst vor Krankheit, der Kummer um das Alter. Man ist mit den Gedanken schon immer da, wo man noch nicht ist; und wo man ist, findet man gar nicht das Angenehme, was die Einbildungskraft einst davon vorgespiegelt hatte. Fliegt der Geist nicht in die Zukunft hinaus, sieht er gern wehmüthig in die verlebten Tage zurück; preiset die glücklichen Zeiten einer zu früh verschwundenen Jugend und den Verlust geliebter Gespielen. Er lebt überall, nur nicht in dem, was ist; und die Jahre des Greisenthums sind da, ehe man der Tage männlicher Kraft recht gewahr geworden.

Der Greis nun beklagt die Flüchtigkeit des Lebens, die Hinfälligkeit des Menschen. Alles, was er hatte, gleicht ihm einem dunkeln Traum; er weiß wenig davon. Aus siebenzig Jahren haben vielleicht kaum siebenzig Stunden einen lebhaften, deutlichen Eindruck bei ihm hinterlassen, weil er in den übrigen wenig oder gar nicht ihnen selbst, sondern denen lebte, die noch nicht waren. Daher weiß er von seinen Tagen nichts anderes zu sagen, als: sie waren voller Sorgen, und die meisten derselben ganz vergeblich.

Das ist die Lebensgeschichte der meisten Sterblichen. Sind wir nicht zu bedauern? Ist das nicht die Summe der Weisheit, froher und glücklicher Zeit theilhaftig zu werden, wirklich zu leben, was in dem Lehrspruch Jesu liegt: Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen!

Viele Menschen wissen von ihrem Leben gar nichts zu erzählen, aus dem natürlichen Grunde, weil sie es nicht gelebt haben. Höchstens wissen sie noch von einzelnen Vorfällen zu sagen, die ihnen lebhafter als andere im Gedächtnisse blieben.

Diese Vorfälle sind nicht einmal immer die allerwichtigsten, sondern oft an sich ganz unbedeutend. Und doch denken sie mit Vergnügen an dieselben zurück; sie sind sich solcher aber besonders darum so deutlich bewußt, weil sie damals mit vollem Bewußtsein und ohne alle Rücksicht auf anderes dem damaligen Augenblicke gänzlich angehörten. Auch aus dieser Ursache erinnern wir uns von Kinderjahren her mehrerer Ereignisse und Sachen, als aus spätern Zeiten, weil wir in der Kindheit ausschließlich der Gegenwart opferten. Von nachfolgenden Zeiträumen im Jünglings- und Mannsalter haben nur diejenigen Begebenheiten, oft sehr geringfügige, die hellste Vorstellung hinterlassen, wo wir mit ganzem Gemüth zugegen waren, nicht bloß mit dem Körper und getheilter Aufmerksamkeit.

Weil nicht viele Leute die glücklichmachende Kunst kennen, das, was der Augenblick gibt, in allen Einzelnheiten zu schmecken; die Kunst, bei dem mit dem Geiste gegenwärtig zu sein, was gegenwärtig ist: so geschieht es, daß wenige Leute die nützliche Eigenschaft der Geistesgegenwart bei unerwarteten Ereignissen besitzen. Gelehrte, und überhaupt Personen, die sich mehr in der Einsamkeit und mit den Gedanken beschäftigen, weniger mit dem, was der Augenblick rings um sie her stellt, gerathen daher in der wirklichen Welt am leichtesten in diese Verlegenheit; wissen sich weder zu rathen, noch zu helfen, und thun oft das Gegentheil von dem, was sie hätten thun müssen. Personen hingegen, deren volle Aufmerksamkeit das Vorhandene anzieht, die immer für den Augenblick leben, in dem sie sind, zeigen oft von der Geistesgegenwart Wirkungen und Vortheile der bewunderungswürdigsten Art.

Es ist wohl nicht leicht möglich, daß ein Mensch, der es versteht, in der Gegenwart zu leben, und, was sie Gutes hat, zu pflücken, von Langeweile gequält werde; nur dem wird die Zeit lang, der die Gegenwart verkennt, weil er weit mehr von der Zukunft hofft. Kinder haben selten Langeweile, weil eine geringfügige Sache ihnen groß genug ist, sie zu beschäftigen. Eben so der Weise; nicht weil er sich Berechnungen und Träumen überläßt, oder

Hoffnungen und Besorgnissen, sondern weil er in Allem, was er vor sich sieht oder hört, noch etwas Vergnügendes und Belehrendes wahrnimmt. Der Weise schlürft den Becher des Lebens in langsamen Zügen tropfenweise aus, und wird davon durchdrungen. Der gewöhnliche Mensch dürstet immerfort, und stürzt dann den edeln Geistertrank zuweilen stromweise hinunter; schmeckt ihn nicht, sondern verschlingt ihn zur Betäubung, nicht zur Sättigung.

Es hat uns Gott das Gedächtniß gegeben zur Erweiterung des Lebensgenusses, nicht zur Verbitterung desselben; zur Nahrung der Weisheit, nicht der Thorheit. Allein der Sterbliche sucht nur allzugern das Gegentheil zu versuchen. Man todtet die heutige Wonne mit dem schwermüthigen Grämen um die verschwundene, und verliert das neuaufblühende Glück in der Sehnsucht nach dem verlornen. Die gute alte Zeit wird gerühmt, und die gute gegenwärtige Zeit nicht genossen. So bestiehlt sich der thorichte Sterbliche selber, und nimmt sich, was er besitzt, und gibt es an sich ab, wo er nicht mehr ist.

Lebe für die Vergangenheit, nicht in der Vergangenheit. Willst du für sie leben, so mußt du in der Gegenwart so gegenwärtig sein, daß, wenn sie vergangen ist, du ihrer noch immer froh bleibst. Nur wer die Gegenwart ganz zu geniessen versteht, dem vergeht sie nicht gänzlich! Lebe in der Gegenwart, und mache sie zu einem Schatze für die Erinnerung. Kannst du eine schöne That hineinlegen, so lebt der Augenblick, welchen du damit schmücktest, ewig, wenn auch nicht jederzeit in deinen Gedanken, doch in seiner fruchtbringenden Wirksamkeit auf deine und fremde Schicksale.

Lebe für die Zukunft, aber nicht in der Zukunft. Bereite in der Gegenwart durch Sorgfalt und Vorsicht dir Freuden für die noch zu erwartenden Tage. Pflanze und säe in der Gegenwart deine einstige Aernten. Du hast die Freude des Pflanzens; ob du die Freude der Frucht haben wirst, kann Niemand wissen. Für den Weisen hat das Leben gar keinen Winter. Die gegenwärtige Stunde ist für ihn immer Frühling, in welchem er nützliche Saaten ausstreut, und zugleich immer Herbst,

wo ihm frühere Saaten reif werden. Er nimmt die Sorge, sie nimmt ihn nicht. Jede Stunde hat ihr Süßes, ihr Bitteres; jeder Tag seine eigene Plage. Lerne denn, wie die Biene thut, die aus jeder Blume den Honig zu schöpfen weiß, aber das Gift darin zurückläßt. Ist der Tag vorbei, ist auch seine Plage vorüber. Wie thöricht ist es doch, sie durch Furcht schon aus der Zukunft auf den heutigen Tag zu bringen, und sie durch beständiges Seufzen zu verlängern, wenn sie schon der Vergangenheit angehört! — Was aber der gegenwärtige Augenblick Böses bringt, kann nie zu schwer sein, weil der Augenblick nur ein Punkt in der Zeit ist. Nur dann wird ein Augenblick zu schwer, wenn man in ihm mit unnützer Besorgniß die von Gott auf das ganze Jahr vertheilte Noth zusammenfaßt. Gott ist freundlich und schonend; nur die menschliche Thorheit ist grausam.

Weißt du im Gegenwärtigen für das Vergangene und Künftige zu leben, so lerne auch im Gegenwärtigen für die Gegenwart leben. Gehöre ihr mit unbefangener Gemüthlichkeit. Hast du das Deine gethan wegen der Zukunft, und was zu ordnen ist, geordnet: so hänge der Sorge nicht weiter nach. Vertraue Gott; er wird zu dem Guten, was du thust, den Segen legen. Erfüllt er deine Erwartungen nicht so, wie du sie hattest: gut, auch das ist ein Segen für dich! Er hat dir das Beste gegeben; aber du kennst nicht immer das Beste. Lebe mit harmloser, kindlicher Hingebung für die Stunde, die da ist; für die folgenden sorget er weit besser als du. Ringe und strebe doch nicht erst nach Genuß, sondern geniesse. Seufze nicht erst nach Glück, sondern sei glücklich. Das Glück, welches dir die Stunde gewährt, in der du lebst, ist in derselben Stunde dir das angemessenste und beste. Wenn du es verschmähst, hast du nichts, und fühlst dich unglücklich.

Lebe in der Gegenwart, und vergiß dabei, so viel du vermagst, was war und was sein wird. Fürchte nicht, es werde dich dies allzugeneigt zum Leichtsinn und zu schädlicher Sorglosigkeit machen. Wahrlich, Vergangenheit und Zukunft drängen uns sich von selber auf,

weil wir unaufhörlich zwischen beiden stehen. Um uns selber aufrecht zu halten, daß wir nicht ganz in die eine oder andere hinsinken, haben wir genug zu thun, uns ihres Dranges zu erwehren.

Lebe in der Gegenwart; laß deinen fruchtlosen Gram um das Vergangene, deine vergebliche Furcht und Sorge um das Mögliche der kommenden Zeiten fahren. Dein Gram belebt das Todte nicht wieder; deine Sorge löset das Räthsel der Zukunft nicht. Freue dich wie ein Kind dessen, was du eben hast; wäre es auch noch so wenig. Denn nicht die Sache, ob sie kostbar oder gering ist, bringt Freude; sondern das Herz bringt die Freude zur Sache. Dem Unzufriedenen ist die ganze Welt leer.

Lerne in der Gegenwart leben, und denke dabei nicht immer rückwärts und vorwärts, sondern erheitere dich an dem, was um dich ist. Das wird dich genügsam mit dem Wenigsten machen, und reich, wo die Ungenügsamsten arm sind. Du wirst mit Erstaunen Freudenquellen finden, wo du sie vorher in deinem Leben nie vermuthet hättest, und die Thoren verlachen, die nach Ehren und Gütern, Lustgelagen und Veränderungen, nach Berühmtheit und Herrlichkeit rennen, und nirgends finden, was sie eigentlich wollen. Denn weil sie immer in der Zukunft leben und suchen, was doch nothwendig nur in der Gegenwart liegen kann, sind sie gegenwärtig niemals glücklich.

O mein göttlicher Lehrer, Du mein wahrer Seligmacher, wie oft habe ich das Leben verkannt! Nicht leicht hat mich eine Betrachtung Deines Wortes so tief erquickt, wie die Betrachtung des Spruches Deiner Weisheit: Sorget nicht für den andern Morgen! Ja, oft will ich daran denken, wenn mir eitle Bekümmernisse oder Wünsche das Glück und den Genuß der Gegenwart entziehen. Amen.

XLIV.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen.

1. Petr. 2, 23.

Es wird mir, Vater, ja es wird gelingen,
Auch alle meine Feinde zu bezwingen,
Nicht durch Gewalt und Trotz ob ihren Schulden —
Nein, durch mein Dulden.

Demüthig, wie auch Christus war, stets billig
Zu tragen Schwache, sie zu schonen willig,
Will nun auch ich den Fallenden erheben
Und gern vergeben;

Will eilen, jedes Mißtrau'n zu zerstreuen;
Versöhnen sei mein Werk, und nicht entzweien,
Und lindern mit des Trostes Hand die Schmerzen
Gekränkter Herzen.

So werd' auch ich in stillem Frieden wohnen;
So wird auch mein der Menschen Eifer schonen;
So wird, o Gott, auch mir durch dich Erhebung,
Auch mir Vergebung!

Fast jedes Alter hat seine eigenthümlichen Leidenschaften und Lieblingsfehler; fast jeder Stand sogar die seinigen, die ihm besonders ankleben; eben so jedes Geschlecht. Aber die Sucht, sich überall selbst am meisten gültig zu machen, Vorzüge vor Andern zu haben, Herrschaft über Andere zu besitzen, ist Allen gemein. Es werden wenige Menschen gefunden werden, die davon ganz frei sind. Daraus entspringt hier Begierde nach Ruhm, dort nach Geld und Gut; hier nach Schönheit, dort nach Wissenschaft; hier Verachtung der Gefahren, dort Verachtung der Tugend selbst; hier Aufopferung, dort grober Eigennutz. Man möchte fast sagen, die meisten menschlichen Tugenden und Laster quellen aus der gleichen Ursache hervor.

Diese Begierde nach Vorzug, Ehre und Hoheit, welche für das Kind so lockend ist, als für den Greis, ist in der That nur eine Entartung des natürlichen Triebes zur Aeusserung des angebornen Strebens nach Vollkommenheit und Entwickelung. Die Sehnsucht nach Vortrefflichkeit gab uns Gott. Sie ists, welche alle unsere übrigen Begierden und Empfindungen in Bewegung erhält. Durch sie ward der wilde Mensch zahm, der rohe gebildet, der arme reich, der träge thätig, der unwissende einsichtsvoll, der muthlose tapfer. Durch sie allein ist die reinste Tugend möglich.

Ich sage, Gott gab uns diese Sehnsucht nach Vortrefflichkeit; denn wo auf Erden ein Mensch athmet, ist sie in seiner Brust, und ohne sie wäre er geistig todt, gleichgültig gegen Gutes und Böses. Christus selbst rief diese Sehnsucht nach Erringung der höchsten Vollkommenheit aus, und machte sie zu einer der Grundsäulen seines Glaubensgebäudes.

Wenn aber diese Sehnsucht entartet, sucht sie die gewünschte Vortrefflichkeit nicht in der möglichsten Geistesvollendung; nicht in dem, was seiner unsterblichen Natur nach allein der Vollendung fähig ist, sondern in irdischen äusserlichen Dingen, die gar nicht von uns abhängen, und deren vergängliche schwankende Dauer überhaupt keine wahre Vollendung gestattet. — Dieser Irrthum hat dann die übelsten Folgen. Er beschäftigt den Sterblichen unaufhörlich, ohne ihn befriedigen zu können; treibt ihn mit wilden Begierden durchs Leben, ohne ihm Ruhe zu geben; und das Vortrefflichste, was er endlich mit unsäglicher Mühe erwarb, verfliegt zuletzt wieder vor ihm, wie ein Schattenspiel. Die Schönheit welkt mit den Jahren; das große Vermögen raubt ein Krieg oder anderer Unfall; die Ehrenstellen entreißt ihm Mißgunst; den Ruhm verkleinert die Bosheit; den Thron stürzt ein Nebenbuhler; und Alles verwischt endlich die kalte Todeshand. Arm, ohne Schatz, ohne Vortrefflichkeit, ohne Vorzug, steht der vergessene, unsterbliche Geist.

Aber auch, wie überhaupt jede Abweichung der Menschen von dem Pfade, welchen Natur, Vernunft und Glauben

vorzeichnen, erfüllt eben jene Entartung die Welt mit namenlosem Unheil. Sie ists, welche Völker zerstört, Staaten in die Knechtschaft, Familien in Zerrüttung bringt. Die Zwietracht, der Stolz, die üppige Gefallsucht, der heimtückische Neid, das Gift der Verleumdung, die Schadenfreude, der Geiz, der Betrug, die Heuchelei, die Wuth des Zorns — ach, wer kann die Schaar der Laster nennen, welche im Gefolge der falschen Ehre und der Begierde nach irdischen Vorzügen einherschreitet!

Und doch — blicken wir um uns her — ist diese Begierde die allgemein herrschende. Legen wir die Hand aufs Herz, sie regt sich auch in unserer eigenen Brust. — Daher soviel Unfrieden, der uns umgibt; soviel Feindseligkeit und Gezänk. Daher durch Widerspruch, den wir von Andern erfahren, so oft der stolze Zorn in uns erwacht, und die leiseste Mißkennung unsers Werthes uns mit Groll füllt. Daher der Mangel an gefälliger Nachgiebigkeit, an Schonung, an redlicher Hochachtung fremder Verdienste, an treuer Freundschaft.

Legen wir prüfend die Hand aufs Herz; fragen wir uns nur: sind wir nicht selbst oft aus Eigensinn und Trotz und Unbiegsamkeit die Störer der häuslichen Eintracht, die Bundbrüchigen in der Freundschaft, die Anreizer anderer Leute zur Unzufriedenheit und Feindschaft, weil wir unsere Vorzüge geltend machen wollen, unsere Feinheit gegen andere ausdehnen möchten, unsere Meinungen für die besten halten? — Und doch können wir es nicht ertragen, wenn Andere sich auf die gleiche Art gegen uns betragen. Was wir selbst thun oder begehren, nennen wir Recht; was Andere machen, fordern, das heißen wir Anmaßung, Herrschsucht, Eigendünkel und Hartnäckigkeit.

Warum wunderst du dich nun, daß dir so wenig Liebe und Verehrung in der Welt gezollt wird; daß dir so wenig Menschen von Herzen zugethan sind? Hast du nicht selbst den Weg zu ihren Herzen verfehlt? Warst du es nicht, der ihnen aus Irrthum Haß abzwang, statt Liebe? — Willst du herrschen, so lerne herrschen! — Mit Gewalt kannst du dir Sklaven machen, die dich ver-

fluchen; mit List kannst du für kurze Zeit Kurzsichtige betrügen, bis sie dich entlarven. Aber Verachtung folgt dem Tirannen, und Ekel dem Ränkesüchtigen.

Willst du über Herzen herrschen, so lasse deine Zunge bescheiden schweigen, und deine Thaten reden. Was in der That Ehrfurcht verdient, hat auch der größte Bösewicht noch nicht verdammen können, und was wirklich liebenswürdig ist, hat noch Keinem Grausen erregt. — Frage dich nun, berechtigt dich die Art, wie du von Andern behandelt wirst, zu dem Glauben, du habest Ehrfurcht erregende Tugenden, liebenswürdige Eigenschaften? — Wohl Mancher besitzt solche, wohl Jeder deren wenigstens einige; aber daneben so beleidigende Fehler, daß durch sie alle schönen Eigenschaften verdunkelt, alle Tugenden aufgewogen werden. — Bildest du dir ein: du könntest für deine Fehler eben so viel Hochachtung ertrotzen, als für deine Liebenswürdigkeiten? Du betrügst dich. Das Urtheil der Menschen bleibt ewig frei über dich. Zeugen kannst du bestechen, Herzen nicht. Arm und Füße kannst du in Fesseln schlagen, Geister nicht. Was da schlecht ist, wird immerdar schlecht heißen, und was edel und schön ist, wird edel und schön heißen.

Klage daher nicht über die Herzen der Menschen, sondern über deinen Irrthum, durch welchen du den Verdruß derer gegen dich weckst, die mit dir leben, statt ihre Liebe an dich zu ziehen. — Vermeide gegen sie, was du in ihrem Betragen tadelst. Lerne ihre Fehler mit Geduld tragen, und gegen Jeden mit einnehmender Sanftmuth handeln. Dies ist das unfehlbare Mittel, Herzen zu beherrschen. — Siehe auf das Beispiel Jesu Christi, des Göttlichsten, den Menschen sahen, welcher nicht wiederschalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt, sondern es dem heimstellte, der da recht richtet. 1. Petri 2, 23.

Vielleicht empört sich bei diesem Rathe dein Stolz, oder, wie du es nennst, dein Selbstgefühl. — Ich kann das nicht, sprichst du, es ist mir nicht gegeben. Wenn ich recht habe, soll ich schweigen? wenn ich beleidiget werde,

es feigerweise dulden? wenn ich Unbilligkeit sehe, mich nicht erzürnen? —

Freund, so sprichst du, und damit hast du dein Herz verrathen und dessen Armuth an wahren Vorzügen. Ständest du in der That erhabener, als deines Gleichen: ihre Widersprüche, ihre Verirrungen, ihr Eigensinn würden dich nicht erbittern; ihre Beleidigungen würden dich reizen, aber nur zu einem Lächeln. Der starke Löwe schreitet großmüthig neben dem Hündlein her, welches ihn anbellt. Hast du nie dies schöne Gefühl der Ueberlegenheit empfunden: so verstehst du mich nicht, Beklagenswürdiger. Hast du es schon kennen gelernt, warum trachtest du nicht, es beständig zu haben?

Du sollst nicht schweigen, wenn du Recht hast, sondern reden, aber mit Sanftmuth. Du sollst nicht Beifall nicken, wenn du Unbilligkeit siehst; sondern auf das Billigste hinleiten, aber mit Sanftmuth. Du sollst nicht Zufriedenheit lächeln, wenn du beleidiget wirst, sondern dein Recht beschirmen, aber mit Sanftmuth. Hingegen mit aufbrausendem Zorn, mit pochendem Eigenwillen, mit Habrechtigkeit und Widersprechungssucht bewaffnest du fremden Zorn und Widerspruch, und häufest du auf fremdes Unrecht noch das deinige.

Vielleicht denkst du in dir: Sehr gut, wenn man sich aber nur immer mäßigen könnte! Allein nicht Jeder kann Herr seines Wortes bleiben, wenn ihn der Unwille übermannt. — Ich aber entgegne dir: Der Mensch kann, sobald er will. Er kann sich mäßigen, wenn es ihm darum zu thun ist. Auch du kannst dich mäßigen, sobald du vor Personen erscheinst, deren Ansehen dir Ehrfurcht gebietet. Siehe, Feiger, du zeigest deinen Muth also nur gegen den Schwachen, oder dem du ohne Gefahr trotzen darfst; vor Höhern und Mächtigern empfindest du, statt des Zorns, nur — Schrecken.

Vertheidige dich also nicht mit Ausreden; dein eigenes Bewußtsein straft dich Lügen. Auch du kannst, was du willst; aber du willst nicht, weil du durch Beweise deines Zorns, durch Drohung und Scharfsinn, Andere gern schrecken, unterwürfig und sklavisch folgsam machen moch-

test. Siehe, Herrschlustiger, dies ist dein wahrer Zweck — warum beklagst du dich über die Herzen der Menschen, daß du darin für dich keine treue Ergebenheit, keine volle Liebe, keine wahre Hochachtung findest? Die Schuld lastet nicht auf den Andern, sondern auf dir selbst. Wer will Umarmungen kaufen für solche Dolchstiche? Wer Gefühle der Zuneigung für Schmähreden?

Geduld allein und Sanftmuth bezwingen alle Herzen; sie zähmen den Ergrimmten, entwaffnen den Erzürntesten, und locken Bewunderung und Liebe hervor. Ein Mensch wird gewöhnlich, und ohne seinen besondern Willen, der Widerhall des andern. Dem Liebenden geben wir Liebe; dem Stolz setzen wir Stolz entgegen; dem Zornigen Zorn. — Warum jammerst du über Unfrieden im Leben, über Zwist im Hause? Gib doch zuerst Andern, was du forderst, und du wirst es von ihnen zurückempfangen. Milde wird mit Milde, auffahrendes Wesen mit Widerspruch begegnet.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen. Die Geduld aber mit den Fehlern Anderer entspringt aus dem Bewußtsein unsers innern Werthes und unserer Erhabenheit über kleinliche Kränkungen. Den Verdienstvollen beleidigt wahrlich der Hochmuth des Verdienstarmen nicht; den edeln Geist wahrlich der Ahnenstolz des Thoren nicht; den Tugendreichen nicht die Schmähung des Pöbelhaften; den starken Mann nicht der Schlag von der Hand des Kindes.

Sanftmuth entspringt aus der Liebe und Achtung, welche wir ohne Ausnahme jedem Menschen, als Menschen, schuldig sind, und die wir für die guten Eigenschaften fordern können, welche wir selbst unser nennen. Sanftmuth ist immer das schöne Kennzeichen des Weisern, des Erhabenern, des Ueberlegenern; sie ist eine der lieblichsten Blüthen der Seelenhoheit und Seelengröße. Je gemeiner, je schlechter der Mensch: je leichter wird er zum Fluchen, Schwören, Schelten und Zürnen geneigt sein, dem Thiere ähnlich.

Gott kann nicht zürnen. — So kann es auch der Weise nicht, der göttlichen Sinnes ist. Er wird, wo es seine Pflicht ist, als Vater, Mutter, Vorgesetzter Irrthümer

mißbilligen, aber ohne Wuth berichtigen; er wird, wo es in seinem Berufe liegt, Fehler strafen, aber mit der liebenden Absicht zu bessern; er wird, wo seine Rechte verletzt werden, sie in Schutz nehmen, aber ohne Wildheit und Grimm; er wird, wo ihm Unrecht geschieht, und er es nicht ändern kann, beweisen, wie wenig er solche Behandlung verdiene, aber nicht Rache üben, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten.

Geduld und Sanftmuth bezwingen allein die Herzen der Menschen. — Diese Sanftmuth aber ist fern von stolzem, verächtlichem Herabblicken auf den Gegner. Denn solch ein Stolz ist die Frucht des schweigenden Grimmes, und nicht des Gefühls vom eigenen, wahren Werth, der immer in Bescheidenheit gehüllt ist, wenn er werth sein will. Dieser Stolz ist die stumme, aber schlau berechnete Sprache des Zorns, der sich herber rächen möchte, als durch Schmähungen und Scheltreden. — Hier ist nicht Sanftmuth, sondern klügelnde Grausamkeit; nicht Liebe, sondern bitteres Hassen.

Wahre Sanftmuth ist gelassene Freundlichkeit, milder Ernst, welcher unwillkührlich Jedem eine ähnliche Seelenstimmung gebietet oder einflößt. Nicht aber besteht sie in dem vorigen, zur Gewohnheit werdenden, süßlichen Lächeln, welches, weil es kein Wiederschein einer stillen Heiterkeit des Gemüths ist, nur Verzerrung und Maske wird, und nichts mehr bedeutet. Ein Mensch, der zu Allem gern lächelt, zeigt entweder Verarmung des Geistes an Einsicht, oder Verarmung des Herzens an richtigem Gefühl. Er lächelt auch, wenn er Heimtücke nährt; er lächelt auch, wenn er mit Verachtung bedeckt wird. Er ist, wie ohne Zartsinn für sich, ohne zarten Sinn für Andere. —

Hingegen die Sanftmuth des Christen ist auf Empfindsamkeit gegründet. Der Weise ist nicht gleichgültig gegen die Liebe und Achtung Anderer; eben darum behandelt er selbst den Zürnenden mit Schonung, wie Jeden, der im Rausche nicht seines Verstandes mächtig ist. Er zeigt, daß er gegen Verkennung nicht gleichgültig ist; eben darum sucht er den, welcher ihn verkennt, in eine ruhigere Stimmung zu versetzen, wo es leichter wird, ein leidenschaftloses Urtheil zu fällen. Es ist Folge richtigen Gefühls vom eige-

nen Werth, daß er, wo er gefehlt hat, freiwillig eingesteht, geirrt zu haben. Diese Offenheit entwaffnet den Widersacher und vermindert mit Ruhm die Schuld, welche durch Läugnen nur vergrößert werden kann, oder einen Argwohn auf das Herz dessen erregt, der sie als eine gerechte Handlung sogar in Schutz nehmen möchte.

Sanftmuth gewinnt alle Herzen, wenn sie mit richtigem Gefühl gepaart ist. Da verzeiht sie schonend jede Uebereiluug des Nächsten, trägt mit Geduld dessen Eigenheiten und Schwächen, ohne ihnen Weihrauch zu streuen. Denn Schmeichelei oder kriechendes Wesen ist so wenig Sanftmuth, als Heuchelei eine Tugend. Der Weise will nur Friede, gegenseitige Achtung und schonendes Betragen befördern, wodurch allein häusliche und bürgerliche Glückseligkeit erwächset; der Schmeichler geht mit List zu Werk, will Leidenschaften zu seinen Gunsten erwecken und Menschen nach seinen Absichten leiten. Der Weise fühlt eben darin seine Hoheit, sein Glück, daß er immer mit Besonnenheit und in Freiheit von mächtigen Leidenschaften handeln kann. Der Schmeichler will Andern Besonnenheit und Freiheit rauben, indem er sie mit verdientem oder unverdientem Lobe blenden oder einschläfern möchte. Sanftmuth ist in der Denkart des ächten Christen eine herrschende Stimmung des Gemüths; Schmeichelei nur ein für kurze Zeit gewähltes Hilfsmittel, welches aufhört, wie die Umstände ändern.

Der Mann verbinde mit seiner Sanftmuth Würde; das Weib mit der ihrigen freundliche Anmuth. Jener gewinnt, wenn er bei stiller Gleichgültigkeit auf den Verstand derer wirkt, die ihn umgeben; das Weib hingegen, indem es durch Leutseligkeit auf das Herz derer wirkt, die sich nahen.

Der Christ trägt auch sein schwerstes Schicksal mit Würde: er steht auch in den Fesseln des Tirannen, der ihn verfolgt, mit Würde; auch geschmäht, gelästert, verspottet und verhöhnt vom Pöbel, befremdet er diesen durch seine Hoheit. — Sanftmüthig und gelassen trug Jesus die Beschimpfungen, mit denen ihn eine rasende Menge Volks umringte; er schalt nicht wieder, da er gescholten

ward, und drohte nicht, da er litt; unter dem Hohnjauchzen des Volks schleppte er sein Kreuz zur Richtstätte auf den Todtenhügel, — aber seine Hoheit verlor er auch in diesem Augenblicke des Schreckens nicht. Mit Würde trug er seine Schmach, und sprach er: ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, sondern über euch und euere Kinder! — Mit Würde litt er den schmerzlichen Tod, daß selbst im Pöbel sich Stimmen erhoben und sprachen: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen!

Wie die Würde des Mannes, welche sich mit seiner Sanftmuth so schön vereint, nicht leere, angenommene Ziererei ist, sondern aus dem Gefühl seiner Kraft und seines Werthes von selbst hervorgeht; so geht die freundliche Anmuth, mit welcher sich die Sanftmuth der Christin paart, aus dem Wesen des Weibes hervor. Das Wesen und Eigenthümliche des Weibes aber ist nicht Herrschaft durch Kraft und Trotz, sondern durch Milde und Wohlwollen. Zarter gebaut durch die Natur, kann es keine Ansprüche machen, durch Furcht Gehorsam und Ehrerbietung zu erregen, sondern durch liebreiches und gefälliges Betragen. Der Zorn entstellt den Mann; aber das Weib entehrt er, und macht es ekelhaft oder lächerlich. Ein zürnender Mann, wenn er sich für Unschuld, Recht und Wahrheit erhebt gegen die Bosheit, kann noch Ehrfurcht einflößen; ein zürnendes Weib entweiht die heiligste Sache, indem es sich selbst schon entweiht hat.

Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen. Sanftmuth entwindet dem Wüthenden aus der erhobenen Faust den gezuckten Dolch, und löscht den Fluch aus, ehe er von der Lippe des Ergrimmten flammt. Sanftmuth besänftigt den Groll des Neidischen, und straft den gehässigen Verleumder mit Schamröthe. Diese Tugend, eine der reizendsten, welche das Christenthum lehrt, ein Kind des Himmels, verbreitet auch um sich her die Stille und den Frieden des Himmels. Es ist ein schöneres Leben in der Nähe des immer heitern, gelassenen Mannes, von welchem wir wissen, obwohl er unsere Fehler nicht liebt, doch uns auch mit keinem harten Worte wegen Uebereilungen verwundet; der uns gern unser Recht widerfahren läßt, wo wir es haben,

und mit schöner Bescheidenheit lieber Unrecht duldet, wo es Niemanden schadet als ihm, statt durch Rechthaberei und Widerspruch sich selber gegen uns in Vortheil zu setzen und ein anhängliches Herz zu verlieren.

Sanftmuth gewinnt alle Herzen für sich, denn sie veredelt sie auch. Nicht das Laster allein ist verführerisch; die Tugend ist es eben so sehr. Wer kann widerstehen, wo Liebe und Holdseligkeit uns ansprechen, und wer mochte nicht mit Güte erwiedern? Wer kann den Sanftmüthigen beleidigen, ohne sogleich über diese Schlechtigkeit zu erröthen? Wer mag sich zügellosen Leidenschaften überlassen, wo uns das Glück ununterbrochener Gemüthsruhe von heitern Mienen anlächelt?

Vater im Himmel, Du Dir ewig Gleicher, ewig Langmüthiger, Schonender, Liebender! wie oft vergaß ich das sicherste, unschuldigste und ehrenvollste Mittel, Glückseligkeit in allen häuslichen Verhältnissen und in meinen übrigen gesellschaftlichen Verbindungen zu gründen! — Bin ich nicht selbst der erste Schuldige gewesen, wenn Freunde gegen mich erkalteten; wenn Widersacher erbitterter gegen mich wurden; wenn Feinde unversöhnlichern Haß gegen mich einsogen; wenn edlere Menschen ihre Achtung für mich verloren? — Bin ich nicht der erste Schuldige gewesen, wenn durch meine Heftigkeit die Heftigkeit Anderer entflammt, durch meinen Widerspruchsgeist der Widerspruch Anderer gereizt ward? — Hab' ich durch meine Härte gegen Bekannte und Unbekannte nicht die harten Urtheile Anderer auf mich gezogen, und konnte ich Schonung verdienen, da ich zuweilen so wenig schonend gegen meine besten Freunde war? Hab' ich nicht die Bitterkeit in ihr Herz gegossen, die sie mir nun durch ihr Betragen wieder zu schmecken geben?

Glänzendes Vorbild meines geistigen Lebens, Du sanftmüthiger Menschenfreund, Jesus Christus! göttlicher Dulder! werd' ich auch in dieser Tugend Dir ähnlich werden können? — Ich sollt' es! denn meine ganze Lebensruhe, mein Glück hängt vom Dasein dieser schönen Gesinnung ab, die Du so herrlich in Deinem Wandel dar-

stellteſt. Selig ſind die Sanftmüthigen, denn ſie werden die Welt gewinnen. Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen! Matth. 5, 5. 9.

XLV.

Unterlaſſung des Guten.

Jak. 4, 17.

Wir fehlen Alle viel und ſehr,
Du Vater aller Seelen!
Ach, aller unſrer Sünden Heer,
Wer kann und will ſie zahlen?
Wie oft vergeſſen wir, o Gott,
Dich und Dein väterlich Gebot,
Die Würde unſers Lebens!

Wer kennt ſein Herz und ſchämt ſich nicht
Vor Deinem Angeſichte?
Wer ſcheut ſich nicht vor Deinem Licht,
Bebt nicht vor dem Gerichte,
Das, Herr, Herr, Deine Heiligkeit,
Dein Ernſt dem ſchlaffen Sünder dräut.
Wer kann vor Dir beſtehen?

Nicht Einer! — Dennoch ſchoneſt Du,
Und willſt nicht Tod; willſt Leben;
Schauſt uns mit Vater-Langmuth zu,
Und willſt ſo gern vergeben!
O Du, der ſchonen will und kann,
Wir beten Dich mit Thränen an,
Vergebender Erbarmer!

Wenn wir vom Werthe der Menſchen reden, von der Herzensgüte unſerer nähern oder entferntern Bekannten, wie unſicher iſt da nicht oft der Maasſtab, welchen wir wählen! — Ja, ſelbſt über unſern eigenen Werth haben wir nur zu oft die irrigſten Begriffe, indem wir uns mit Andern vergleichen, die etwa dieſen oder jenen Fehltritt be-

gingen, und wo in uns, wenn gleich nicht jener von Jesu mit Recht getadelte Pharisäerstolz, doch das Gefühl aufsteigt, in welchem wir sagen möchten: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie dieser da!

Gewöhnlich halten wir uns schon befugt, denjenigen für schlechter gelten zu lassen, der irgend eine That begangen hat, die wir noch nicht begangen haben; auch wirklich bei unserer gegenwärtigen Gemüthsstimmung und Lage nicht begehen möchten; oder in unsern wirklichen Verhältnissen nicht thun könnten. — Sind wir darum besser, als der anerkannte Fehlbare?

Gewiß gibt es viele Menschen, die in ihrer Art und in ihren Umständen tugendhaftern Gemüthes sind, als wir, und doch durch ein grobes Vergehen sowohl die Verachtung ihrer Mitbürger auf sich ziehen, als auch obrigkeitliche Strafen verdienen können. Theils durch Erziehung, theils durch ihr Temperament, theils durch allerlei zusammenwirkende Ereignisse werden sie wider ihren bessern Willen zu Vergehungen geleitet, vor denen uns unsere Erziehung, unser Temperament, unser Schicksal vollkommen sicher gestellt hat. Sind wir darum besser, als sie? Haben wir schon die gefährlichste Stunde der Versuchung erfahren, und glücklich darin unsere Grundsätze gegen den Drang der Umstände und der stürmischen Leidenschaften behauptet?

Mit wie hartherziger Lieblosigkeit wird oft die unglückliche Uebereilung eines vom Zorn Ueberraschten beurtheilt, der vielleicht in einem schrecklichen Augenblick Mörder ward, und mit vollkommenem Recht von der Obrigkeit ergriffen und nach den Gesetzen bestraft ward! Er ward Mörder, und doch konnte er, die Verwahrlosung seines aufbrausenden Gemüthes abgerechnet, einer der besten, wohlthätigsten, liebreichsten, zu allem Guten entschlossensten Menschen sein. Er war nun allerdings der Bestrafung werth; nichts konnte seine abscheuliche Handlung rechtfertigen; seine herzliche Reue macht sie nicht ungeschehen. Allein bin ich darum in der That ein besserer Mensch, als er, weil ich noch keinen Todtschlag auf dem Gewissen habe? — Darf ich mich im Stillen meiner Kaltblütigkeit und Sanftmuth rühmen, da ich vielleicht diese vermeinten Tugenden nur

meiner persönlichen Furchtsamkeit, meiner natürlichen Schüchternheit und Trägheit zu danken habe?

Wie oft wird mit Schadenfreude oder stolz herabblickendem Mitleiden der Fehltritt einer gefallenen Jungfrau beurtheilt, und wie manche ihrer strengen Richterinnen spricht mit schmeichelndem Selbstgefühle: Gottlob, daß ich nicht bin, wie diese da! — Aber, o Richterin, jene Unglückliche, die du verachtest, war vielleicht wahrhaft keuschern Herzens, als du. Sie liebte die Tugend vielleicht ernster, inbrünstiger, als du; sie hatte vielleicht mit ihrer Leidenschaft schwerere Kämpfe bestanden, als du — Kämpfe, die nur der Allwissende kannte, bis sie, getäuscht, verführt, in einem unglücklichen Augenblicke sich selbst und alles Heilige vergessend, sank. — Zwar du, o strenge Richterin deiner beklagenswerthen Mitschwester, darfst dich rühmen, noch keines so groben Fehltritts schuldig zu sein — aber war dies auch dein wirkliches Verdienst? Brachte dich dein Verhältniß jemals in so gefährliche Stimmungen? War es immer deine Liebe zur Tugend, oder die Furcht bloß vor der Schande, oder selbst der Mangel der Gelegenheit, welcher dich rettete? Ist dein Herz, ist deine Einbildungskraft immer unentweiht geblieben?

Wie Jesus Christus einst, beim Anblicke der ihm vorgeführten Sünderin, statt sie zu verdammen, schrieb: Wer sich keiner Schuld bewußt ist, werfe den ersten Stein auf sie! so sollen auch wir noch heut oftmals in Rücksicht solcher Personen denken, deren Fehltritte aus dem Verborgenen ans Tageslicht kommen, während die Folgen der unserigen verhüllt, oder nur in unserm eigenen Gedächtnisse vergraben bleiben. — Wir sollen uns selbst noch nicht deswegen für vollkommener halten, weil wir bisher noch nicht die Aufmerksamkeit der Menschen durch irgend ein grobes, durch seine Wirkungen auffallendes Vergehen beschäftigten.

Man nennt zwar im gemeinen Leben schon denjenigen gewöhnlich einen guten Menschen, eine Person von unbescholtenem Wandel, welchem man eigentlich nichts Schlechtes oder Unanständiges nachzusagen weiß; und Viele bilden sich wohl ein, schon dadurch ein Verdienst oder einen

Anspruch auf die Achtung ihrer Mitbürger zu haben, daß sich keiner derselben über sie zu beklagen hat. — Aber, ist es denn ein Verdienst, kein Verbrecher zu sein? — Sollen wir den Begüterten loben, daß er kein Dieb und Räuber, den schwachen Greis, daß er kein Verführer der Unschuld, den Furchtsamen, daß er kein Todtschläger und Zänker ist? — Wer darf mit frohem Herzen vor Gott treten, und sich seines Wohlgefallens freuen, der da nur zu sagen weiß, ich habe nicht betrogen, nicht verrathen; ich bin kein Trunkenbold, kein Verleumder? — — Sind denn Handlungen, die wir nicht begangen haben, eine Handlung? und können wir von der Saat, die nicht gesäet worden ist, Aekrten verlangen?

Wahrlich, irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Wir haben keineswegs den Beruf empfangen, das möglich wenigste Böse zu stiften, sondern das möglich vielste Gute. Der Knecht, der seines Herrn Willen weiß, und hat sich nicht bereitet, auch nicht nach seinem Willen gethan, der wird viele Streiche leiden müssen, — spricht Christus. Luk. 12, 47. Schon das ist Verbrechen, eine Tugend, die wir Gelegenheit hatten auszuüben, unterlassen zu haben. Denn wer da weiß Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde! Jak. 4, 17.

Die meisten Sterblichen, nur auf irdische Vortheile für ihr Haus, für ihre Bequemlichkeiten, für ihre Ergötzlichkeiten bedacht, leben in mittelmäßiger Gemeinheit des Sinnes hin. Niemand kann sie schelten, aber loben kann sie ihr eigenes Gewissen nicht. Sie sind viel zu träge und schüchtern, das Böse zu thun, aber auch eben so träge und schüchtern für das Gute. Sie wähnen Alles vollbracht zu haben, wenn sie irgend ein Werk der Liebe vollbringen helfen, wozu sie sich aus Temperament, oder aus Langeweile, oder aus Begierde entschlossen, bei den Leuten einiges Ansehen zu bekommen. — Ach, dieses ist keine Tugend! — Sie sind Sünder und verächtliche Wesen, weil sie jede Kraftanstrengung scheuten, und nur thaten, was sie aus mancherlei Ursachen nicht wohl lassen konnten.

Wer da weiß, Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde, ruft Gottes Wort.

Sobald der Mensch den Jahren der Unmündigkeit entwachsen ist, kennt er den Inbegriff seiner Pflichten. Und hätte kein Vater, keine Mutter, kein Lehrer ihm diese Pflichten gegen Gott und Menschen und Thiere mitgetheilt: eine innere Stimme würde in ihm erwachen, und ihm nennen, was Recht und Unrecht sei. — Gehe hin in die entferntesten Weltgegenden, wo noch Menschen wohnen: bei aller ihrer Rohheit wirst du in ihnen das Gefühl dessen finden, was gut und böse ist. Denn die Gottheit offenbaret sich in aller Sterblichen Vernunft und Herzen, also daß Niemand eine Entschuldigung für sich hat.

Am wenigsten hat sie der Christ. Was dem Wilden in seinem Heidenthume nur noch dunkel vorschweben mag, das hat Jesus in glänzender Klarheit vor uns aufgestellt. Wir kennen seine Worte, in welchen er den heiligen Willen unsers Schöpfers offenbarte: wir kennen sein Leben, voller Unschuld, Gerechtigkeit, Liebe und Selbstaufopferung für Menschenwohl: es ist ein heller Spiegel in welchen wir sehen sollen. Wie mögen wir uns mit Unwissenheit entschuldigen, wenn wir nicht so viel Gutes auf Erden stiften, als wir Gelegenheit dazu haben?

Auch kann wahrlich Niemand mit Gerechtigkeit die Klage führen, daß es ihm an Anlässen fehle, unter seinen Mitmenschen nützlich und verdienstvoll durch wohlthuende Handlungen zu werden. Denn jeder Tag bietet uns dazu mancherlei Stoff dar; hätten wir nur Muth, nur Willen genug, ihn zu ergreifen.

Es ist wahr, nicht alles das Gute, was wir gern bewirken möchten, können wir ausführen. Aber hüten wir uns, nur gern auf das, was ausser unserer Macht liegt, hinzublicken, und darüber das geringere Gute zu versäumen, welches wir in der Nähe und mit geringern Mitteln stiften können! — Doch ist dies ein gewöhnlicher Fehler bei Vielen, daß sie immer über den ihnen angewiesenen Geschäftskreis hinweg in die Ferne sehen, und sich beklagen, ausser Stand zu sein, dieses oder jenes wohlthätige Unternehmen auszuführen, weil ihnen ihre Lage es nicht erlaubt; oder

nicht an der Stelle dieser oder jener Person zu sein, wo sie dann gewiß nützlicher und wirksamer, als eben diese, sein würden.

Nein, seht doch auf euere eigenen Verhältnisse, sie sind weitläufig genug, ein großer Spielraum euerer Frömmigkeit und Tugend zu sein! — Sprich doch nicht: hätte ich so viel Vermögen, wie Dieser oder Jener, ich würde gewiß edlern Gebrauch davon machen! Warum machst du denn nicht von deinem geringern Vermögen die edelste Anwendung? Hast du nicht so viel, daß du ohne deinen und deiner Familie Nachtheil davon Großes entbehren kannst: warum entbehrst du denn nicht zum Trost des Leidenden wenigstens das Geringe, sondern verwendest es lieber zur Vermehrung deiner Bequemlichkeiten, zur Verdoppelung deiner Lustbarkeiten, zur bessern Reizung deines Gaumens mit Getränken und Speisen wohlschmeckenderer Art? Und bist du so dürftig, daß du endlich auch das Geringe nicht entbehren kannst: besitzest du nicht die Gabe zu reden? hast du nicht einige wohlhabendere Bekanntschaften, die du um Beistand für hilfsbedürftige Familien ansprechen könntest? Es ist ja immer leichter, ein Wort für Andere zu reden, als für sich selber.

Sprich doch nicht: hätte ich die Gewalt großer Fürsten, ich würde der ganzen Welt den langentbehrten Frieden geben, Wohlsein, Liebe, Eintracht unter allen Völkern herstellen! Warum vollbringst du denn das löbliche Werk nicht in deinen eigenen Verhältnissen? Warum stiftest du denn keinen Frieden mit deinen eigenen Feinden? Warum weigerst du dich denn so stolz, dem die Hand der Versöhnung zu bieten, der dich beleidigt hat? Warum meidest du denn nicht die Versuchung zu schadenfrohen Spötteleien über fremde Gebrechen, und erzeugst damit Erbitterung? Warum bist du denn schwach genug, wenn du Böses von deinen Nebenmenschen reden hörst, zu schweigen; oder schwach genug, wenn Entzweiung unter deinen Bekannten ist, statt die Mißverständnisse zu heben, sie zu dulden mit Gleichgültigkeit; statt die Erzürnten zur gegenseitigen Nachgiebigkeit und Verzeihung geneigt zu machen, sie wohl gar durch Beistimmung

in ihren harten Urtheilen zu verhärten, oder durch Zwischenträgereien die Feindschaft zu vergrößern.

Sprich doch nicht: hätte ich diesen oder jenen Beruf gewählt, bekleidete ich dieses oder jenes Amt, wie thätig, wie unermüdet, wie nützlich wollte ich sein; aber in meinem Berufe bin ich gelähmt, und leiste nicht den tausendsten Theil dessen, wozu ich die vortrefflichsten Anlagen in mir fühle! — Warum bist du denn, mit allen deinen Anlagen, nicht in deinen engern Geschäften der Vortrefflichste von Deinesgleichen? Warum beweisest du nicht dadurch, daß du eines größern Wirkungskreises würdig wärest, indem du deinen gegenwärtigen Platz ganz ausfüllst? Wer nicht mit dem kleinern Pfunde zu wuchern versteht, wie soll man den über Vieles setzen? — Bist du aber in deinem Gewerbe und Beruf einmal der Vortrefflichste in deiner Art: wie leicht wird es dir dann werden, deine nützliche Thätigkeit auch weit darüber hinaus auszudehnen.

Siehe, dies ist Unterlassung des Guten, das du kennst, und vollbringen könntest! dies ist deine Sünde.

Es gibt keinen Menschen, der nicht jeden Tag wenigstens einen Anlaß fände, Gutes zu thun; selbst dem dürftigsten Bettler an der Straße fehlt dazu die Gelegenheit nicht. Doch um diese Gelegenheiten zu erblicken, muß man sie nur erblicken wollen. Aber dazu gebricht es an Neigung. Siehe, dies ist Unterlassung des Guten. Klage nicht die Vorsehung an, daß sie dich in keine Umstände versetzt, in denen du deine Tugend erscheinen lassen könntest — klage deine Trägheit an, welche dich hindert, die Augen aufzuschliessen, um zu sehen, was in deiner Nähe liegt.

Nicht Gelegenheit zum Guten, sondern das erste Talent zum Guten fehlt dir, nämlich ungeheuchelte Menschenliebe und Dienstgefälligkeit. Wer diese besitzt, der weiß erfinderisch Jedem, mit dem er in Berührung kommt, irgend etwas Liebes zu erweisen, und selbst Abwesenden und Entfernten nützlich zu sein; der weiß immer von seinen Ersparnissen etwas zu erübrigen, womit er Andern helfen oder gemeinnützigen Unternehmungen beistehen kann; der hat, wenn auch nicht immer Geld, doch hier ein gutes Wort, da einen zweckmäßigen Rath, dort einen Trost.

Frage dich nur nach einem vollbrachten Tagewerk in der Abendstille: Hast du alles das Gute gethan, was du eigentlich hättest thun können? Hast du die kleinen Anlässe vortheilhaft benutzt, wo du in deiner Tugend leben konntest? — Und wenn sich dein Gedächtniß keiner Gelegenheit dazu erinnert, dann lege dir noch die einzige Frage vor: Und was würdest du wohl gethan haben, wenn du ein Muster wohlwollender Menschenliebe und Dienstgefälligkeit hättest sein wollen? Dein Gewissen wird dir in stillem Nachdenken antworten, wird dir sagen: und du hast es nicht gethan! Wer aber da weiß Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist es Sünde.

Die Schuld der Unterlassung guter Handlungen wird um so größer vor Gott, dem Richter unsers Werthes, um so größer vor unserm eigenen Bewußtsein, je leichter es uns war, jenes zu thun.— Unzähliges aber geschieht nicht, ob es gleich Kleinigkeit gewesen sein würde, es zu vollbringen. Denn nicht nur hat jeder Sterbliche die Erkenntniß dessen, was recht ist, sondern Jeglicher hat besondere und ausgezeichnete Anlagen, der Eine zu dieser, der Andere zu jener Tugend.

Wer von Natur weichmüthig und gefühlvoll ist, dem kostet es wenig Ueberwindung, gegen Unglückliche die schöne Pflicht des Mitleids in That und Wort zu üben. Warum pflegte er diesen göttlichen Trieb seines Herzens nicht? Warum that er sich sogar Gewalt an, ihn nicht allzulaut werden zu lassen? Ach da hindert ihn bald Eitelkeit und Furcht vor dem, was die Leute sagen würden, irgend ein Werk schöner Barmherzigkeit zu üben; bald hindert ihn Hang zur Gemächlichkeit, in die Wohnungen der Unglücklichen zu gehen, von denen er hörte, oder sich genauer von ihren Umständen zu unterrichten, und wie ihnen am besten zu helfen wäre; bald unverzeihlicher Leichtsinn, bald Prachtlust, für die mancherlei Ausgaben zu machen waren!

Wer von Natur müthigen, entschlossenen Herzens ist, dem kostet es wenig, sich des Unterdrückten anzunehmen. Und warum that er, der von Natur allem Unrecht feind ist, diesem edeln Sinne kein Genüge! Ach, da war der Eigennutz, welcher ihn gegen seine bessern Wünsche nöthigte,

stumm zu bleiben; da waren es allerlei Rücksichten gegen Personen, welchen man sich beliebt machen möchte, die ihn bewogen, das Ungerade für Gerade gelten zu lassen.

Wer Ansehen und Einfluß auf Denkart und Willen seiner Mitbürger hat, dem ist es ein Leichtes, unzähliges Gute auf die Bahn zu bringen, oder zu befördern, was Andern bei aller Anstrengung ihrer Kräfte schwer zu verrichten wird. Oft genügt nur ein bloßes Beifallgeben, ein einziges aufmunterndes Wort, um das Nützlichste vollzogen zu sehen. — Warum sprach er das Wort nicht aus? — Ach, weil ihm die Sache am Ende sehr gleichgültig war, und er sich nur nicht die Mühe geben wollte, ihren Werth zu bedenken; oder weil seine Bequemlichkeit sich mit der Gegenfrage entschuldigte: warum soll ich mich in Alles mischen, was mich nicht unmittelbar angeht? Oder weil die Rede von Dingen war, die nur fremde Personen, eine fremde Stadt, ein fremdes Dorf und deren Nutzen betrafen.

Doppelt schwere Verantwortlichkeit haftet auf dessen Seele, der das Gute unterläßt, nicht nur wo ihn die Gelegenheit dazu auffordert, sondern wo ihm selbst seine angebornen Neigungen und die Mittel es ihm leicht machten, welche in seiner Gewalt standen. Hier ist die höhere Pflichtvergessenheit offenbar die Wirkung eines schon in ihm mächtig gewordenen entgegengesetzten Lasters, es heiße dasselbe nun Eigennutz, Selbstsucht, Neid, Stolz, oder schlaffe Trägheit, Leichtsinn, Unachtsamkeit.

Du liebst die, die dich lieben, die dir schmeicheln; du thust denen wohl, von denen du Gegengefälligkeiten erwarten kannst — was ist dies nun mehr? dies thun auch die Heiden, so thun auch die Thiere. Jesus Christus nannte dir erhabenere Pflichten — entziehst du dich ihnen: o so glaube nicht an einen wirklich vorhandenen Werth deines Herzens. — Du begehst keine Verbrechen; betrügst, verleumdest, übervortheilst, verfolgst deine Nebenmenschen nicht — aber was hast du damit mehr gethan? Alles das thut auch der todte Stein nicht, den du mit Füßen trittst.

Wie arm stehst du da, Sterblicher, wenn deine unsterbliche Seele, ausgerüstet mit großen Anlagen für ein ewiges, besseres Dasein, ausgerüstet mit Erkenntniß des

Wahren und Falschen, ausgerüstet mit einem kräftigen Willen, sich einst keiner andern Vorzüge zu rühmen weiß, als rein geblieben zu sein vor groben Verbrechen! Darf der gefühllose Stein höhere Seligkeiten ansprechen, und der träge Knecht, welcher sein Pfund in der Erde vergrub, die Hoffnung fassen, einst über Mehreres gesetzt zu werden, denn hienieden?

Wie arm stehst du da, Unglücklicher, im fürchterlichen Selbstbetrug! Denn du wähnst dich, wenn auch nicht mit Tugend geschmückt, doch rein von schweren Vergehen — siehe, deine tausend Unterlassungen des Guten sind deine tausend Sünden, welche dich zur Verantwortung rufen. Es schlägt einst die ernste Stunde, da du schaudern wirst vor deiner Gleichgültigkeit gegen zahlloses Gute, was nun ungeschehen blieb. Denn Gleichgültigkeit gegen eine Tugend, die wir üben können, ist Gleichgültigkeit gegen die Ewigkeit, die uns richten wird — ist Gleichgültigkeit gegen den Allerheiligsten. Jede Gelegenheit zum Guten, welche wir wahrnehmen, ist gleichsam eine Einladung Gottes an unser Herz, es ihm zu weihen; die Bitte unsers guten Engels, göttlicher zu werden.

Und wie stehe ich da, o himmlischer Vater, vor Dir! Wehe, wenn meine Tage und Stunden mir vorgerechnet, und mir die Versäumungen guter Thaten vorgezählt werden, wie mag ich bestehen? — Und so groß auch deine Gnade ist: welche Ansprüche und Hoffnungen kann ich auf eine heitere Ewigkeit, auf ein vollendeteres Dasein haben, da ich sie — ach! nur zu oft verscherzte?

Ich erkenne vor Dir meine Schwäche, meine Schuld. Ja, ich bin Sünder, größerer Sünder, als ich oft zu sein mir einbildete. Meine Unterlassungen sind meine Verbrechen, die mich drücken, und rechtfertigen kann ich sie nicht vor Dir.

Doch ich lebe noch! — Gott, barmherziger Gott, deine Langmuth hat mich Unwürdigen noch nicht verlassen. Ich lebe noch! sehe noch eine Reihe von Tagen vor mir, da ich mehr als unfruchtbare Reue, nein, da ich die Kraft eines tugendhaftern, Dir wohlgefälligern Willens zeigen kann. Ich lebe noch, und sehe freudig den Augenblicken

entgegen, die mir Gelegenheit geben zu Gesinnungen, Worten, Thaten, welche zur Vermehrung allgemeiner Glückseligkeit beitragen. O Vater, Du forderst nichts, was die Kräfte deiner Kinder übersteigt. — Ach, warum sollte ich nun nicht gern leisten, was die Kräfte vermögen? — O vergib, Barmherziger, vergib mir meine Unterlassungen; Vater, vergib uns unsere Schulden! Amen.

XLVI.

Die Neuvermählten.

1 Moses 2, 18.

Oft habe ich, und nie ohne bewunderndes Vergnügen, die ersten Blätter der heiligen Schrift gelesen, in welchen Moses die ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts gegeben. — Die Schöpfung der Welt, wie genau stimmt in der Stufenreihe der Schöpfungszeiten Alles mit den ewigen Ordnungen der Natur überein! — Die Schöpfung der ersten Menschen, der Stammvater der Sterblichen aus Erdenstaub, weil sein Leichnam wieder Erde werden muß, und sein unsterblicher Geist ein göttlicher Odem, ein Theil der Gottheit selbst ist! Und dann die Mutter der Menschen Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein, zur Erinnerung, daß Mann und Weib in ursprünglicher Verwandtschaft Eines und Dasselbe seien, und in jener Liebe dastehen sollen, mit welcher allezeit in der Natur das Gleiche vom Gleichen angezogen wird.

Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. 1 Mos. 2, 18. Einsamkeit ist der Tod jedes Genusses. Eine Freude, die wir nicht mit Andern theilen können, ist keine Freude mehr. Der Schmerz, den ein liebendes Wesen mit uns theilt, ist leichter. Der einsame Mensch hat keine Ermunterung, vollkommener und edler zu werden.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.— Die Verbindung der Sterblichen zur gegenseitigen Hilfe in der Ehe und zur Fortpflanzung ihres Geschlechts ist Werk des allweisen Schöpfers. Darum wird mit Recht gesagt: Die Ehe sei eine göttliche Stiftung. Sie ists; daher auch Naturnothwendigkeit; daher auch heilig bei allen Völkern der Erde, selbst bei den wildesten, deren Geist noch von keiner Offenbarung angeleuchtet ward.

Zwar nicht alle Menschen werden dieses Genusses und Glückes theilhaftig. Zwar es können Zeiten, es können Verhältnisse gebieterisch eintreten, welche es vortheilhafter machen, ehelos zu bleiben. So geschah zu den Zeiten der Apostel. Die ersten Jünger Jesu blieben unvermählt. Nicht weil sie die Ehe nachtheilig hielten für ein heiliges Leben, sondern weil sie in ihren Tagen nur Verfolgung und Schmach voraussahen, keine bleibende Stätte, kein Vaterland hatten, sondern, entschlossen, sich für die Wahrheit und Verbreitung des Evangeliums aufzuopfern, keine Rücksichten auf Weib und Kinder nehmen, sich nicht durch Pflichten gegen dieselben in ihrem erhabenen Berufe stören lassen konnten und durften: darum blieben sie unvermählt. Darum empfahlen sie auch Andern, die mit ihnen gleiches Schicksal, gleichen Beruf wählen wollten, das ehelose Leben. Aber, sprachen sie, es ist noch besser, in diesen Stand treten, als durch unordentliche Begierde leiden. 1. Kor. 7, 9.

Die Ehe ist das heiligste und engste Bündniß, welches Menschen mit Menschen auf Erden schliessen können — aber in ihr liegt auch die edelste Versüßung des Lebens. Hier bewirken Liebe und gegenseitige Zuneigung, oder auch Gewohnheit, das innigste Vertrauen, die bleibendste Anhänglichkeit. Leicht sind andere Bündnisse gebrochen, selbst die zärtlichsten der Freundschaft, wenn Freunde durch Zeit und Raum, oder durch Ungleichheit des Standes und Vermögens, oder durch bloße Verschiedenheit der Meinungen getrennt werden. Aber die Ehe ist ein gewaltiges Band, durch die Natur, durch die Anwesenheit gemeinschaftlicher Kinder, durch die bürgerlichen Gesetze gestärkt. — Schon das Sprichwort sagt: Freunde in der Noth sind selten.

Aber Ehegatten gehören einander in der Noth, wie am Tage des Glücks; jedes Gewitter des Lebens, jeder Sonnenstrahl der Freude trifft beide. Wenn aller andern Menschen Hilfe und Mitleiden flieht — in der Ehe allein ist gegenseitiger bleibender Beistand. Die Noth des Einen wird zur Noth des Andern. Eben dies verkettet zwei gute Herzen enger. Darum, so redet die älteste Urkunde der Menschheit, sprach Gott der Herr: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, ich will ihm eine Gehilfin geben, die um ihn sei.»

Hilfe und Beistand in jeder Lage des Lebens ist also der erste Gewinn des ehelichen Lebens; Trost in Trübsal, Rath in Verzweiflung, Pflege in Krankheiten, Theilnahme am Sterbebette. — Ach der einsame Mensch, sich selbst überlassen, ohne ein liebevolles Wesen, das sich an ihn schließt: wie beklagenswürdig steht er in seiner Verlassenheit da? Wer erbarmt sich seiner mit der heissen Gattenliebe? Wer schätzt ihn noch, wenn er von allen Andern verkannt wird? Wer sucht ihm noch Aufheiterung zu geben, wenn sich die Welt gegen ihn verschwört? Wer wacht sorgsam an seinem Krankenbette aus Liebe, wenn ihn Niemand liebt, und nur um seines Geldes willen oder aus allgemeinem Mitleiden Abwärter ihn pflegen? Wer weint an seinem Sterbelager, an seinem Grabe? Ach, Niemand gehört ihm, und er gehört Keinem an. Er ist unter Blutsverwandten wie ein halber Fremdling; — unter Menschen wie ein Einsiedler.

Groß sind die Mühseligkeiten des Lebens. Aber die Arbeit und Beschwerde wird durch eheliche Liebe leichter. Da weiß man ja, für wen man arbeitet und sorget. Da achtet man den Schweißtropfen weniger, der, von des Tages Last und Hitze erpreßt, von der Schläfe rinnt. Er fließt zur Freude, zur Erhaltung eines geliebten Herzens. Man lebt in sich, und lebt in dem Andern zugleich. Es ist gleichsam nur ein doppeltes, mannigfaltigeres Leben. Der Kummer vertheilt sich, das Vergnügen wird zahlreicher.

Die Ehe eröffnet neuen Lebensgenuß. Sie fesselt uns inniger an die Menschheit und ihr Glück, unauflöslicher an das Vaterland und dessen Wohlsein. Alles wird bedeutungsvoller, eingreifender und befreundeter. Das ganze Leben gewinnt neue Beziehungen. Den Ehelosen hält nichts

ans Leben, als natürliche Todesfurcht; aber doch wird er früher lebenssatt. Er hat von Allem nur halben Genuß. Ihn zieht nicht der geheime Zauber der Natur an Menschen, an ein Vaterland. Er ist überall daheim, weil er überall ungeliebt, einsam wandelt.

Die Seligkeit erhoht sich, das Leben vervielfältigt sich noch mehr, wenn die Ehegatten in ihren Erzeugten gleichsam ein neues Leben anfangen. Nun wird es wie eine neue Welt. Nun ziehen sich Erde und Himmel, und was die Menschheit Heiliges, Schones, Rührendes hat, enger um das verbundene Aelternpaar zusammen. Nun werden die Begeisterungen eines Vater- und Mutter-Herzens, nun jene Wonne wach, die dem Ehelosen unbeschreibbar sind, weil er sie nie empfunden. Wer kann auch Empfindungen beschreiben? Wer kann sagen, wie ihm war, als die erste Thräne des Entzückens aus seinen Augen blitzte, und tiefe Freude, gleich einer himmlischen Wehmuth, sein Herz beengte?

Die Ehe aber vergrößert nicht nur auf diese Weise das Lebensglück, sondern auch dadurch, daß sie den Menschen wirklich frömmer und besser zu sein nöthiget. Denn er macht durch seine Fehltritte nicht mehr sich allein, sondern auch das Herz unglücklich, welches sich ihm ergeben hat. Der ehelose Verbrecher ist verabscheuet — der verehlichte ein Ungeheuer. Er reißt Gatten und Kinder mit sich in den Abgrund. Der Ehelose zittert bei Unglücksfällen nur für sich selbst, und oft ist er sich selbst sehr gleichgültig. Die Vermählten aber zittern für einander — inbrünstiger wird ihr Gebet zum rettenden Gott. Der Ehelose geht, — wem ist er Rechenschaft schuldig unter den Menschen? — und überläßt sich seinen Lüsten. Die Vermählten werden gegenseitig von einander näher beobachtet. Keiner von ihnen kann leicht im Geheimen Unrecht thun, ohne vom Andern bemerkt, gewarnt, getadelt zu werden. Diese verborgene Aufsicht, dies unvermeidliche Beobachtetsein im engvertrauten Beisammenleben verhütet manche Entartung und Verwilderung der Sitten, die wohl ausserdem leicht möglich gewesen sein würde. So befördert das eheliche Leben, indem es die wilden Begierden mildert und beschränkt, den

Tugenden leichtere Herrschaft, und baut einen Himmel schon auf Erden.

Doch, leider, nicht jede Ehe! — Wie manche brachte Verderben und lebenslängliches Elend denen, welche zu diesem Bündniß aus Leichtsinn oder Zwang, mit Widerwillen, oder bloß des Geldes wegen, aus leidenschaftlicher, blinder Zuneigung, die an Andern alle Fehler übersieht, oder aus Hochmuth und kalter Berechnung kleiner Vortheile die Hand am Altare reichten! —

Es werde nun aber der ehrwürdige Ehebund aus Liebe oder mit Widerwillen geschlossen: ist er einmal geschlossen, auch dann steht es noch in der Wahl der Vermählten, ob sie sich einen Himmel oder eine lebenslange Hölle bereiten wollen! — Der Schritt ist gethan! — Ein furchtbar entscheidender Schritt für die Ruhe des ganzen Lebens!

Gewöhnlich ist der Ton, welchen Neuvermählte schon im ersten Jahre gegen einander annehmen, von unausbleiblich wichtigen Folgen. Das Glück, die Zufriedenheit und Stille des häuslichen Lebens hängt natürlich nur von ihrem gegenseitigen Betragen ab. Wie man dieses in den ersten Wochen und Monaten anfängt, wird es allmälig wie Grundsatz herrschend, endlich zur unauflöslichen Gewohnheit. Schwer kommt man davon wieder zurück. Darum gebietet die einfachste Lebensklugheit, strenger, als je, in den ersten Zeiten der ehelichen Verbindung auf die Art zu achten, mit welcher man sich begegnet. Wer es versäumt, hat nachher nur seine eigene Gleichgültigkeit gegen das Wichtigste, seinen Leichtsinn abzulegen. Denn auf welche Art Neuvermählte auch zusammengetreten sein mögen, und hätten sie sich vorher auch Jahre lang einander schon gekannt: nie kennen sie sich so, nie sind sie einander so erschienen, wie sie im engsten, vertraulichsten, täglichen Beisammenwohnen einander kennen lernen und erscheinen. Hier erst stehen ihre Denkarten ungeschmückt vor dem Blick des Andern; hier erst erfahren sie stündlich in hundert Kleinigkeiten, die sie berühren,

die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit ihrer Meinungen, Urtheile, Gefühle und Neigungen; hier erst entfalten sich zwischen ihnen allerlei Widersprüche und Abweichungen, die sie nicht erwartet hätten. Daher dann oft nachher die Klage des Einen über den Andern, man habe sich vor der Verehelichung verstellt, man sei getäuscht worden. Nein, auch wenn es kein Theil auf Betrug angelegt hatte, war doch natürlich, daß man vorher nur allgemeine, verworrene Vorstellungen vom Andern besaß, die, als man in nähere, mannigfaltigere Vertrautheit kam, wie Täuschungen aufgelöset wurden.

Aus dieser Ursache ists nicht ungewöhnlich, daß selbst unter guten Menschen, selbst unter solchen, deren Bündniß die Hand der Liebe knüpfte, die ersten Jahre der Ehe nicht so rein-glücklich sind, als die nachfolgenden, wo man die gegenseitigen Gemüthsarten einander mehr anpaßte, oder, wie man zu sagen pflegt, sich einander besser verstehen lernte.

Doch welcher Widerspruch, welcher Zwist sich auch jemals erheben möchte: alle daraus erwachsende Gefahr wird im ersten Keim vernichtet, wenn Neuverehelichte sich das unverbrüchliche Wort geben, nie einander böse zu werden, auch nicht verstellter Weise zu zürnen! — Besser ist es, ein Unrecht dulden, als begehen, oder ihm schwerere Folgen zu geben, als es verdient. Kleine Zänkereien, leichte, doch ungefällige Neckereien mindern endlich immer das gegenseitige Zutrauen; erkälten unmerklich die vorhandene Liebe, und ziehen noch größere Entzweiungen nach sich. Quälereien, Vorhalten eines begangenen Fehlers, eines gehabten Unrechts, und wenn auch nur scherzweise, setzen mit der Zeit eine Bitterkeit an, die gewöhnlich schwer wieder auszutilgen ist.

Wo zwei Menschen sich für Lebenszeit einander zugeschworen haben, darf kein Eigensinn, kein Zwist, keine Herrschsucht statt finden; nur Einheit des Sinnes, Einheit des Willens, Nachgiebigkeit von beiden Seiten! Der Mann herrscht durch Ueberzeugung und Vernunftstärke; sein Herrschen ist nicht trotziges Gebot, sondern unmerkliches Leiten des schwächern Weibes zu dem,

was recht, gut und nützlich ist. Das Weib herrscht durch Liebe und Achtung, die es dem Gatten für sich einflößt. Ihr Herrschen sei nicht kindischer Eigenwille, der sich behaupten möchte, sondern sanftes Umlenken des Mannes durch Güte, wo er irren könnte.

Um der Gemüthseinheit im ehelichen Leben die höchste Vollkommenheit zu geben, sei der Neuvermählten unverbrüchlicher Grundsatz, nie vor einander in ihren Angelegenheiten ein Geheimniß zu haben. Das Weib wisse, was in des Mannes Brust vorgeht; der Mann sehe klar durch die Gedanken und Empfindungen der Gattin, wie durch seine eigenen. So lebt Eines im Andern. So werden zwei Seelen eine Seele. So wird die Ehe das heilige Geisterband, das kein Schicksal, kein Tod mehr bricht, und in der Ewigkeit fortdauert. — Wehe, wer vor dem Andern Geheimnisse hält! — Diese haben schon oft, selbst wenn sie aus Liebe, aus zärtlicher Schonung des Andern nicht mitgetheilt wurden, den ersten Grund zu den schauderhaftesten Mißverständnissen gelegt. Lieber offenbare sich Eines dem Andern, sollte auch das Entdecken dessen, was man gerne verhehlen möchte, dem Andern im ersten Augenblicke unlieb sein. Mittheilung hindert größere Uebel, und versüßt selbst das Bittere, mildert selbst die Schuld, und macht wenigstens das Allergefährlichste in einer Ehe unmöglich, daß Fremde sich zwischen Gatten stellen. Was beider Geheimniß und Anliegen ist, werde nie Sache und Mitwissenschaft eines Dritten. In dieser Hinsicht sollen selbst Vater und Mutter wie Fremdlinge dastehen, die in das Heiligthum ehelicher Vertrautheit einzudringen kein Recht haben. Die Ruhe des Lebens, der Friede des Hauses entflieht, wo Gatten sich einander nicht selbst genug und nicht Alles sind; wo eine andere Person sich zwischen sie drängt!

Kein Geheimniß unter den Gatten! man weiß nicht, wozu Der den Andern berechtiget, welcher sich erlaubt, ihm etwas zu verbergen. Wo Einer in seinem Herzen verhehlt, was der Andere nicht wissen darf, da ist nicht Einheit mehr, da ist schon eine Art Trennung und Fremdheit. Auch im Scherz soll man sich davor

hüten; auch im Scherz nicht über einem Abgrunde tändeln, dessen Tiefen ja Niemand kennt.

Wo gegenseitige Offenherzigkeit, innige Vertrautheit besteht, da wird, da muß Liebe mit jedem Jahre wachsen, da wird, da muß Jeder auf eigene Reinheit bedacht sein. Diese Reinheit vermehrt die gegenseitige Hochachtung, und diese Hochachtung ist die Quelle neuer Liebe.

Und endlich das Heiligste, die Grundlage aller ehelichen Glückseligkeit, das Wichtigste, ohne welches jede Ehe schlechterdings unglücklich werden muß — es ist Religiosität. Ein Mann ohne Religion, dem Gottheit, dem Ewigkeit ohne Bedeutung sind, ist jeder Schandthat, jedes Betruges, er ist des Ehebruches fähig; fähig, Weib und Kind zu verrathen, zu verlassen, ins Elend zu jagen. Das Weib ohne Religion ist ein werdendes Ungeheuer, eine unzuverlässige Stütze des Gatten, schon vor dem Traualtar von verdächtiger Treue! Die Elende, in deren Gemüth kein Gott wohnt, kann nie einen Mann lieben, sondern nur ihr augenblickliches Gelüst; sie bringt Rohheit in die Freude, und Verzweiflung in den Schmerz.

Nie sollen — ist ihnen das Heil ihrer Tage theuer — Neuverehelichte gleichgültig auf diesen Gegenstand blicken. Denn wenn der Andere keinen Gott mit Andacht liebt, keine Vergeltung der Ewigkeit fürchtet: was kann den binden? was ihn schrecken? was ihn bleibend begeistern? Und wären in dem Einen religiöser Sinn und Gefühl zum Theil oder ganz erloschen: so entzünde der Andere nach und nach den Funken wieder durch Wort, durch Beispiel und That. Mächtig wirkt der Umgang. Durch die Länge desselben nimmt unvermerkt Eines des Andern Gesinnungen und Grundsätze an, und hält oft für eigene Ueberzeugung, was manchmal nur Frucht der Gewohnheit ist. So kann ein religiöser Mensch nach und nach auch in demjenigen, der der heiligsten Wahrheiten spottete, den erstorbenen Glauben wieder beleben. Erst so steht das Lebensglück gegen alle Stürme fest gegründet. O wie herrlich, mit einer Liebe durchs Leben, mit einer Hoffnung in den Tod gehen!

Ihr, die ihr hintretet, den Bund der Vermählung vor dem Allgegenwärtigen zu schwören, beherziget wohl: es

ist der Bund der Treue, des Trostes, des Beistandes in den Stunden des blutigsten Leidens, des grauenvollsten Verhängnisses! — Sie werden kommen die Tage der Thränen — von eurer Weisheit hängt es ab, ihre Schrecken zu besiegen. Aber ohne Glauben im Leben, ohne Liebe in der Ehe, ohne Hoffnung im Tode ist kein Sieg! —

XLVII.

Anerkennung fremder Verdienste.

Phil. 2, 29. 30.

Wer eitler Ehre gern entbehret,
Und Edles selbst an Feinden gern
Erkennt, der ehrt sich selbst, der ehret
Der Niedrigkeit und Hoheit Herrn.
Wohl, wohl ihm, denn Bescheidenheit
Ist aller Stände Herrlichkeit.

Sie schmückt das Alter, gibt der Jugend
Erst Liebenswürdigkeit und Werth,
Gibt Glanz, gibt Hoheit jeder Tugend,
Die eiteln Schimmer gern entbehrt.
Denn Demuth und Bescheidenheit
Ist alles Edeln Feierkleid.

Gib, Herr, zu allen Deinen Gaben
Auch diese: Laß, vom Stolze rein,
Uns Alles brauchen, was wir haben,
Uns durch einander zu erfreu'n.
Das Ehrenwürd'ge sei geehrt,
Und nicht durch Neides Kunst zerstört!

Es scheint beinahe, als gäbe es für gewisse Menschen keine schwerere Tugend zu erfüllen, als die, das Gute und Löbliche, was Andere an sich haben oder thun, mit gebührender Achtung anzuerkennen. Wir finden in Gesellschaften bei weitem die Meisten geneigt, von ihren Lebensgenossen das Nachtheilige zu erzählen. Unter Vielen denkt

kaum Einer edel genug, den Schleier über die getadelten Fehler des Abwesenden zu werfen, und sein Rühmliches hervorzuziehen. Mancher gibt sich mit vermeinter Klugheit wohl das Ansehen des Unparteiischen, zollt dem Verdienstlichen sein Lob; doch vergißt er selten hintennach sein zerstörendes Wenn und Aber anzuhängen, wodurch er den Ruhm wieder größtentheils zurücknimmt, den er vorher gegeben.

Leute, die schon im übeln Rufe stehen, pflegen endlich noch weit seltener die Tadelsucht zu beschäftigen, als diejenigen, welche unter ihren Mitbürgern einige Achtung geniessen. Von den Lasterhaften spricht Jeder mit Widerwillen und Ekel, oder mit bedauerndem Achselzucken — desto lieber unterhält man sich von den Mängeln solcher Personen, die schon ein gewisses Lob errungen haben. Und je allgemeiner ein Mann geachtet ist, je ämsiger scheint man bemüht, das Gute, was er besitzt oder thut, in den Augen Anderer zu verkleinern. Man sollte fast glauben, es sei Jedem eine große Freude, nur unter schlechten und verächtlichen Personen zu leben, daß man so eifrig ist, auch das Verdienstvolle und Glänzende zu verdunkeln.

Es ist auffallend, daß man rechtschaffenen Leuten gewöhnlich erst dann Recht widerfahren läßt, wenn sie todt sind; daß man ihre Verdienste, ohne kränkende Schmälerung, ehrt, wenn sie gegen unser Lob unempfindlich sind. Woher dies? Prüfe dich selbst! Bist du von dieser unedeln Neigung, das Gute an Andern zu verkleinern, frei? Hast du nicht, wenn Jemand einen deiner Bekannten pries, Reiz gefühlt, den Lobredner eines Bessern zu belehren, seine Bewunderung herabzustimmen, und die Fehler des Gepriesenen bemerkbar zu machen?

Wenn wir die Geschichten des Alterthums lesen, wie sehr betrübt es uns, zu erfahren, wie man fast zu allen Zeiten die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, so lange sie am Leben waren, verachtete, verkleinerte, sogar mißhandelte und verfolgte! Wir nennen diese kleinherzigen Tadler, diese blinden Verfolger noch heut mit schimpflichen Namen. Unser Inneres empört sich, wenn wir vernehmen, wie man denen, welchen nach dem Tode Ehren-

säulen und Denkmäler errichtet wurden, im Leben oft kaum Nahrung und Obdach gab!

Und sind wir besser, als jene Unterdrücker fremden Ruhms? Handeln wir nicht noch, wie sie?— Und woher rührt dieser Hang, das Verdienst Anderer zu verkleinern?

Bei Vielen ist es in der That nichts, als die Wirkung eines unreinen, boshaften Gemüthes, welches alles Bessere haßt und lästert, was ihm selbst fehlt. Es ist der Neid in unverhüllter Schändlichkeit! — Wir erkennen ihn leicht. Er empört sich gegen das Gute, was man von ihm nicht sagen kann. Er nimmt, um seiner Wirkung sicher zu sein, alle Gestalten an. Bald ergießt er sich leidenschaftlich in giftigen Anmerkungen; bald macht er den scherzenden, muthwilligen Spötter, welcher nur durch lustige Einfälle unterhalten zu wollen scheint; bald spielt er die Rolle eines aufrichtigen Verehrers fremder Verdienste, und beklagt nur in mitleidigem Tone, daß so viel Gutes durch schlechte Eigenschaften oder auch nur durch Schwächen verfinstert wird; bald redet er die Sprache des Scheinbar-Unparteiischen, und wirft Zweifel auf, die Mancher für begründet hält, weil Niemand sogleich gegenwärtig ist, der sie lösen könnte.

Doch nicht immer ist es die zur Natur gewordene Lästersucht und der Neid, welcher fremdes Verdienst mit Begierde in den Schlamm der Verworfenheit herabzuziehen sucht, in welchem die Denkart des Mißgünstigen lebt — zuweilen ist es nur gekränkte Eitelkeit, welche die gehässige Rolle des Neidischen spielt. Viele zürnen nur deswegen dem Lobe, was einem Andern gezollt wird, weil sie fürchten, man lasse dagegen ihnen selbst keine Gerechtigkeit geschehen. Es entsteht in ihnen die Versuchung, sich ebenfalls geltend zu machen. Sie möchten zu verstehen geben, daß das, was an Andern so laut gepriesen worden, keineswegs so selten sei, und in ihnen ebenfalls zu finden wäre. Ihr beleidigtes Selbstgefühl ist weniger mit dem Gepriesenen, als mit den Lobrednern unzufrieden. O wie nahe ist diese Einbildung auf eigenen Werth mit dem Neid selbst verwandt!

Zuweilen hindert auch nur Furcht vor Mißbrauch,

in das Lob fremden Verdienstes einzustimmen. Man verkennt zwar die rühmlichen Eigenschaften des Andern gar nicht, aber möchte davon des Aufhebens nicht zu viel gemacht sehen, um zu verhüten, daß der Gelobte nicht in seiner Eitelkeit bestärkt werde, was ihn leicht zu übler Anwendung des öffentlichen Beifalls verleiten könnte. Man ehrt das Verdienst, aber weigert sich, die Person zu ehren, welche es trägt. Man kann den Gedanken nicht ertragen, daß die von Allen gepriesene und bewunderte Person über uns erhaben stehe, oder einen Einfluß bekomme, der unsern eigenen Absichten zuwider sein dürfte. So hält man sich für verpflichtet — und o wie gern gibt der Mensch seinen eigennützigen, unlautern Handlungsweisen den Anschein des Pflichtmäßigen! — den Ruhm derer, die ihn verdient haben, zu schmälern.

Doch wer könnte alle die Larven nennen, in welche sich der größere oder geringere Neid vermummt, um mit Anstand vor der Welt erscheinen zu können! Aber wie er sich auch verhülle, jederzeit wird er dem Blick des Beobachters kenntlich sein, und die Verachtung besserer Herzen ärnten. Wer fremdem Verdienst den Beifall schwächt, dessen es würdig ist, legt das offene Geständniß ab, daß er desselben nicht fähig sei, und bei seiner eigenen Kraftlosigkeit doch nicht einmal so viel Seelengröße habe, es gelten zu lassen. Jede Aeusserung der Mißgunst ist eine Selbstverrätherei, und der Beweis eigener Geringfügigkeit. Nur Personen, welche in sich das Bewußtsein von Werth tragen, haben den Muth, den Werth Anderer ohne Mißgunst anzusehen, und ohne Eifersucht die Vorzüge der Nebenmenschen zu bewundern.

Dies ist das Kennzeichen des wahren Weisen, dies der Edelsinn des Christen. In diesem Geist empfahl einst Paulus den Brüdern zu Philippi seinen Gehilfen Epaphroditus. Weit entfernt, die Verdienste desselben durch beschränkende Zusätze zu verkleinern; weit entfernt, die leiseste Mißgunst zu äussern, daß die Gemeinde zu Philippi so hohen Werth auf Gesundheit und Leben des treuen Epaphroditus gesetzt hatte: ward Paulus der lebhafteste Lobredner

desselben, und nannte ihn seinen Mitstreiter und ihren Apostel. Phil. 2, 25.

Wer Andere ehrt, der hat die rechte Art ergriffen, sich selbst zu ehren. Wer über fremde Vorzüge seine eigenen vergißt, der zwingt die Welt, ihm eine Gerechtigkeit zu gewähren, die er sich selbst versagt. Bescheidenheit macht die Verdienste glänzender, welche wir wirklich besitzen, und entwaffnet selbst den Neid.

Nur der Arme beneidet oft den Begüterten; wann hat man gehört, daß der Wohlhabende dem Dürftigen seinen Mangel mißgönne? Der Häßliche beneidet wohl den Schönern; wann hat man gehört, daß der Schöne die Ungestaltheit des Krüppels beneide? So ist es immer der Gemeinere, welcher die Vorzüge des Bessern mit Scheelsucht beobachtet; so ist es nur der, welcher seinen eigenen Werth fühlt, der auch mit Zufriedenheit auf den Werth Anderer blickt, und es liebt, wenn die Welt denselben anerkennt.

Es ist bei der Mannigfaltigkeit, mit welcher die Gottheit ihre Gaben auf Erden vertheilte, ohnehin unmöglich, daß jeder Mensch die gleichen Vorzüge und Eigenschaften besitze, wie der andere. Um so weniger sollte uns daher verdrießen, wenn ein Anderer in gewissen Dingen glänzt, wo wir in unsern Verhältnissen es nicht konnten. Aber Niemand ist auf Erden, der nicht irgend eine Fähigkeit oder Eigenschaft hätte, durch welche er sich auszuzeichnen im Stande wäre. Daher ist es an Jedem, seine Fähigkeiten zu untersuchen, und diejenigen zum Besten seiner Mitlebenden am meisten auszubilden, durch die er am wohlthätigsten wirksam werden kann.

Es ist möglich, daß ein Anderer dich an Reichthum und Pracht übertrifft — warum willst du ihn deswegen verkleinern? Dir ist es möglich, ihn durch weisere Anwendung deines kleinern Vermögens, ihn durch höhere Gemeinnützigkeit zu übertreffen: warum versuchst du es nicht? Sein Reichthum ist ein Spiel des Glücks; deine Gemeinnützigkeit würde eine Wirkung deiner Tugend sein. Wen würdest du höher achten, den wohlthätig wirkenden Mann bei geringern Gütern, oder den Selbstsüchtigen bei größern

Einkünften? — Siehe, wie du, so beurtheilen dich deine Zeitgenossen.

Es ist möglich, daß ein Anderer dich in Gelehrsamkeit, in Kenntnissen übertrifft — warum willst du ihn deswegen beneiden, da dich mannigfaltige Umstände hinderten, mit ihm zu wetteifern? Aber wer hindert dich, in deiner Lage der Beste zu sein, und ihn in deinem von der Vorsehung beschiedenen Wirkungskreise durch Thätigkeit, Redlichkeit und nützlichen Eifer weit zu übertreffen?

Es ist möglich, daß eine Person mehr Schönheit, Witz und äussere Anmuth von Natur habe — warum willst du thörichter Weise hinwegläugnen, was Jeder sieht? Aber warum versäumst du, durch Gleichmuth, Bescheidenheit und Seelenschönheit dir das größere Verdienst zuzueignen, was bleibendern Werthes, als die Farbe der Haut oder das Feuer des Auges ist? Warum entstellst du deine Seele noch mehr durch den Schmutz des Neides?

Es ist möglich, daß ein Anderer dich durch die Gunstbezeugungen übertreffe, welche ihm das Glück gewährt; daß ihm Verwandtschaften Ehrenstellen zuwerfen, die dir versagt bleiben, ungeachtet du fühlst, daß du sie würdiger bekleiden könntest, als Jener. Ist denn die Ehrenstelle, welche dich an ihm verdrießt, eine Folge seiner wahren Verdienste? Ist denn überhaupt das, was wir Glück zu nennen pflegen, immer ein Beweis der Würdigkeit dessen, der es genießt? Handle so, daß du jedes Glückes werth wärest, und du wirst denjenigen aufhören zu beneiden, der im Schooße des Glückes mit dem Bewußtsein seines Unwerthes sitzt, wenn er dich erblickt.

Wer fremdes Verdienst willig achtet, bezeugt damit vor der Welt, daß er in seinem Gemüth einen Reichthum trägt, welcher ihn abhält, Andere zu beneiden. Wer nicht kleinlich bei jedem Lobspruch, der Andern gegeben wird, zittert, es geschehe auf seine eigenen Unkosten, erregt Ehrfurcht für sich. Es ist schon verdienstvoll, die Verdienste Anderer zu schätzen. Dies bescheidene Gerechtigkeitsgefühl erhebt den, der groß genug denkt, es zu haben, über den gemeinen Haufen engherziger, gebrechlicher, tugendarmer Menschen empor.

Inzwischen ist auch nicht zu läugnen, daß wir allerdings in Anerkennung fremder Vorzüge gewisse Grenzen zu beobachten haben, welche uns die Klugheit vorschreibt.

So wie ein erzwungenes Lobkünsteln, durch welches wir uns selbst gern einigen Werth erlisten möchten, lächerlich, oder ein unsern Lobeserhebungen angehängtes Aber verächtlich ist: eben so wenig geziemt es uns, dasjenige, was in der That achtungswerth ist, mit übertriebenem Beifall zu beehren. Denn wer irgend einem Gegenstande unmäßige Bewunderung zollt, verräth dadurch entweder Mangel der Erfahrung, oder Beschränktheit des Verstandes; es ist zu fürchten, daß künftig der gleiche Mensch, wenn seine Einsichten reifen, geneigt sein wird, mit gleicher Ungerechtigkeit zu verwerfen, was er vorher ohne Einschränkung vergöttert hatte.

Ohnedem ist eine unmäßige Bewunderung jeder achtungswürdigen Sache eher gefährlich, als vortheilhaft; gefährlich, weil das begeisterungsvolle, grenzenlose Lob die Galle des Neidischen am meisten erweckt, und auch den Unparteiischen reizt, mit vorzüglicher Beflissenheit etwanige Fehler aufzuspüren, um sich zu rechtfertigen, wenn er nicht in die unbedingte Verehrung einstimmte. Nichts ist reizbarer in dem Menschen, als der Widerspruchsgeist; er wächst mit dem ihm dargebotenen Hohn. Und daher ist mancher guten Sache schon größerer Schaden durch die ungemessenen Lobeserhebungen ihrer Freunde, als durch den Tadel ihrer Feinde entstanden. Denn jeder Ueberspannung folgt früher oder später Erschlaffung.

Auch müssen wir allezeit in der Anerkennung fremden Verdienstes den Verdacht niedriger Schmeichelei von uns entfernt halten. Es sind ihrer Viele, die dem Verdienste Gerechtigkeit schenken, sobald sie nur hoffen können, Vortheil für sich dabei zu erobern. Es ist diesen Selbstsüchtigen nicht darum zu thun, eine Tugend zu ehren, sondern irgend eine kleine Beute zu machen. Sie sind es, die den Ehrenwerthen mit eben der Schamlosigkeit ins Gesicht loben, mit welcher sie sich vielleicht hinter seinem Rücken über ihn belustigen. Sie sind es, die eben so willig das «Hosiannah» jauchzen, als einige Tage nachher, wenn

ihre Absichten fehlschlagen, das «Kreuzige!“ Sie vergöttern den Tirannen, so lange er Macht hat, und tanzen, als feige, übermüthige Sklaven, auf seinem Leichnam.

Aber hinweg von diesen feilen Seelen, für die keine Tugend, kein Ruhm, kein Verdienstvolles auf Erden wohnt, sondern nur bald dies, bald jenes Ziel niedriger Habsucht, dem sie nachkriechen. Das Lob der Ehrlosen kann nicht ehren, ihr Tadel nicht herabwürdigen.

Ehre das Verdienst! Du kannst Werke der Pracht, der Schönheit bewundern; du kannst die Spiele des Glücks anstaunen; du kannst Gelehrsamkeit und Talente hochschätzen; du kannst die Gewalt der Fürsten groß nennen — aber die Ehre gebührt nur dem Verdienst, das heißt, der Willenskraft und Weisheit, welche jene Mittel zu wohlthätigen, menschenbeglückenden Zwecken benutzt.

Nur zu oft pflegt der leicht getäuschte Sterbliche das todte Werkzeug zu ehren, statt des Künstlers, und das, was Zufall und Natur verliehen, statt des Besitzers. Nur zu oft pflegt man den Menschen zu ehren, wo man seine Mittel meint. Aber auch der Dieb kann Schlauheit haben, welche Erstaunen zu erregen im Stande ist: wer wird sie ihm zum Verdienst rechnen? Auch der Bösewicht kann sich durch glückliche Gewaltthätigkeit eine Macht anmaßen, vor der man zittert: aber wer wird seine kühne Ungerechtigkeit ein Verdienst heißen? Auch der Blödsinnige, oder der Wucherer, oder der Taugenichts kann von Pracht und Reichthum umringt sein: welche Ehre verdient er deswegen? Auch der ehrsüchtige Schleicher kann durch Niederträchtigkeiten Ehrenstellen erringen: ist er darum unserer Hochachtung würdiger, als wenn er in wohlverdienter Niedrigkeit kröche?

Nein, Ehre nur dem wahren Verdienst! Und jede Tugend ist verdienstvoll; und nur die Tugend ist ehrwürdig. Alles Andere, was Glück und Menschengunst geben und nehmen können, kann die Hochachtung des Weisen und Christen nicht gewinnen, wenn es auch seine Bewunderung für einen Augenblick fesselt. Er trennt das Wesen vom Schein; er ehrt nicht das, was der Mensch empfangen

kann, sondern was derselbe durch eigene Kraft gewährt, was er Gutes und Nützliches leistet.

Ehre dem wahren Verdienst — es wohne denn auch in Palästen oder unterm Strohdach; es gehöre unserm Freunde oder unserm Gegner. Weigere dich nie, es anzuerkennen — in der Würde deines Mitmenschen erkennst du deine eigene Würde an. Vor Mächtigen kriechen, vor Besitzern großer Talente oder Reichthümer Schmeicheleien sagen, das kann auch der Pöbel. Aber wahres Verdienst zu ehren, ist Niemand fähig, der nicht selbst ehrwürdig ist und Sinn für tugendvolle Kraft hat.

Diese Anerkennung geschehe, wie ohne Schmeichelei, auch muthig, ohne Menschenfurcht. Hilf dem unterdrückten Verdienst empor, nimm die Tugend und das edle Streben verkannter Menschen in Schutz, wo Neid, Haß, Verleumdungssucht und Verfolgung sich dagegen auflehnen. Dein Muth selbst ist Tugend und Wohlthat. Er erquickt und ermuntert nicht nur den Verkannten, nein, er schreckt auch die Lästerer, und bringt Haufen feiger oder gedankenloser oder leichtsinniger Nachbeter zum Ernst des Nachdenkens zurück und zur Pflicht.

Wir sollen aber das Verdienst im Menschen öffentlich ehren, nicht sowohl um dessen willen, der es besitzt, als vielmehr um deren willen, denen es fehlt. Denn wer mit großer Seele alle Hindernisse überwältigt, um etwas Nützliches zu begründen, bedarf der Anerkennung seines Verdienstes nicht, um sich darin zu bestärken; er verachtet selbst die Verfolgung der Selbstsüchtigen, und rechnet sie zu den gewöhnlichen Hindernissen, die der Gerechte zu bekämpfen hat. Wer mit Bescheidenheit im Stillen nach allen Kräften Gutes befördert, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht; seine Demuth war nicht ruhmdürftig, daher verhüllte er seine ruhmwürdigsten Handlungen vor den Augen der Welt. Wer mit seltener Klugheit gemeinnützige Werke vollführt, ohne Rücksicht auf eigenen Gewinn, bedarf deiner Anerkennung seines Verdienstes nicht; denn er will keinen Gewinn, als sein Selbstbewußtsein, und er weiß, wie wenig auf der

Menschen gewöhnliches Tadeln oder Loben geachtet werden müsse.

Unsers Selbstes willen sollen wir verdienstvolle Menschen und Thaten ehren, und derer willen, die ihr alltägliches Leben in schlaffer Gemeinheit hintreiben, ohne sich zu einer wahren Tugend, zu einer menschenbeglückenden That zu erheben. Diese sollen durch verdientes Lob, welches wir dem Edeln und Guten geben, zur Nachahmung erweckt werden. Wir müssen das Gefühl herrschender durch die Welt machen: daß nur das Göttliche ehrwürdig, alles Andere Staub sei; daß nicht Tonnen Goldes, nicht Herrschaft über Königreiche, nicht Stand und Geburt, nicht Pracht, nicht Schönheit ehren und adeln, sondern ein großer, göttlicher, einfacher Sinn; ein thätiges Streben, immer fehlerreiner und tugendvoller, und in dem Lebenskreise, wohin uns Gottes Hand stellte, der Vortrefflichste und Wohlthuendste zu sein.

Solch ein Gefühl unter den Menschen herrschend zu machen, ist nur die Sache reiner Gemüther, die, sich, o Gott, in Deiner Betrachtung veredelnd, Wohlgefallen an allem Edeln haben. Das Vergnügen, welches ich bei Anerkennung fremden Werthes empfinde, ist der sichere Maasstab meines eigenen Werthes; und der Widerwille, der mich beherrscht, dem Verdienst Anderer zu huldigen, ist das Kennzeichen meiner eigenen Schlechtigkeit.

O mein Gott, wohl war auch ich oft ungerecht gegen das Verdienst mancher meiner Mitmenschen; wohl suchte auch ich oft durch Aufsuchung ihrer Mängel mich über die Vorzüge zu trösten, die ich nicht besaß. Schamvoll möchte ich mich vor Dir verbergen! — O Vater, Vater! Nie überrasche mich solch eine niedrige Gesinnung wieder im Leben! Verleihe mir Kraft; heilig ist mein Wille! Amen.

XLVIII.

Selbstgefälligkeit.

Tobias 4, 14.

Herr, was ich Gutes habe,
Ist Deine milde Gabe;
Nichts ist mein Eigenthum.
Für das, was ich besitze,
Wodurch ich Andern nütze,
Gebührt nicht mir, nur Dir, der Ruhm.

Sowohl Verstand als Kräfte
Zum nützlichen Geschäfte
Hab' ich von Deiner Huld.
Dein ist's, wenn gute Thaten
Dem Vorsatz wohl gerathen.
An Fehlern bin allein ich Schuld.

Sollt' ich mich nun erheben,
Wenn mir in diesem Leben
Viel Gutes widerfährt?
Was hat Dich, Herr, bewogen,
Daß Du mich vorgezogen,
Bin ich wohl jemals dessen werth?

Es gibt eine Untugend, welche nicht selten das Eigenthum übrigens rechtschaffener und verständiger Personen ist, und wodurch sie, wie wir täglich wahrnehmen, sich selber vielen Schaden zufügen, ohne es zu wissen; ja, es sind eben nur Personen, welche sich gewöhnlich durch Geistesvorzüge auszeichnen, die in solche Untugend verfallen, und durch dieselbe beinahe allen ihren übrigen Werth verlieren.

Dieser Fehler ist von eigener Art, daß man dafür kaum noch den rechten Namen im Gebrauch hat. Es ist ein allzulebhaftes und immer geschäftiges Bewußtsein von Geistesgaben, die man hat, und eine daraus entspringende, immer kitzelnde Begierde, diese Vorzüge bei jeder

Gelegenheit fühlbar werden und von Andern anerkennen zu lassen. Es ist nicht sowohl ein Streben, Andern gefallen zu wollen, als vielmehr ein allzugroßes Gefallen, was man an sich selbst hat. Darum möchte ich diese Untugend Selbstgefälligkeit heißen.

Die Selbstgefälligkeit eines Menschen ist sehr verschieden von dem edeln Bewußtsein eigenen Werthes, welches auch der Christ, der Weise haben kann, und sogar haben muß, um standhaft in der Tugend zu bleiben. Das Selbstgefühl unsers innern Werthes besteht in Ueberzeugung von der Rechtschaffenheit unserer Gesinnungen und Ansichten, wenn sie von der Unwissenheit oder Bosheit der Menschen verkannt werden. Der Weise hat keinen Stolz auf seine Verstandesvorzüge, denn er weiß, daß er die Gaben des Geistes nur dem Urheber seines Lebens zu danken hat. Aber in die edelste, gottgefälligste Anwendung dieser Gaben setzt er einen hohen Werth. Er läßt sich weder durch Verachtung und Spott, noch durch Hindernisse böswilliger Menschen in der richtigen Anwendung seiner Kräfte irre machen. Nicht äussere Vorzüge, nicht glänzende Einbildungskraft, nicht Scharfsinn, Witz und Geschicklichkeiten verleihen Werth vor Gott, sondern nur frommer Muth und tugendhafter Wandel.

Wer auf eigene Einsichten und Fähigkeiten allzuhohen Werth legt, der hat keineswegs das richtige Selbstgefühl seiner innern Würde, sondern Stolz; so wie derjenige, welcher sich auf seine äussern Vorzüge zuviel einbildet, nur Eitelkeit hat. Der Stolz entspringt aus der übertriebenen Meinung vom Umfange der eigenen Kräfte, und äussert sich durch Geringschätzung derer, welche weniger haben oder zu haben scheinen. Die Eitelkeit thut sich auf den Besitz äusserer Glücksgüter zu gut, auf körperliche Anmuth und Zierlichkeit, auf Pracht in Kleidern, Wohnungen, Hausgeräthen; auf gewisse erworbene Geschicklichkeiten, die man gern zur Schau ausstellt.

Man kann stolz sein, man kann eitel sein, ohne deswegen ehrgeizig zu sein. Ehrgeiz ist Streben nach großen Auszeichnungen vor andern Menschen, und Unzufriedenheit mit dem Ruhm, oder Lob, oder Ansehen, welches man

wirklich erworben hat. Mit schon gewonnenen Auszeichnungen und Würden ist nur der Hochmüthige zufrieden. Er wähnt sich am Ziel, und will nun die Frucht seines Glückes in vollem Maase durch Genuß von Ehrerbietung haben, die ihm andere Menschen leisten sollen. Der Ehrgeizige kann sehr bescheiden sein; der Hochmüthige kann es in der That nie sein.

Von allen diesen unterscheidet sich der Selbstgefällige durch sein Thun und Lassen, ob er gleich von jenen Fehlern mehr oder weniger mit seiner Unart verbinden kann. Er ist sich seiner Klugheit und Verstandeskräfte beständig bewußt, immer, bald trotzig, bald schmeichelnd, bald offen, bald heimlich, bemüht, sie bei Andern angesehen und gültig zu machen; ist darin vom Stolzen verschieden, daß dieser schon mit dem bloßen Bewußtsein von Kraft und Geistesvorzügen zufrieden ist, und sich in Geringschätzung minder vorzüglicher Personen behagt. Der Selbstgefällige hingegen fürchtet immer zu wenig anerkannt, zu wenig nach Verdienst geschätzt zu sein. Er will daher herrschen, Alles machen, Alles entscheiden, in Allem das Wort führen, in Allem der Erste sein, um von Andern eben so sehr bewundert zu werden, als er sich selbst bewundert.

Es ist denkbar, daß er auch eitel sein könne. Aber er will nicht gleich eiteln Personen nur durch das Aeussere gefallen. Er ist vielleicht weder schön, noch reich, noch geschmackvoll genug, um durch die Aussenseite zu gefallen. Ja, er kann sogar Gestalt, Kleidung und alle Umgebungen vernachlässigen, um dagegen seine Geistesüberlegenheit desto heller glänzen zu lassen, in die er allein verliebt ist, und die er von aller Welt geliebt sehen möchte. Dabei ist es ihm vielleicht nicht, wie dem Ehrgeizigen, um Erreichung öffentlicher Auszeichnungen und weit verbreiteten Ruhmes zu thun. Er kann Klugheit oder Bequemlichkeit genug haben, um die Dornen zu scheuen, welche gewöhnlich auf der Bahn irdischer Ehren den Wandler verwunden, und die der von Ehrgeiz Beseelte nicht fürchtet. Nein, der Selbstgefällige, ohne deswegen in albernen Hochmuth zu verfallen, ist schon zufrieden, wenn

ihn nur alle Personen, mit denen er unmittelbar zu thun hat, als den vortrefflichsten Kopf anerkennen; nur was er spricht, für das Beste halten; nur seine Leitung annehmen wollen. Er, in beständiger Bewunderung und Hochschätzung seines Verstandes, seiner Klugheit und Einsicht, fordert auch von Andern nichts, als diese Bewunderung, und hält dafür, man lasse ihm dann nur erst Gerechtigkeit widerfahren.

Um seinen höchsten Zweck zu erreichen, um allen seinen Bekannten so glänzend an Geisteskraft zu erscheinen, als er sich selbst in dem Spiegel erblickt, welchen ihm Eigenliebe täglich vorhält, spielt er alle Rollen, macht alle Umwege. Er ist bald absprechend, bald demüthig und vorsichtig; bald für gemeinnützige Gegenstände im heiligen Eifer, bald deren vornehmster Gegner; bald freigeisterisch, aufgeklärt witzelnd, des Heiligsten spottend, bald frömmelnd, andächtelnd. Er ist nichts für die Sache selbst, Alles nur, um Bewunderung zu ärnten von denen, mit welchen er zu schaffen hat. Er thut, was gerecht, gut und sogar edel ist, nicht aber der Tugend willen, sondern in seiner Selbstgefälligkeit die Bewunderung der Andern zu ärnten. Diese Begierde, so gern er sie auch verhehlen möchte, wird immer wieder in seinen Aeusserungen sichtbar; sie verräth sich in seiner Vorliebe für die, welche seiner Geistesüberlegenheit huldigen; in seinem herben Urtheil gegen die, welche sich entweder derselben nicht unterwerfen, oder wohl gar ähnliche Ansprüche auf Bewunderung machen, wie er selbst. Er ist kein größerer Gegner von den Leuten seiner Bekanntschaft, als von solchen, die ihm in seiner Unart gleich sind. Er findet sie selbstsüchtig, einbildisch, herrschsüchtig, ungerecht und im Umgang unerträglich.

Der Selbstgefällige, wo er auch stehe, was ihm auch begegnen möge, vergißt sich niemals über etwas anderes. Er ist sich selber jederzeit der Erste, der Wichtigste. Jede Kleinigkeit von dem, was er hat, denkt, thut, scheint ihm bedeutender, als das Wichtigste, was Andere angeht. Im Gespräch wird er überall gern, wenn gleich mit sorgsamer Bescheidenheit, sein geliebtes Ich anbringen, von sich erzählen, von seinen Erfahrungen, seinen Ansich-

ten, seinen Hoffnungen sprechen, und keinen Umstand unbenutzt lassen, um sein Ich von allen Seiten darzustellen, damit man es so liebe, so preise, wie er es in seinen Gedanken selbst thut. Er wird empfindlich gekränkt, wenn man in Gesellschaften irgend einem Verdienste anderer Personen Gerechtigkeit und Lob zollt, ohne nicht zugleich durch einen Seitenblick auf ihn zu verstehen zu geben, daß man seinen höhern Werth vollkommen zu würdigen wisse.

Die unmäßige Selbstgefälligkeit und thörichte Verehrung eigener Geistesvortrefflichkeit ist oft der Fehler von Leuten, die allerdings sowohl wegen ihres Verstandes, als Herzens, sehr schätzbar sein können. Aber indem solche Neigung, immer nur auf sich selbst zu sehen, nur immer auf Huldigungen erpicht zu sein, endlich im Gemüthe vorherrschende Leidenschaft wird, verdunkelt und entwerthet sie auch die andern löblichen Eigenschaften. Leidenschaft, das heißt, eine gewaltige Neigung, welche den bessern Willen fesselt, die Klarheit der Vernunft trübt, und allein Hauptquelle unserer Gesinnungen und Bestrebungen werden will, ist Sünde. Denn nur Vernunft, nur das Gesetz Gottes, nur reine Liebe zu Gott und Menschen, mehr denn Liebe zu uns selbst, soll uns regieren.

Hoffart laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Worten herrschen, denn sie ist ein Anfang alles Verderbens. Tobias 4, 14. So spricht warnend die heilige Schrift.

Sie ist ein Anfang alles Verderbens; oder wo wäre jemals ein leidenschaftliches Leben der Anfang alles Guten und Beglückenden gewesen?

Der Selbstgefällige schadet sich durch die Ueberschätzung seiner Verstandesvorzüge am meisten. Das feine Selbstlob, welches er sich gar zu gern zollt, oder welches er Andern abzwingen könnte, wird anstößig für die, welche mit ihm umgehen. Sie mögen seinen Werth erkennen, oder nicht, in jedem Fall werden sie gewahr, daß er selbst eine allzuüberspannte Meinung von demselben habe. Da es für sie keineswegs eine angenehme Empfindung ist, sich beständig übersehen, beständig gedemüthigt zu fühlen, er-

hebt sich in ihnen Wunsch und Wille, ihn zur rechten Würdigung seiner selbst und zur Bescheidenheit zurückzuführen. Oft mischt sich damit noch Schadenfreude. Oft wird der Neid sich mit der Schadenfreude vereinigen, und statt der geforderten Achtung Verachtung zurückgeben.

Wo unläugbare Verdienste und Vorzüge sind, wird der Neid eben so geschäftig sein, als wo nur zufällige Glücksbegünstigungen glänzen. Der Selbstgefällige gibt sich also muthwillig den Unannehmlichkeiten preis, welche der Neid der Menschen herbeizuführen weiß; ja er fordert dazu auf. Und so verächtlich sonst die Leidenschaft des Neides ist, wird sie hier Jeden minder tadelnswürdig dünken, da durch den anmaßenden oder selbstschmeichlerischen, selbstgefälligen Ton alle gekränkt werden, auch die, welche vom Neide rein sind.

Es ist sehr gewöhnlich, daß Leute von ausgezeichneten Verstandesgaben das allerübelste Mittel wählen, sie in Anerkennung zu bringen - - nämlich witzige Spöttelei über Andere. Dadurch gelingt es ihnen, sich selbst über solche Personen eine scheinbare Ueberlegenheit zu verschaffen, welche ihnen sonst an Geistesvorzügen nicht nachstehen, aber entweder die Leichtfertigkeit des Witzes nicht besitzen, oder zu besitzen verschmähen. Man liebt freilich in Gesellschaften die heitern Einfälle, auch die boshaft stechenden; aber man liebt nicht den, der sie hat. Denn wer lächelnden Mundes einen Andern lächerlich machen kann, wird, wenn Anlaß erscheint, auch unserer selbst nicht schonen. Der Selbstgefällige hat in der Welt nur einen Einzigen, den er von Herzen bewundert, achtet und liebt; dieser Einzige ist er selbst. Für einen einzigen witzigen Einfall opfert er jedes andere schätzenswerthe Verhältniß auf.

Man klagt wohl oft und mit Recht darüber, daß die geistvollsten Männer am meisten verkannt und zurückgesetzt zu werden pflegen. Doch darf man sich nicht bergen, daß sie selbst dazu das Meiste beitragen. Der Spötter, hätte er auch das beste Herz, ist der erste Verleumder desselben; man belacht seine Gedanken, aber haßt seine Denkart; und schwer wird ihm zu beweisen, daß am

beissenden Scherz nur der Kopf, aber nicht das Herz Theil habe.

So erwahret sich das Wort der heiligen Schrift: Hoffart ist der Anfang alles Verderbens. Der Selbstgefällige vereinzelt sich, stößt die Zuneigung Anderer zurück, und bringt sich selbst um die allgemeine Achtung, nach welcher er geizt.

Aber er beraubt auch seinen eigenen Geist aller Vortheile, welche ihm die Ueberlegenheit gewähren könnte. Er hindert sich selbst, das Gute alles zu stiften, was er zu leisten fähig wäre, weil er durch sein Betragen Jedermann mehr oder weniger gereizt hat, sein Gegner zu sein. Was er auch unternehme, man hält seine Absichten nicht für rein, man weiß, oder fürchtet, es sei ihm nicht um das Gute der Sache, sondern um die Schaustellung der Talente zu thun. Man gefällt sich, ihm zu widerstreben, ist es nicht aus Neid, so ist es aus Schadenfreude, aus Rache der gekränkten Eigenliebe. Denn so bescheiden auch Jedermann von sich selbst denken und so willig man immerhin die Verdienste oder Vorzüge des Andern eingestehen möge, werden doch wenige Menschen sein, die damit gestehen möchten, daß sie selber ohne allen Werth seien.

Was man auch in der Welt Nützliches wirken wolle, man wird immer Gegner finden, die wegen Mißgunst, eigenthümlichen Muthwillens, Eigennutz, Hangs zum Gewohnten u. s. w., Hindernisse in Menge herbeizuschaffen bemüht sind. Es gehört bei den edelsten Absichten oft der größte Aufwand von Klugheit dazu, sie ins Werk zu setzen. Mit jener anstößigen Gefälligkeit vermehren wir aber die Menge der Schwierigkeiten, und alle Geistesvorzüge helfen zuletzt nur dazu, daß wir weit weniger ausführen können, als der Mann von geringern Kräften und größerer Bescheidenheit.

Es schadet sich folglich der Selbstgefällige bei aller seiner Klugheit in der Achtung, die er wünscht, in der Freundschaft, deren er würdig wäre, in den Unternehmungen, die er bezweckt. Das heißt, seine glänzenden Eigenschaften dienen ihm zum eigenen Nachtheil. Er han-

delt bei aller Klugheit unklug. Man hätte recht, über diesen Widerspruch zu erstaunen, wenn man nicht wüßte, daß jede Leidenschaft eine wirkliche Selbstverblendung, ein einseitiger Wahnsinn wäre.

Ein Fehler ist gern die Quelle von andern. Die Ueberschätzung eigener Geistesgaben, und die Sucht, sich durch sie bedeutend zu machen, kann selten lange bestehen, ohne, neben manchen Verdrießlichkeiten von aussen, manche Verschlimmerung des Gemüthes zur Folge zu haben. Niemand ist geneigter, darüber zu klagen, daß man ihn verkenne, als der Selbstgefällige. Es setzt sich bei Niemand leichter Bitterkeit und Verhärtung gegen andere Menschen an, als bei ihm, da er ohnehin schon geneigt ist, Andere zu übersehen und gering zu achten. Keiner wird empfänglicher für die Qualen des Neides sein, als er, wenn er zu seinem Verdrusse wahrnimmt, daß man bald diesem, bald Jenem Vorzüge einräumt, die er selbst mehr denn jeder Andere verdient zu haben glaubt, wenn es nach Recht und Billigkeit gegangen wäre; Niemand wird sich williger als er zeigen, blind gegen das Gute zu sein, was Andere haben, besonders wenn es von der Art ist, daß es seinen eigenen Vorzügen den Rang streitig zu machen droht — — und so quillt eine Untugend aus der andern. Sündliche Gesinnungen färben den Willen, und ein unreiner Wille leitet zum Vergehen. Hoffart ist ein Anfang alles Verderbens. Jede Leidenschaft die einmal ihre Wurzeln tief in unser Leben geschlagen hat, ist schwer auszurotten; Vernichtung der Selbstgefälligkeit vielleicht mit am schwersten, weil sie eine ungeheure Verartung der natürlichen Selbstliebe des Menschen ist. Wer von ihr eingenommen ward, und fühlt, wieviel er sich schadete, wird lange Zeit um die rechte Grenzlinie zwischen billiger Achtung eigenen Werthes und Ueberschätzung desselben verlegen sein. Ohnedem ist denen, welche von sich in hoher Einbildung leben, eigen, das sie zuweilen gänzlich und an allem ihrem Werth mit großer Niedergeschlagenheit zu verzweifeln pflegen, wenn sie durch irgend einen Anlaß zur Erkenntniß gelangen, daß sie weni-

ger in Diesem und Jenem leisten, als sie leisten zu können glauben. Selten werden sie Maas halten.

Ohne ächt religiosen Sinn ist die Ausrottung der Untugend und ihres Verderbens ungedenkbar. Durch Klugheit zwar kann man sich in den Aeusserungen derselben beschränken; man kann sich zähmen, sich verstellen. Aber Heuchelei ist nur ein Uebel mehr, und so wenig die Tugend der Bescheidenheit selbst, als roth geschminkte Wangen eines Sterbenden das Zeichen der Gesundheit sind. Heuchelei von Demuth neben geheimer Anmaßung und innerer Selbstbewunderung bilden die widerlichste Verzerrung; verrathen sich einander, als entgegenstehende Laster, bei den meisten Gelegenheiten, und geben sich der Verachtung preis.

Klugheit kann dir sagen, daß, wer sich gern vordrängt, gewöhnlich den Schmerz erfährt, zurückgesetzt zu werden. Klugheit kann dir sagen, daß du durch die Art, wie du entweder Andere demüthigest, oder dich und deine Talente zur Schau stellst, Gegner erweckst, und dir selber schadest. Klugheit kann dir Vorsicht anrathen. Allein diese Vorsicht steht mit den Zwecken deiner Begierde im Widerspruch. Du bemühst dich vergebens, die Art und Weise zu ändern, in welcher sich deine Neigung zu glänzen und zu denken offenbart — die Neigung selbst mußt du vertilgen. Aber du kannst sie nur vertilgen durch reine Religiösität, durch wahren Christussinn: Habe Gott vor Augen, nicht Menschenbeifall! Liebe das Gute, was du stiften kannst, darum, weil es gut und recht ist, nicht weil du dabei Gelegenheit findest, dich zu zeigen. Verlange nichts für dich, Alles für Andere. Erwirb Andern Lob, nicht dir. Verläugne dich selbst, und folge Jesu nach, der bei erhabenern Eigenschaften und unendlich größern Verdiensten um die Menschheit dennoch das liebenswürdigste Beispiel der Demuth war.

Diese Lehren freilich sind leichter gegeben, die Vorsätze auch wohl balder gefaßt, als erfüllt, selbst wenn es wirklich darum zu thun wäre, einen Fehler abzulegen, der im Leben so viel trübe Augenblicke und geheimen Verdruß schuf. Aber schon der einzige Gedanke, daß alle

deine vortrefflichen Eigenschaften ihren besten Werth verlieren, weil du ihnen Werth beilegst; daß dich Andere nicht loben, weil du sie auf feinere oder gröbere Weise zum Loben zwingst; daß dich Niemand von Herzen lieben kann, weil du dich selbst mit Unmäßigkeit liebst und schmeichelst, Andern hingegen allzulieblos ihren geringern Werth fühlen lässest — schon dieser Gedanke muß dir auch das Schwerste erleichtern. So wie eine Jungfrau minder schön ist, sobald sie ihre Schönheit anerkennen machen will, und die am liebenswürdigsten ist, welche nicht weiß, daß sie es ist: so umringt den Bescheidenen die herzlichste Freundschaft, die ungeheucheltste Hochachtung, der darauf die allerwenigsten Ansprüche zu haben glaubt.

Erinnere dich, daß deine Vollkommenheiten keineswegs darum schätzenswerth sind, wenn du sie hast, sondern erst wenn du Andern damit Nutzen oder Freude bringst. Erinnere dich, daß du die falschen Mittel erwähltest, dir Liebe und Zutrauen zu gewinnen, wenn deine Eitelkeit die Selbstliebe Anderer verwundet.

Ausserdem ist gewiß, daß jeder Mensch seinen eigenthümlichen Werth hat, Gaben und Eigenschaften, in denen er dich übertrifft. Gerecht war Gott in Vertheilung seiner Güter; du aber bist auf Erden nicht der Begünstigte. Andere übertreffen dich in dem, worin du schwach bist. So bei aller scheinbaren Ungleichheit herrscht unter Geistern mehr Gleichheit, als du vermuthetest. Es ist möglich, daß du schnellere Urtheilskraft, durchdringendern Scharfsinn hast, als Dieser oder ein Anderer; er aber übertrifft dich vielleicht durch ruhigere Ueberlegung, durch Kraft des Gedächtnisses, durch bessere Ordnung in seinen Vorstellungen. Du prangst mit regerer Einbildungskraft und Empfindungsvermögen; ein Anderer übertrifft dich durch Gründlichkeit der Kenntnisse. So haben wir von Gott allerlei Gaben empfangen, nicht Einer Alles, daß wir damit unter einander dienen sollen. Und derjenige, welcher nach deiner Meinung dir wohl in allen Dingen nachsteht, ist dennoch vorzüglicher, und gerade dadurch Vielen angenehmer, daß er weniger anspruchvoll, dünkelhaft und heimlich stolz ist, als du bist.

Blicke auf das, wodurch andere Personen Liebe und Beifall erlangen, und du wirst empfinden, daß dir noch Vieles fehlt. Sie haben mehr und aufrichtigere Freunde, als du, folglich für andere Menschen wahrern Werth, als du. Blicke auf deine eigenen Unvollkommenheiten; und wenn es dir die groben Täuschungen deiner Eigenliebe noch gestatten, einen Augenblick gerecht gegen dich selbst zu sein, so wirst du erkennen, daß du nicht vorgezogen zu werden verdienst, weil Andere in der That besser sind, als du bist; daß man dich nicht allgemein schätzen und lieben kann, weil du nicht so liebenswürdig zu sein weißt, wie es Andere sind.

Und dann mein Schöpfer, mein Richter, von dem ich jede gute Eigenschaft meines Geistes empfing, als ein Pfund, mit welchem ich nicht glänzen, sondern nützen soll: welch ein Recht kann ich haben, auf das stolz zu sein, was ich nur Deiner Gnade danke, und für dessen Anwendung ich Dir verantwortlich bin? Warum sollte ich doch nach Bewunderung und Beifall von Menschen dürsten, die, wenn ich heute stürbe, mich in wenigen Tagen vergessen haben würden, während Du ewig lebst, und ewig mich betrachtest! Dein Wohlgefallen ist das wahrhaft wünschenswerthe Ziel des unsterblichen Geistes. Was liegt daran, um Bewunderung von Menschen zu buhlen, die in ihren Urtheilen so beschränkt und veränderlich sind, daß ihnen heut gleichgültig wird, was sie gestern über Alles erhoben? Du, Herr, bist unveränderlich, in Deinem Segen und in Deinem Gericht! — Ach, daß ich um die mir anvertrauten Gaben nie dieses fürchten, immerdar jenen zu hoffen hätte! Amen!

XLIX.

Bedenke das Ende.

Jes. Sir. 7, 40.

Gott haßt der Thorheit irre Pfade,
Und falscher Herzen Gaukelei'n;
Zwar lange leuchtet seine Gnade,
Für Bös' und Gut' ein Sonnenschein;
Doch wen die Langmuth nicht belehrt,
Dem flammt zuletzt des Richters Schwert.

Umsonst ist's, daß der Mensch sich blende.
Erinnre dich, wohin du gehst;
Gedenke deiner Thaten Ende;
Du ärntest das nur, was du sä'st.
Wer Samen aus zu Disteln streut,
Hat sich umsonst auf Frucht gefreut.

Gott, der nur Wahrheit ist und Güte,
O laß mich schuldlos, laß mich rein,
Von ganzem Herzen und Gemüthe
In deinen heil'gen Wegen sein;
Und, schwindet einst das Schattenspiel
Des Lebens, fröhlich steh'n am Ziel.

Man hat wohl hundert verschiedene Redensarten, um zu sagen: ich bin nicht glücklich; es fehlt mir, es ist mir um die Zukunft bange; hätte ich nur Dies oder Jenes erst erreicht; wäre nur dieser oder jener Umstand nicht; es hat Jeder seine Plage! Ich höre dergleichen Redensarten täglich aus dem Munde meiner Freunde und Bekannten. Es macht fast Niemand ein Hehl daraus, daß er noch nicht ganz zufrieden sei, daß ihm noch viele kleine Wünsche unerfüllt geblieben wären. Aber von Tausenden mag nicht ein Einziger die Wahrheit sprechen und sagen: daß ich nicht glücklich bin, ist weder die Schuld Gottes, noch der Menschen, sondern meine eigene; durch meine Denk-

art, durch meinen geheimen Stolz, durch meinen Eigensinn, durch meine verwöhnte Sinnlichkeit bin ich Urheber meiner beständigen Unzufriedenheit.

Zwar sieht man bei dem Allen dem Anschein nach fröhliche Gesichter, zufriedene Mienen genug. Man möchte fast glauben, jene Redensarten wären nur gewohnheitshalber geführt. Einer hält den Andern, durch diesen Anschein verführt, bei weitem für glücklicher, als sich selbst. Man spricht: Worüber sollte er sich auch beklagen? Er hat ja, was er will; er ist gesund; er hat gut geartete Kinder; er hat sein hinlängliches Auskommen; er genießt viel Achtung. Bei mir hingegen ists ganz anders. — So sieht Jeder auf die scheinbaren Vortheile und Annehmlichkeiten des Andern, nicht auf dessen verborgenes, verschwiegenes Uebel; und vermehrt seine Unzufriedenheit durch den Anblick des vermeinten Glücks der Nachbarn. So täuscht Einer den Andern, und zuletzt Jeder sich selbst durch die Andern.

Ja, es ist nur zu gewiß, daß von zehn Personen, die mit äusserlicher Heiterkeit uns begegnen, wenigstens immer eine in irgend einer heimlichen Verlegenheit ist, die aber aus Klugheit verhehlt wird. Den Einen drückt die Erinnerung an Geldschulden, die er durch zu leichtsinnige Haushaltung oder Unordnung in seinen Geschäften machte, den Andern der Gedanke an die Folgen irgend eines übereilten Schrittes; Diesen das Bewußtsein einer zerrütteten Gesundheit, wozu er durch irgend eine Unvorsichtigkeit oder Ausschweifung Anlaß war, Jenen quält die Sorge vor der Rache und Bosheit gewisser Menschen, deren Stolz er beleidigt hatte. Die Wenigsten sind so zufrieden und heiter, als sie scheinen. Keiner läßt den Andern die Geheimnisse seines Herzens sehen.

Es ist nur zu gewiß, daß ein Theil der Menschen mit ihren heitern Mienen sich selbst betäubt über das Unangenehme der gegenwärtigen Umstände; ein anderer aus natürlichem Leichtsinn darüber hinwegschlüpft und denkt: Jeder Tag mag für das Seine sorgen. Warum soll ich mir über jede Kleinigkeit graues Haar machen? Ich thue, wie ich eben kann, entstehe dann daraus, was da wolle. Andere Zeiten, andere Hilfsmittel. Man muß nicht gleich verzagen, wenn das Glück uns einmal ein unfreundliches

Antlitz zeigt. Wie heut, so hatte ichs gestern. Jeder Tag hat seine eigene Last und seine eigene Noth, und jedes Jahr hat seine eigenthümlichen Verdrießlichkeiten. Also mit leichtem Fuß über alle Dornen des Lebens hinwegzuhüpfen, das ist am Ende die ächteste Lebensweisheit.

Ists wirklich Lebensweisheit, wie du glaubst? Kann Leichtsinn, oder, wie du es gerne nennen möchtest, leichter Sinn, dir wirklich ein festes Glück bauen? Ist eine berechnende Klugheit, welche die Frucht der Erfahrung ist, in der That weniger werth, als jene Leichtsinnigkeit, die mit dem hohen Ernst des Lebens ein Spiel treiben möchte? O so wäre ja die Unbesonnenheit und vergeßliche Flüchtigkeit der Kinderjahre die beste Lebensweisheit, und der Mensch würde, je reifer seine Ansichten mit dem fortrückenden Alter werden, statt weiser nur thörichter.

Freilich für den Augenblick, für den Tag kann Scherz, Vergessenheit und Leichtsinn uns die äussere Gestalt der Beglückten geben — aber auch nur für den Augenblick, für den Tag. Diese Lebensweisheit ist derjenigen zu vergleichen, mit welcher ein Anderer sich in berauschenden Getränken betäubt, um seine Umstände nicht deutlich zu erkennen. Aber ungeachtet des Leichtsinns oder des Rausches bleibt dennoch das Uebel selbst; nur ein Augenblick der Besinnung oder Nüchternheit ist genug, die ganze Selbsttäuschung zu zerreissen und aus dem angeblichen Himmel der Zufriedenheit herauszustürzen.

Nein, ich kann mich nicht überreden, daß diese Art zu sein wahre Klugheit wäre. So müßte ich auch die Klugheit des Kranken rühmen, der einen verborgenen Krebsschaden hinwegscherzen zu können glaubt. Ach, während seiner Scherze frißt das Gift zerstörend um sich, und endet den Leichtsinn mit Schmerz und Jammer eines ganz verheerten Körpers.

Leichter Sinn erträgt, ohne zu unterliegen, das unvermeidliche Uebel, aber er ist eine Frucht weiser Grundsätze; Leichtsinn hingegen ist Folge der Selbstbetäubung oder einer flatterhaften Gemüthsart, und blendet sich mit Betrug über Ursachen, Folgen und wahren Werth des vorhandenen Uebels. Er tröstet sich bald mit dem Schicksal Anderer,

bald mit der Hoffnung, die Sache werde so schlimm nicht enden. Er schmeichelt sich, von dem allgemeinen Gesetze, welches die Naturbegebenheiten, wie die Schicksale der Menschen, lenkt, eine Ausnahme zu machen, daß ihm das nicht schaden werde, was tausend Andern zum Verderben entartete. Er verscherzt die Warnung aller Erfahrungen, und sucht einen gemachten Fehlschritt mit zwei andern gut zu machen oder zu verheimlichen, bis er in das Labyrinth der Noth tief genug eingedrungen ist, wo endlich aller Leichtsinn aufhören muß und sich in verzweiflungsvolle Entschlüsse verwandelt.

Erfahrung ist die Lehrerin des Lebens. Darum sind Erwachsene die Rathgeber der unwissenden Jugend. Besonnenheit ist die Leuchte des klugen Mannes; daher werden ihm nicht leicht Uebereilungen zur Last fallen, die nur dem Kinde eigen sind. Wo Erfahrung und Besonnenheit aber mit Christusgeist verbunden stehen, da ist nicht wohl großes Unglück zu fürchten.

Allerdings muß man erstaunen, daß von der einen Seite so wenige Sterbliche des Lebens recht ungetrübt froh sind, und doch nichts eifriger wünschen, als es zu werden. Man muß erstaunen, daß sie dies vom Morgen bis zum Abend täglich wünschen, und doch nichts dafür thun mögen. Woher rührt dieser Widerspruch? Ists zu schwer, ihn zu lösen? Nein, wahrlich es gehört nur der ernste Wille dazu und Verachtung jedes Hindernisses, das sich unserer Gemüthsberuhigung entgegensetzt, und wir können glücklich sein. Oder erfordert es eine mannigfaltige und entwickelte Kenntniß, um zu erfahren, durch welche Mittel wir eine dauerhafte Heiterkeit in unserm Gemüth begründen können? Nein, auch das nicht. Glücklich zu werden, dazu bedarf es keiner Gelehrsamkeit. Die heilige Schrift gibt uns den Kern aller Erfahrungen, die wahre Weisheit des Lebens, in drei Worten: Bedenke das Ende!

Was du thust, so bedenke das Ende: so wirst du nimmermehr Uebels thun. Halte dich vom Unrecht, so trifft dich nicht Unglück. Jes. Sir. 7, 2. 40. O daß sie weise wären und vernähmen solches, daß sie verständen, was ihnen hernach begegnen

wird! 5. Mos. 32, 29. Alles, auch das Geringste in unsern Handlungen, hat seine Folgen — hat Folgen, welche durchaus nicht von uns weder immer wahrgenommen, noch abgeändert werden können; hat Folgen, die, oft ohne unser Vermuthen, wiederum die Ursachen neuer Wirkungen werden. Der heutige Zustand der Welt, der Völker, der einzelnen Familien, der besondern Menschen ist eine Folge vergangener Jahre, und der Zustand vergangener Jahre ist eine Folge von Begebenheiten und Handlungen der vorigen Jahrhunderte. Was heute geschieht, bereitet die Beschaffenheit künftiger Tage vor. Eine Unvorsichtigkeit von heute macht dich vielleicht in wenigen Jahren arm, oder ist der erste Anlaß deines frühen Todes oder einer heftigen Krankheit. Ein edles Wort, heute gesprochen, ein gutes Werk, heute gethan, bereitet dir unverhofft, vielleicht nach Jahren, eine gute Aufnahme, wo du sie nicht suchtest; eine Hilfe, an die du nicht dachtest; eine Freundschaft im Stillen, die du gar nicht verdient zu haben glaubtest.

Alles, wie in der Schöpfung, so in den Schicksalen der Sterblichen, ist Ursach und Wirkung, eine Kette von Ereignissen, deren eines immer wieder die Quelle von andern wird. Und in diesem Strom von Wirkungen der vergangenen Stunden schwimmt das Menschenleben, und wird selbst wider Ursache neuer Begebenheiten. So geschieht es, daß aus den geringfügigsten Dingen oft die allerwichtigsten Verhältnisse sich entwickeln, welche den Menschen, seine Familie, seine Mitbürgerschaft, sein Volk, ganze Nationen, endlich ganze Welttheile ergreifen und verwandeln. Und in dieser Hinsicht, und hätte der Mensch das Auge der Allwissenheit, würde man sagen und wahrnehmen können, daß eigentlich keine unserer Handlungen vollkommen gleichgültig wäre, weil jede ihre unvermeidlichen, aber nie ganz erkennbaren Folgen hat.

Nur dies Einzige wissen wir mit Sicherheit vorauszusagen, daß Alles, was in unsern Handlungen den göttlichen Gesetzen, den Ordnungen der Natur, den Wahrheiten unserer Vernunft gemäß geschieht, unfehlbar durch seine Harmonie mit dem unsichtbaren All wohlthätig wirke;

und hingegen, was dem widerspricht, nachtheiligen Einfluß auf uns oder Andere, früher oder später, geringer oder stärker, äussern wird und äussern müsse. Die ganze Lebensklugheit besteht also darin, uns vor den bösen Wirkungen fremder Handlungen sicher zu stellen, und uns vor dem Nachtheil eigener Thaten zu hüten. Da wir aber nur die That, nicht aber ihre möglichen Folgen in unserer Gewalt haben, müssen wir jene mit Weisheit und Vorsichtigkeit vollbringen. Denn nur dem Guten folgt das Gute. Dies ist Naturgesetz, dies Gottes Gesetz!

Darum bedenke von Allem, was du thust, das Ende! Nicht bloß von der äussern That, sondern selbst von deinen noch tief im Innern des Gemüths verborgen gehaltenen Wünschen.

Wohl jeder Sterbliche hat seine eigenen stillen Wünsche; wohl mancher fleht um Erhörung derselben zu Gott mit einer Andacht und Zuversicht, als hinge in der That davon sein ganzes Glück ab. Und wenn dann Gott dies heisse Gebet nicht erhört, wenn vielleicht das traurige Gegentheil dessen eintritt, wonach man sich sehnte: wie niedergeschlagen ist dann die Seele; wie verlassen glaubt sie sich; wie geneigt wird sie, an der Güte oder besondern Fürsorge des ewigen Vaters zu zweifeln! Und doch war die Nichterfüllung unserer Begierde ein Beförderungsmittel sowohl unsers als fremden Wohls. Bedenke nur, ehe du Wünsche machst, ehe du deine Wünsche Gott im Gebete vorträgst, die möglichen Folgen derselben, wenn sie dir gewährt würden. Du wünschest vielleicht größern Reichthum, um sorgenloser zu leben; aber du kennst dich zu wenig; du würdest dann minder zum Wohl deiner Nebenmenschen arbeiten, deine Kräfte weniger anstrengen; der Reichthum würde dir neue Begierden erwecken, die du jetzt zu deinem Glück noch gar nicht kennst. Um sorgenlos zu sein, muß man nicht Reichthum, sondern nur Genügsamkeit haben. Vielleicht bist du schon in wenigen Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Dein größtes Vermögen würde Erbtheil Anderer, vielleicht deiner Kinder, die eben dadurch verschlimmert würden, denen Gottes weisere Vorsehung nach ihren Anlagen, nach ihrer Denkart ein ganz anderes Loos,

und gewiß ein besseres, zugedacht hat, als du ihnen bei deiner beschränkten Klugheit geben könntest.

So unschuldig, so klein auch deine Wünsche, ja so gerecht sie dir auch scheinen können: bedenke die möglichen Folgen derselben, wenn sie erfüllt würden. Kein Tag gleicht dem andern. Was dir heute das beste Gut scheint, kannst du morgen aus guten Gründen hassen müssen. Du weißt dies nicht voraus; aber dein Gott, der die Welt regiert, weiß es. Du batest vielleicht mit nassen Augen, mit zitternden Lippen für das Leben deines kranken Kindes, deiner Aeltern, deines Freundes — ach vielleicht in Kurzem bist du selbst nicht mehr auf Erden. Was half die Erfüllung deines Wunsches? Auf dem Sterbebette erfreuest du dich mehr derjenigen Geliebten, die du wiederfindest, als derjenigen, die du zurücklassen mußt.

Darum selbst von deinen Wünschen überlege die möglichen Folgen, und dann wirst du mäßiger werden in dem, was du begehren möchtest; wirst zufriedener sein mit dem Loose, was dir dein Vater im Himmel gab, wirst vertrauensvoller auf Gottes Weisheit, mit Erkenntniß deiner Schwäche, hinzusetzen zu Allem, was du bittest: Vater, nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige. Und fürwahr, wer es einmal dahin gebracht hat, mäßig zu sein in den Wünschen, übrigens zuversichtsvoll Alles, was ihm gut sein möge, der Alles wohl leitenden Vorsehung heimzustellen, und sich mit frommer, edler Ergebung mit dem zu begnügen, was ihm einmal zu Theil ward — der steht an der Pforte des wahren Glücks; der ist ein Weiser, ein Christ; der lebt in Jesu Geist. Ihm kann es nicht fehlen.

Bedenke das Ende! Dann wirst du nicht leicht durch eigene Unvorsichtigkeit fallen, sondern manchen deiner Plane abändern, den du jetzt, von nicht ganz edeln Begierden begeistert, für die Zukunft entworfen hast. Nie sollen wir ernsthaftere Rücksicht auf die Folgen unserer Vorsätze nehmen, als wenn wir im Begriff sind, sie auszuführen. Ist die That einmal gethan, das Wort einmal gesprochen, der Gang einmal zurückgelegt, dann hilft die Erinnerung an die möglichen Folgen davon nur unsere Furcht und

unsere Sorgen vermehren. Der Leichtsinn verfährt planlos, aber jede Leidenschaft hat ihren Leichtsinn. Die Vorsichtigkeit handelt nie ohne überdachten Entwurf. Der Zweck des Entwurfes ist des Menschen Wunsch; das Mittel, ihn zu erreichen, des Menschen That. Oft ist der Zweck unschuldig und an sich gefahrlos. Selten wählt ein Sterblicher mit Absicht und Ueberlegung schlechte Ziele, an welchen er oder sein Mitgeschöpf verderben könnte. Nur der Bösewicht kann planvoll über schändliche Anschläge brüten, deren Wirkung Thränen und Verdruß sind. Aber auch Christen können in den Mitteln fehlen, welche sie ergreifen, um ihre oft sehr wohl gemeinten Absichten durchzusetzen. Manche, von allzugroßer Begierde gereizt, ihr Ziel schnell und sicher zu gewinnen, trösten sich wohl gar durch die Güte der Absicht über die Unrechtmäßigkeit der dazu eingeschlagenen Wege. Hier wird der Eine, um sich und die Seinigen mit Anstand zu erhalten, Veruntreuer anvertrauten fremden Gutes; dort ein Anderer Uebervortheiler oder Betrüger im Handel und Wandel. Hier wird der Eine, um irgendwo Einfluß zu bekommen, durch welchen er nützlich zu werden wünscht, ein heimlicher Ränkemacher, Schmeichler von der einen, Verleumder von der andern Seite; dort ein Anderer ungerecht gegen den Schuldlosen, Werkzeug der Tirannen und böser Gewalt.

Schon das gemeine Sprichwort lehrt: Auch der beste Zweck heiligt kein schändliches Mittel. Durch deinen bloßen Wunsch stiftest du weder Böses noch Gutes, so lange Wunsch und Zweck in deiner Brust verborgen liegen. Aber dein Mittel ist die That, und die That ist der Quell böser oder guter Schicksale. Ob deine Absichten, auch deine guten, gelingen, ist nicht vorherzusehen. Aber von deinen Mitteln, deinen Thaten sind die Wirkungen unzweifelhaft. Daher, ehe du zur Vollziehung deiner Vorsätze schreitest, bedenke das Ende! Ob deine Absicht erreicht werde, ist nur dem Allwissenden bekannt; aber ob ihr Zweck wahrhaft edel oder auch nur unsträflich sei — das ist dir selbst bekannt. Bedenke das Ende, prüfe die Rechtlichkeit der Mittel, deren du dich bedienen willst, um zum erwünschten Zweck zu kommen.

Vielleicht sind eben diese die größten Hindernisse deiner Absichten, vielleicht sind sie es, die dich am weitesten von deinem Ziel entfernen, zu dem sie dich führen sollten. Mancher ward eben dadurch Bettler, wodurch er reich zu werden hoffte; Mancher eben dadurch bei seinen Mitbürgern in die tiefste Verachtung gestürzt, wodurch er sich zu heben gedachte. Nicht der Zweck, das Mittel machte ihn elend, und Keinen entschuldigt zuletzt der schlechte Vorwand: ich hatte es doch gut gemeint.

Bedenke das Ende! Dein Wort, deine That hat eine Folge. Darum handle nie in der Leidenschaft, und traue den süßesten Einflüsterungen solcher Begierden nicht, deren du dich offentlich schämen würdest. Auch ihre Wirkungen werden unfehlbar von der Art sein, daß du einst vor ihnen erröthen mußt. Machten dich so manche bittere Früchte deiner ehemaligen Thorheiten noch nicht weiser? Warum verspottest du das Kind, welches schon einmal seine Unvorsichtigkeit am Feuer mit Schmerzen beweinte, wenn es ungewarnt zum andernmal die Hand zu nahe an die Flamme bringt? Bist du nicht selbst dem Kinde ähnlich? Warum sehnst du dich nach innerm Frieden und dauerhaftem, über allen Zufall erhabenem Glück, wenn du nicht glücklich werden willst?

Bedenke das Ende, der du durch Launen, Eigensinn, Widerspruchsgeist den Frieden deines Hauses störst — du endest mit dem Elend deines Lebens, mit der Zerrüttung deiner Gesundheit, mit der Verachtung deiner Angehörigen, mit der übeln Nachrede der Welt. Warum machst du aus Kleinigkeiten erhebliche Dinge, warum forderst du für deinen herrschlustigen Eigensinn eine Nachsicht, welche du den Schwächen Anderer verweigerst? Vielleicht ist deine Absicht nicht unedel, aber deine Mittel sind ungerecht und unklug. Darum gehst du und das Glück deines Hauses mit dir zu Grunde.

Bedenke das Ende, wahnsinniger Spieler, der du an Würfeln, Karten und Lotterien erst ein leichtes Wohlgefallen, dann leidenschaftliche Vorliebe, zuletzt die Möglichkeit fandest, deine Umstände zu verbessern — du wirst das Schicksal der Spieler haben, die mit verzehrten Leibes-

und Geisteskräften ihres Vermögens letzten Heller dahinfliegen sahen, und den Bettelstab oder ehrlose Verzweiflung behielten. Die Bessern verachten dich schon heute, die Deinigen beklagen dich schon heute — jene Verachtung, diese Klagen sind Stimmen deines Schutzgeistes. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, eitler Großthuer, der, um vor seinen Mitbürgern ein wenig zu glänzen, thöricht dahin arbeitet, endlich ein Gegenstand ihres Mitleidens zu werden. Was kann dir es lohnen, daß du dich über die Kräfte deines Vermögens anstrengst, reicher zu scheinen, als du bist? Siehe, vielleicht jetzt schon ist dein Hauswesen an geheimer Unordnung leidend, vielleicht jetzt schon siehst du nicht mehr voraus, wie du deine Schulden wieder abzahlen, und doch noch als ehrlicher Mann leben kannst. Warum setzest du deinen Aufwand fort, wo du dich einschränken solltest? Warum vergrößerst du die Gefahr deines Sturzes mit neuen Geldanleihen, und kaufest dich von einer Verlegenheit los, indem du sie mit zwei neuen bezahlst? Dein Zweck mag zu billigen sein: du möchtest dich vor öffentlicher Schande sichern — aber deine Mittel sind widersinnig, sie bringen dir endlich Armuth und Schmach des Betrügers. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, ungetreuer Beamter, der du nicht nach Gesetz und Pflicht, sondern nach Gewogenheit und Gunst sprichst; der du dem Recht gibst, der dir vorher gegeben, oder von welchem du Vortheil erwarten kannst; der du nicht den Verdienstvollen vorziehst, sondern den von Menschen Empfohlenen, die dir wieder helfen können; der du mit gewissenlosem Eigennutz öffentliches Gut unterschlägst und beschworne Eide brichst — vielleicht heute schon ist Vielen bekannt, wie oft du zum Verräther an deiner Pflicht geworden; vielleicht heute schon verabreden im Stillen Edelgesinnte deine Entlarvung. Tritt zurück! Dich warnen große Erfahrungen, dich warnen die todten Zeilen dieses Blattes — adle dich wieder mit neuer Gerechtigkeit und Tugend; denn was du bisher gethan, wird dich mit dem Zentnergewicht schwarzer Früchte erdrücken. Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, lüsterner Verführer der Unschuld, der, von seiner Sinnlichkeit gelockt, eine Schandthat zu vollführen brütet. O die Schandthat ist wohl möglich, aber unvermeidlich ist auch ihre Wirkung. Du bist verloren! — Besinne dich! Ruhe, Ehre, Lebensfrieden stehen im Spiele. Dein und fremdes Familienglück stehen im Spiele. Im Hintergrunde wollüstiger Einbildungen wirst du einen Richtplatz sehen, die blutige Thräne der Reue und das trockene wilde Auge der Verzweiflung! Tritt zurück, und bedenke das Ende! Wenn du es wüßtest, spricht der Göttlichste unter den Weisen: so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet! Luc. 19, 42. Also sprachst Du, Messias, Erhabener, zum Wahnsinn der Stadt Jerusalem, als Du Dich ihr nahtest und über sie weintest. So sprichst Du auch zu meiner Seele, wie Du auch meiner Sünden willen Thränen und Blut vergossen hast. Jerusalem hörte Dich nicht. Es spottete stolz des edeln Warners, und ging unter in gräßlichen Zerstörungen. Jeder einzelne Sünder wiederholt das traurige Schauspiel, spottet Dein und geht unter. Wehe mir! Sollte ich die furchtbaren Beispiele an meiner Seele umsonst vorüberziehen lassen? Bedenke das Ende!

Bedenke das Ende, soll mein Wahlspruch werden bei Allem, was ich unternehme und thue, so werde ich nimmermehr Uebels unternehmen. So wird mich die edle Handlung, die ich vollbringe, der Aufruhr einer Leidenschaft, die ich in mir unterdrücke, mein Gemüth mit angenehmen Hoffnungen füllen, weil nichts Gutes geschehen kann, ohne gute Wirkungen für Andere und für mich. So werde ich eines innern Friedens und einer Seelenhoheit fähig werden, nach welcher Andere vergebens schmachten. So werde ich ein Glück mir schaffen, das die Sehnsucht aller Sterblichen ist, und doch nur von wenigen gefunden wird; so werde ich auch in äusserer Dürftigkeit reich werden durch Einschränkung meiner bescheidensten Wünsche; auch im niedrigsten Stande hochachtungswürdig werden durch die Ehrfurcht, welche Rechtlichkeit und Tugend endlich allen Menschen einflößen; so werde ich eine Heiterkeit gewinnen, die nicht der Abglanz befriedigter Begierden ist, und wieder ver-

schwindet, wenn neue Leidenschaften laut werden: sondern eine Heiterkeit, wie Du sie, o Jesus, durch Dein Leben trugst bis zum Kreuze; einen Widerstrahl des stillen Himmels, welchen Tugend und Frömmigkeit in unserm Gemüth hervorrufen.

L.

Am Schlusse des Jahres.

Hiob 11, 7.

Nie kann ich meines Gottes Wege
Mit meinen Blicken übersehn;
Noch, wenn ich Alles überlege,
Was er beschließt, ihn ganz verstehn.
Er offenbart sich mir als Gott,
Und bleibt ein unerforschter Gott.

Ich kann genug von ihm erkennen,
Ihn zu bewundern und für ihn
In frommer Liebe zu entbrennen,
Ihn jedem Glücke vorzuziehn.
Genug von ihm, mich ihm allein,
Mich seinem Dienste ganz zu weihn.

Er wählt — was brauch' ich mehr zu wissen? —
Nichts Böses, thut vergebens nichts.
Selbst in des Lebens Finsternissen
Bedarf ich keines hellern Lichts.
Denn was er werden läßt, ist ja
Zum Besten euch, ihr Frommen, da.

Das Stundenglas lauft ab. Ein Jahr ist an mir vorbeigeflogen, wie ein langer, verworrener Traum. Was ist aus mir nun geworden? Wie wird es nun mit mir werden? — Wie weit bin ich gekommen? Was habe ich gewonnen? Bin ich nun glücklicher, als vor einem Jahr? Wem habe ich es zu danken? Meinen bessern und klügern

Grundsätzen, oder gewissen angenehmen Umständen, die sich ohne mein Zuthun ergaben? — — Bin ich nicht so glücklich, wie vor einem Jahre? und in welchen Dingen bin ich es nicht? Was ist daran Schuld? Ist das ein wirklicher Verlust, was ich nicht habe, und was mich grämt, oder ist es erst dadurch für mich schmerzhaft, daß ich schwach bin, eigensinnig, und die Führungen des Verhängnisses nach meinen Lieblingswünschen, die mir freilich angenehm scheinen, eingerichtet zu sehen wünschte.

Es läßt kein altes Jahr von uns ab, es zieht kein neues gegen uns an, ohne daß man nicht diese und ähnliche Fragen in sich thut, und seine Empfindungen darin ausspricht. Mancher blickt nicht gern auf das Vergangene zurück. Es hatte für ihn Widerwärtigkeiten aller Art — Verdruß von Menschen, Abnahme seines Vermögens, Todesfälle theurer Personen. Er richtet sein Auge lieber auf das, was noch kommen soll. Er begrüßt es mit stillen Hoffnungen; er stammelt leise seine Wünsche. Vor seiner Einbildungskraft blüht jenseits der Schneefluren des Winters wieder ein Frühling, dann ein langer Sommer, ein Herbst — was kann in solcher Zeit nicht Alles geschehen! Wieviel Unerwartetes ist da möglich!

Ein Anderer, der den Wechsel der Schicksale kennt, empfindet ganz anders. Er sieht mit Wohlgefallen und Wehmuth auf das verlebte Jahr rückwärts. Es gab ihm viele Freuden und Genüsse. Er zittert vor den Tücken der Zukunft. Er kann mehr verlieren, als er gewonnen hat. Er kann geliebte Leichen zum Grabe begleiten. Er kann selbst unverhofft das Ende seiner Laufbahn finden; denn einmal endet sie gewiß, und sie ist im nächsten Jahre dazu so fähig, als in einem spätern.

Von diesen Gefühlen ist gewöhnlich die Zeit des neuen Jahrs begrüßt. Die allgemein gebräuchliche Feier desselben macht uns dieselbe schon von Kindheit an bedeutungsvoller; gibt uns mehr Neigung, als sonst, über die Wege der Vorsehung nachzudenken. Auch ich will diese einsame Stunde, die ich meiner Andacht weihe, dazu benutzen. Vielleicht ergreift mich irgend ein wohlthätiger Gedanke. Vielleicht wird dieser Gedanke wirksam auf meine ganze

Art, künftig zu handeln; wirksam auf meine Verhältnisse mit andern Menschen; auf meine künftige Gemüthsruhe und Zufriedenheit.

Freilich, keine Empfindung ist bei dem Gedanken an das bevorstehende Jahr in mir lebhafter, als die Neugier, zu wissen, welche Schicksale es mir bringen werde. Aber doch fühle ich, das Vorauswissen könnte mich eher unglücklicher als glücklicher machen. Es würde mir alle angenehme Hoffnungen von dem Zukünftigen vernichten, und nur die Furcht des Unangenehmen in meiner Brust zurücklassen. Und wenn es in meiner Gewalt stände, genau die Begebenheiten meines ganzen Lebenslaufes im folgenden Jahr heute voraus zu erfahren, ich möchte sie nicht kennen lernen, denn ich würde — schrecklich genug! — auch alle Thorheiten erblicken müssen, die ich noch begehe, und wodurch ich mir selbst den Grund vieler Uebel lege. Nur Einem geziemt es, allwissend zu sein: nur dem Heiligsten, dem Allerweisesten!

Freilich entwerfe ich mir jetzt so manche schöne Plane, nicht eigentlich von dem, was ich selbst thun und sein will, sondern von dem, was mir Liebliches widerfahren könnte, wenn gewisse heimliche Wünsche in Erfüllung gehen würden. Ich baue aus meinen Hoffnungen kleine Paradiese, und es würde mich doch vielleicht schmerzen, wenn auch nicht eine von allen gewährt werden sollte. Darum denke ich vorläufig daran, was ich thun will, um meinerseits die Ausführung dieser Wünsche zu befördern. Es kommt ja nur auf eigenes Glück an!

Auf Glück? Was soll ich mir darunter eigentlich denken? — Günstige Umstände, günstige Zufälle. — Umstände? Zufälle? die von ungefähr kommen? Nein, ich bin vollkommen überzeugt, kein Umstand, kein Zufall kommt mir durch ein blindes Ungefähr. In den Weltschicksalen ist Alles mit einander auf das innigste verknüpft. An dem heutigen Augenblick hängen künftige Jahrhunderte; an der That eines Kindes durch ganz verborgene Wirkungen Schicksale von Nationen. Und die Anordnung geschieht durch Gottes Weisheit.

Sprich denn also lieber: meine Plane werden gelingen,

wenn sie Gottes Weisheit für mich und die übrige Welt gut findet.— Wie? du schauderst, und deine kleinen Hoffnungen wollen anfangen zu erblassen? Wäre dir ein blindes Glück lieber, als die Regierung deiner Begebenheiten durch eine höchste Weisheit? Fehlt dir Vertrauen auf dieselbe? Es ist möglich, denn manche deiner schönsten Entwürfe fürs Leben sind gescheitert, daß du fast den Muth verloren hättest, neue zu machen. Aber, wenn sie scheiterten, war es dein Unglück? Kannst du, der du von einer ganzen Ewigkeit des Daseins nur einen unendlich kleinen Punkt lebst, vom uferlosen Weltmeer nur einen Tropfen hast, kannst du mit Sicherheit behaupten, was dir wohl oder übel gethan haben möchte, wenn die Dinge so oder anders gekommen wären? „Meinest du, daß du so viel wissest, als Gott weiß?» sprach Zophar von Naema, „und wolltest Alles so vollkommlich treffen, als der Allmächtige?« Hiob 11, 7.

Hier stehen wir plötzlich mit unsern Aussichten, Hoffnungen und Wünschen still. Wir sind in höherer Gewalt! Dieser Gedanke durchbebt unser Inneres. Es ist umsonst, daß wir weitaussehende Plane schaffen; umsonst, daß wir glänzende Paradiese der Einbildungen bauen — wir denken, aber die Vorsehung lenkt! Von allem, was wir von den Erwartungen des künftigen Jahres träumen, wird vielleicht nicht eine einzige wahr; und Dinge werden sich ereignen, an die wir heute gar nicht denken. Wir sind in der Gewalt eines höhern Wesens, und schwanken, von seiner Hand gehalten, auf unserer Lebensbahn hin; wie das Kindlein am Gängelband der Aeltern. Gott richtet, Gott ordnet, Gott leitet, und wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, wie unerforschlich sind seine Wege? Röm. 11, 33.

Diese Erinnerung senkt mich in ein tiefes Nachdenken. Ich sehe hinter mich in die verbrachte Zeit, bis hinauf in die Höhen meiner Kindheit, in das verblaßte Morgenroth meiner Tage — und gestehe es schaudernd: die Wege der Vorsehung sind dunkel! Manches geschah; ich ward dadurch nicht glücklich. Ich hätte geglaubt, es würde besser gewesen sein, hätte mich ein anderes Loos getroffen, als

das, welches ich nun habe. Ich sehe vor mich in die Nebel der Zukunft, welche sich über meinen mir noch übrigen Lebensweg hinablagern, und gestehe es schaudernd: die Wege der Vorsehung sind dunkel! Alles, was ich wünsche, alle meine Vorbereitungen, mein Thun und Lassen, um ein geliebtes Ziel für mich oder die Meinigen zu erreichen, sind vielleicht vergebens, und aus dem, was ich beginne, werden sich vielleicht ganz andere Folgen begeben, als ich beabsichte.

Was soll ich thun? Mich ganz gleichgültig machen gegen Alles, was geschehen mag? Keine Wünsche mehr hegen, keine Entwürfe mehr machen? Keine Vorbereitungen mehr treffen? Was kann ich thun, was soll ich thun, um bei dem Anfang eines neuen Jahres ächt weise zu handeln? Ich bin ja keines Erfolges sicher.

Der Mensch soll sich kein Ziel vorsetzen mit Zuversicht, als dasjenige, was er durch eigene Kraft erreichen kann. In allem Andern, was er nicht durch eigene Kraft allein bewirken kann, soll der Sterbliche, ohne zuviel zu hoffen, ohne zuviel zu fürchten, Alles von der Weisheit und Güte eines erhabenen Wesens erwarten, das uns aus Liebe das Dasein gegeben.

Und was können wir durch eigene Kraft, soviel uns Gott derselben verleiht, mit Sicherheit erreichen? Wie heißt dies Ziel? — Es heißt Selbstvervollkommnung unsers Gemüths, Reinigung von anhängenden Fehlern, Edelmuth, Zufriedenheit mit unserm Loose.

Kein Loos, welches auch den Menschen treffe, ist an sich böse; nur der Mensch ist oft zu böse für sein Loos. Es fehlt ihm oft an Geistesgröße, sowohl ein vermeintes Uebel, als etwas sehr Gutes, zu benutzen, oder ein vermeintes Glück mit Würde zu tragen. Daher das wahrste Unglück des Lebens — innere Unzufriedenheit.

Ja, ich wiederhole es, und der Gedanke ist so groß, als wahrhaft: kein Loos, welches den Sterblichen trifft, ist an sich böse und schlecht; nur der Sterbliche ist oft zu schlecht für sein Loos. Er ist reich; aber nun dürstet er nach Ehrenstellen, statt die ihm von Gott geliehenen Mittel

nur zur Veredelung seines Gemüthes, zur Beglückung seiner Mitmenschen anzuwenden. Er ist arm; aber nun dürstet er nach großerm Vermögen, ohne daran zu denken, daß alle irdische Glücksgüter Staub sind, daß er einen großern Reichthum in sich selbst sammeln könnte. Er wird krank; aber nun wird Gesundheit seine Sehnsucht, aber die Schmerzen des gebrechlichen Körpers mahnen ihn vergebens an die Freiheit und Veredelung einer Seele, die zur Unsterblichkeit geschaffen war. Er ist gesund; aber im Taumel der Lustbarkeiten und Zerstreuungen behält er nicht so viel Besonnenheit, das Kleinod der Gesundheit zu bewahren.

Das Loos, das dir die Hand Gottes auf Erden gegeben hat, ist dir wahrlich nicht gegeben worden für deinen Leib, sondern für deine Seele; nicht für das Erdenleben, sondern für dein ewiges Dasein, dich zu demselben vorzubereiten. Du bist reich, du bist arm, du bist krank, du bist gesund, nicht um deines Lebens willen, sondern um deiner ewigen Bestimmung willen. Alles ist nur darauf hinzielend, auf nichts anders.

Mache also, daß jedes Schicksal, welches dich im künftigen Jahr trifft, es sei nun irdisch angenehm oder irdisch traurig, zur Veredelung deiner Gesinnungen, zu einer höhern Stimmung deines Gemüths beitrage. Dies ist das Ziel, welches du durch eigene Kraft erreichen kannst — auf kein anderes darfst du mit Gewißheit zählen. Dann erst bist du ächt weise. Dann werden die Wege der Vorsehung aufhören dunkel zu sein; du wirst die Fügungen deines Verhängnisses verstehen! — —

Es ist dieser Gedanke so groß, daß er mir eine fruchtbare Quelle von Betrachtungen werden kann. Daher will ich ihn nicht entschlüpfen lassen, sondern oft in meinem Gedächtnisse erneuern. Denn da ich die volle Ueberzeugung empfangen habe, daß Alles, was mir begegnet, durch Gottes Leitung geschieht, will ich mich selbst und meine gegenwärtige Lage prüfen, ob ich sie zur Erhebung und Verbesserung meiner unsterblichen Seele benutzt habe? Ich will bei jeder Veränderung meines Zustandes die Frage thun: Welchen Einfluß kann und soll diese Begebenheit auf meine Denkart haben? Wie muß ich unter diesen Um-

ständen als Christ, als Gottes Kind, als ein zur unendlichen Dauer berufener Geist handeln? — Und wie sich unter irdischen Schmerzen und Freuden meine Seele läutert und reiner wird, und wie ich, ein ächter Weiser, von jedem Lebensloose den höchsten Gewinn ziehe, und in jeder Lage immer der Würdigste bin, des Bessern werth, werden meine Augen klarer werden, und Licht finden, wo jetzt in vielen meiner Schicksale Finsterniß zu herrschen scheint.

Denn in Gottes Schöpfungen ist Alles Harmonie! Nur was diese großen Ordnungen zu verletzen wagt, verletzt sich selbst. Nur Laster, Leidenschaften, die uns zum Bösen treiben, sind Widersprüche mit dem Weltall. Nur wer bloß für das Geld, für die Ehren, für die sinnlichen Genüsse dieses Erdballs lebt, findet Verworrenheit in seinen Verhängnissen, und Unbegreiflichkeiten in den Zwecken seiner Schicksale. Er wußte seinen Geist noch nicht mit Gott und dem göttlichen All in Einklang zu setzen. Nicht die Hand der weise waltenden Vorsehung verwirrte die Ordnungen des allgemeinen und besondern Wohls, sondern unser Verstand trug diese Verwirrungen hinein, indem wir, was der Ewige für das Ewige schuf, für unsern Sinnenkitzel, für unsere Eitelkeit, für unser bequemes Wohlleben berechnen wollten.

Wird es dir nun zu schwer, dich zu einer solchen Höhe von Kraft und Tugend zu erheben: so hadere nicht mit den Verfügungen des liebenden Vaters im Himmel, sondern mit deinen kleinlichen, irdischen Begierden, welche sich eigensinnig die Ewigkeit und den weise geregelten Gang der Dinge unterworfen sehen möchten.

Du aber, der du diese Worte vernimmst, und ihren großen, heiligen Sinn erfassest, du wirst, während der Ehrsüchtige, der Gelddurstige, der Eitle, der Schlemmer, der Neidische jammert, in frohe Lobgesänge auf den Wunderbar-Gütigen einstimmen. Du wirst mit Paulus sagen: O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Röm. 11, 32.

In Gottes Schöpfungen ist Alles Harmonie. Sie sind heilig und selig, wie er. Nur ein heiliges, das heißt,

fehlerfreies Gemüth ist auch voll innerer Seligkeit, und im Einklang mit Gottes Werken. Der Unreine, Sinnlich-Begehrliche, dem sein Kleid, sein Gaumen, sein Vermögenszustand, seine Lustbarkeiten, sein Ansehen vor den Leuten, seine Wollüste das höchste Gut sind, steht im Widerspruch mit Gott, folglich auch im Widerspruch mit dessen Weltordnungen. Daher kann er in seiner Art höchst unglücklich werden, und eben dies ist sein Glück. Denn das bittere Loos, welches ihn betrifft, macht ihn vielleicht unabhängiger vom Staubgut, und erinnert ihn daran, daß in seinem Körper ein Geist herberge, zu etwas mehr berufen, als für die Freuden der Tafel, der Gesellschaft, der bürgerlichen Ehrenbezeugungen, des Ruhmes und dergleichen.

In Gottes Schöpfung ist Alles Harmonie! Alles darin gut! Nur inwiefern ich selbst gut und vollkommen bin, gehöre ich zum seligen Reich der göttlichen Ordnungen, und finde ich wieder jedes Schicksal gut und wohlthätig. O daß ich doch diese Wahrheit festhalten könnte für das mir noch bevorstehende Lebensjahr! Es liegt in ihr der Kern der höchsten Weisheit und der aus solcher Weisheit quellenden Zufriedenheit! Wie wenig war mir doch dieser einfache Gedanke sonst gegenwärtig! Wie manchen Mißgriff in Beurtheilung meiner Umstände, aber auch wie manchen Schmerz hätte ich mir dadurch ersparen können! Wie manche Thräne hätte ich in frühern Jahren weniger geweint, wie manche Reue in spätern Jahren weniger gehabt!

O Gott! o mein Schöpfer! o Du Sender meiner Zukunft! Mit diesem Gedanken will ich meine kommenden Tage empfangen und begrüßen. Welches Loos Du mir nun auch noch bestimmt hast, ich will es mit Vertrauen zu Deiner Vaterhuld, mit Gelassenheit erwarten. Und wenn mich ein Schicksal überwältiget, welches die Menschen Unglück nennen, will ich bei mir denken: nein, es gibt kein Unglück, als welches der, so es empfängt, erst dazu machen will. Aber der, welcher es gibt, ist Gott, ist der Alliebende, der nur Glück geben will. Und wenn mich der Schmerz beugt, wenn meine Thränen

fliessen, wenn ich glaube, in einer Fülle von Leiden unterzugehen, dann will ich mich selbst erforschen, und fragen: Was leidet in mir so stark? Ist es nicht etwa meine allzugroße Anhänglichkeit an das, was Staub ist? Oder ist es nicht mein verborgener Ehrgeiz? Ist denn dies der Thränen werth? Habe ich denn etwas verloren, so lange ich mich nur nicht selbst verloren habe — nicht Dich, mein Gott? Bin ich denn bloß für diese kurze Dauer hienieden da? Muß ich nicht in einer vielleicht sehr nahen Stunde Alles, selbst meinen Leichnam, verlieren und zurücklassen? Dann werde ich mich meiner Thränen schämen, und Stärke gewinnen. — Es wird sich meine Seele aufrichten, auf deine weisen Verfügungen glaubensvoll hinblicken, und fragen: warum leide ich? — Ach, vielleicht ist es nur nothwendige Folge meiner Vergehungen gegen göttliche und menschliche Ordnungen, Folge meiner ungeregelten Leidenschaften. Wohl mir, daß ich leide! Dank Dir, Allgütiger, daß ich leide! Denn aus diesem Schmerz, den ich fühle, erkenne ich erst deutlich, wo ich eine Wunde trage, die geheilt zu sein verlangt. Und jede Schwäche, jede fehlerhafte Neigung, die noch in mir ist, die ist auch eine wahre Wunde meiner Seele. O ich will sie heilen, damit sie keine Todeswunde werde, die mich zu lange vom Reiche Deiner Seligkeit ausschließt.

In Deinen Schöpfungen ist Alles Harmonie! So wird auch das kommende Jahr mit allen seinen Begebenheiten in schönem Einklang mit Deinen Werken stehen. Ich erwarte es nun mit feierlicher Ruhe, voll Zuversicht und grenzenloser Hingebung; denn ich habe es beschlossen: auch ich will gut sein, um immerdar mit meinen bessern Ueberzeugungen und mit Deinen Ordnungen in Uebereinstimmung zu bleiben. So gibt es kein Unglück!

Kein Unglück? — Ach Gott, verzeih mir diese Thräne, welche von meinen Augen fällt. Ich gedachte des Augenblicks, da mir die, welche ich auf Erden am innigsten liebe, durch den Tod entrissen werden könnten! — Wehe mir, Vater, ich leide! Ich bin nicht stark genug, den schrecklichen Gedanken zu tragen, daß eine der liebsten Seelen von mir gerissen werde. Mein Vater, o mein Vater! Siehe,

meine Hände falten sich schmerzlich flehend zu Dir empor, und meine Blicke voller Thränen beten zu Dir empor! O ich bete für die Lieben, die Du selbst an mein Herz geschlossen hast. Erhalte sie mir! — —

Doch — — nicht, Vater, wie ich will — nein, nein! wie Du willst! — Ich liebe, aber mein allzuheißes Lieben kann auch zur Schwäche und zum Unrecht werden. Ich will mich ermannen. Ich will mich mit dem Gedanken vertraut machen, daß mir auch mein Allertheuerstes genommen werden könnte. O mein Herz bricht — — o es wird brechen, wenn sein Kleinod von ihm abfällt; aber dann — schon gewöhnt an die Vorstellung, daß einmal Trennung auf Erden sein müsse, damit droben ein Wiederfinden möglich sei, wird es nicht verzweifeln. Es wird Dich preisen, unter allen Schmerzen preisen. Dann hast Du es abgerissen von dem, woran es hienieden noch am festesten hing. Dann wird es nur um so lauter und sehnsuchtvoller nach dem ewigen Sein hin schlagen — dorthin, o dorthin, Vater, wo ich meine Verlornen wiederfinde, deren Seele mir hienieden nicht mehr lächelt, und über deren Staub Deine Sturmwinde und Regenwolken hinschweben.

Ich bin ruhig. Jedes Schicksal bin ich gewärtig. In Gottes Reich ist Alles Harmonie, wie kann da der Einklang liebender Seelen je gebrochen werden!

Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist. Vater, in Deine Hände befehle ich alle meine Lieben. Sei unser Gott und Vater, liebreich, gnadenvoll, barmherzig, langmüthig, wie im Vergangenen, auch in der Zukunft. Amen.

Inhalt
des dritten Bandes.

	Seite
I. Empfindungen am Neujahrstage	9
II. Die Andacht	18
III. Die Geschwätzigkeit	28
IV. Ueber die Sucht der Menschen, andere Menschen zu verkleinern.	37
V. Der Kuß des Verräthers	47
VI. Ob unsere Tugend von Zeiten und Landessitten abhängig sei.	54
VII. Von der Treue in Kleinigkeiten	63
VIII. unverschuldetes Leiden	72
IX. Eine Sünde der andern Mutter	80
X. Die Macht der Wahrheit	89
XI. Wiedererstattung	98
XII. Gebrochene Freundschaft	106
XIII. Lerne den Geringern schätzen	116
XIV. Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen (Erste Abtheil.)	125
XV. Die Kunst, ein frohes Alter zu erreichen (Zweite Abtheil.)	134
XVI. In einer Tugend alle Tugend	148
XVII. Vom Betragen gegen dienende Hausgenossen	153
XVIII. Der letzte Wille	162
XIX. Die Verirrungen guter Menschen in Beurtheilung des Lebens.	172
XX. Die häusliche Familie und der Staat	182
XXI. Wie man zum Abfall der Religion verleitet	191
XXII. Wenn unser Wohlstand abnimmt	201
XXIII. Häusliche Sorge, häusliches Glück	208
XXIV. Der Werth des Lebens für die Menschen	218
XXV. Schädlichkeit bildlicher Vorstellungen von Gott	228
XXVI. Der Glaube an menschliche Tugend	233
XXVII. Feierlichkeit öffentlicher Gottesverehrung	248
XXVIII. Vorurtheil für und wider Neues	260
XXIX. Vom Einflusse des Gemüthszustandes auf unsern religiösen Sinn	271
XXX. Die Gefahren frommer übereilter Entschliessungen	280
XXXI. Was Furcht Gottes sei	291
XXXII. Richtigere Beurtheilung unserer Gemüthsbewegungen	300
XXXIII. Der Landmann	310
XXXIV. Der Handwerker und Künstler	319
XXXV. Parteiischer Sinn im alltäglichen Leben	329
XXXVI. Einfluß des Gebetes auf die menschlichen Schicksale	339
XXXVII. Die Blinden und Taubstummen	348
XXXVIII. Versöhnung	358
XXXIX. Von Weissagungen	366
XL. Der Unverträgliche	376

Inhalt.

XLI. Gefahren willkührlicher Träumereien 386
XLII. Muth zur Tugend 396
XLIII. In der Gegenwart leben 405
XLIV. Geduld und Sanftmuth bezwingen alle Herzen . . 415
XLV. Unterlassung des Guten 425
XLVI. Die Neuvermählten 435
XLVII. Anerkennung fremder Verdienste 443
XLVIII. Selbstgefälligkeit 453
XLIX. Bedenke das Ende 464
L. Am Schlusse des Jahrs 475

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung

Bd.: 3. Bd. 3. - 1819. - 484 S.

Aarau 1819

Asc. 5461-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10269702-8